

FORUM INTERDISZIPLINÄRE BEGRIFFSGESCHICHTE (FIB) SCHWERPUNKT MIT KOSELLECK ÜBER KOSELLECK HINAUS

ZfL

LEIBNIZ-ZENTRUM
FÜR LITERATUR- UND
KULTURFORSCHUNG

Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung
Pariser Straße 1 | 10719 Berlin
T +49 (0)30 20192-155 | F -243 | sekretariat@zfl-berlin.org

IMPRESSUM

Herausgeber

Falko Schmieder, Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung (ZfL), www.zfl-berlin.org

Direktorin

Prof. Dr. Eva Geulen

Redaktion

Falko Schmieder (Leitung), Herbert Kopp-Oberstebrink, Ernst Müller, Tatjana Petzer, Georg Toepfer, Stefan Willer

Wissenschaftlicher Beirat

Faustino Oncina Coves (Valencia), Christian Geulen (Koblenz), Eva Johach (Konstanz), Helge Jordheim (Oslo), Christian Kassung (Berlin), Clemens Knobloch (Siegen), Sigrid Weigel (Berlin)

Gestaltung KRAUT & KONFETTI GbR, Berlin

Lektorat Clara Fischer

Layout/Satz Emma Neuhaus

Titelbild D. M. Nagu

ISSN 2195-0598



Sämtliche Texte stehen unter der Lizenz **CC BY-NC-ND 4.0**. Die Bedingungen dieser Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z. B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den*die jeweilige*n Rechteinhaber*in.

© 2025 / Das Copyright liegt bei den Autor*innen.

INHALT

- 4 EDITORIAL**
Falko Schmieder
- 6 DIE »NATION« VERFREMDEN. FÜR EINE TRANSNATIONALE BEGRIFFSGESCHICHTE**
Corentin Marion
- 20 SOZIALE STRUKTUREN IN ZEIT UND RAUM. BEGRIFFSANALYSEN IN DER KOMPARATIVEN SOZIALSTRUKTURFORSCHUNG**
Lena M. Friedrich
- 34 KOLONIALGESCHICHTE IM RAHMEN DER BEGRIFFSGESCHICHTE: DAS BEISPIEL LATEINAMERIKAS**
Laura Rivas Gagliardi
- 43 UMKÄMPFTE SEMANTIKEN ›EUROPAS‹ IN DER WELTANSCHAUUNGSLITERATUR DER WEIMARER REPUBLIK**
Tillmann Heise
- 58 DIE UNMÖGLICHE MÖGLICHKEIT DER GESCHICHTE EINES BEGRIFFS: BEOBACHTUNGEN DER SÄKULARISIERUNG UND DER SPRACHLICHE WANDEL DER RELIGIÖSEN SEMANTIK**
Lorenz Trein
- 68 STRUCTURES OF REPETITION: KOSELLECK, SERIALITY, AND THE PRACTICES OF CONCEPTUAL HISTORY**
Sean Franzel
- 78 SPLITTER UND SCHICHTEN DES VERTRAUENS. FUNDSTÜCKE UND KONTEXTE EINES GRUNDBEGRIFFS DES 14. UND 21. JAHRHUNDERTS**
Maximilian Kinder
- 89 DIE (IN-)VULNERABLEN. ÜBERLEGUNGEN ZUR NEUEN KREATÜRLICHKEIT**
Patricia Gwozdz

EDITORIAL

Falko Schmieder

Seit der Begründung des E-Journals *Forum Interdisziplinäre Begriffsgeschichte* durch Ernst Müller sind unter seiner Herausbergerschaft von 2012 bis 2023 insgesamt 15 Ausgaben erschienen. Das Journal hat eine weite Verbreitung gefunden und zur Profilierung der begriffsgeschichtlichen Forschungsmethode beigetragen. Im Jahre 2024 habe ich das Amt des Herausbergers übernommen. Die Zielstellung des Journals bleibt unverändert: Auch weiterhin werden Beiträge zur Theorie, Theoriegeschichte und Praxis der interdisziplinären Begriffsgeschichte publiziert und in Rezensionen Neuerscheinungen zum Thema vorgestellt.

Die meisten Beiträge der vorliegenden Ausgabe gehen auf die Tagung »Mit Koselleck über Koselleck hinaus. Perspektiven zu einer Begriffsgeschichte des 20. Jahrhunderts« zurück, die vom 12. bis 13. Oktober 2023 am Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung in Berlin stattgefunden hat. Auf dieser Tagung wurde der 100. Geburtstag des Begriffshistorikers Reinhart Koselleck zum Anlass genommen, um Aktualität und Grenzen des Ansatzes einer sozialhistorischen Begriffsgeschichte, wie ihn die von Koselleck mitherausgegebenen *Geschichtlichen Grundbegriffe* verfolgen, zu bestimmen und die Konturen und Perspektiven einer »postkoselleckianischen« Begriffsgeschichte auszuloten. Die Historisierung von Kosellecks methodischen Kategorien und Denkfiguren wurde verbunden mit Fragen wie denen nach der Reichweite der klassischen Grundbegriffe, nach den semantischen Umbrüchen und Zäsuren im 20. Jahrhundert, nach neuen Grundbegriffen und Begriffstypen sowie nach neuen heuristischen Leitkategorien, die zu deren Analyse dienlich sein können. Mit Blick auf Kosellecks Ansatz zu einer Theorie historischer Zeiten wurden auch die temporalen Dimensionen neuerer Leitbegriffe untersucht. Dabei wurde vielfach auch an jüngere Beiträge angeschlossen, die

für eine entschiedene Öffnung und Erweiterung der Begriffsgeschichte hin zu einer historischen Semantik plädieren.

Die hier veröffentlichten Beiträge nehmen viele Anregungen und Fragestellungen der Tagung auf. Sie stammen von Vertreterinnen und Vertretern verschiedener Disziplinen. Koselleck hatte nach Abschluss der *Geschichtlichen Grundbegriffe* in der international vergleichenden Begriffsgeschichte eine der wichtigsten Zukunftsaufgaben der Disziplin gesehen. Die Beiträge des Historikers Corentin Marion (Deutsches Historisches Institut Paris) und der Sozialpädagogin und Soziologin Lena M. Friedrich (Universität Koblenz/Landau) nehmen dieses Desiderat auf. Corentin Marion verbindet die begriffsgeschichtliche Herangehensweise mit der transnationalen Geschichte. Anhand von stenographischen Berichten ausgewählter Parlamentsdebatten um die Nationenbildung in Frankreich und den deutschen Staaten auf nationaler bzw. Bundesebene zwischen 1848/49 und 1870/71 geht er den Verflechtungen im jeweiligen Begriffsgebrauch von »Nation« nach und zeigt, dass die Debatten um die Grenzen der Nation, ihre politische Form und die Nationenbildung im Allgemeinen maßgeblich durch transnationale Austauschprozesse geprägt waren. Lena M. Friedrich nimmt die Begriffsgeschichte für eine sprachsoziologische Ergänzung und Erweiterung komparatistischer Ansätze in Dienst, indem sie den Einsatz der sozialstrukturellen Kernbegriffe »Klasse« und »Schicht« in der britischen und deutschen Soziologie im Rahmen einer diachronen Analyse vergleicht.

Die Romanistin und Literaturwissenschaftlerin Laura Rivas Gagliardi (Portugiesisch-Brasilianisches Institut der Universität Köln) leistet einen Beitrag zur Dekolonialisierung der Begriffsgeschichte. Sie analysiert die *Geschichtlichen Grundbegriffe* und die neueren, von Javier Fernández Sebastián herausgegebenen *Iber-conceptos* im Hinblick auf ihre Auseinandersetzung

mit dem kolonialen Erbe und kommt zu dem Befund, dass in beiden Wörterbüchern dieses Erbe nur unzureichend aufgearbeitet wird. Dieses Defizit erscheint Gagliardi umso bemerkenswerter, als gerade der Kolonialismus den aus europäischen Sprachen und Sozialgeschichte entnommenen Begriffen wie etwa ›Imperialismus‹ oder ›modernidad‹ einen besonderen Charakter verleiht.

Der Germanist Tillmann Heise (Universität Paderborn) untersucht im Schnittfeld von Literatur- und Geschichtswissenschaft die Verwendung des Europabegriffs in der für die Zwischenkriegszeit besonders einflussreichen Textsorte der sogenannten Weltanschauungsliteratur, die vorzugsweise von Schriftstellern in ihrer Funktion als öffentliche Intellektuelle verfasst wurde. Die in hohem Maße synkretistischen, mit pathetischem Weltdeutungsgestus auftretenden Texte bilden eine wertvolle Quelle, um neben den semantischen Dimensionen des Europabegriffs die interdiskursiven Verfahren und rhetorischen Strategien in den weltanschaulich-politischen Deutungskämpfen der 1920er und 1930er Jahre zu beleuchten, wobei der Europabegriff vor allem in seiner Funktion als kompensatorischer Zukunftsbegriff und politisierter Kampfbegriff begegnet.

Für Kosellecks Begriffsgeschichte und Methodologie waren die Begriffe der ›Säkularisierung‹ und der ›Wiederholung‹ von besonderer Bedeutung. Die Beiträge des Religionswissenschaftlers Lorenz Trein (LMU München) und des Germanisten Sean Franzel (School of Languages, Literatures and Cultures an der University of Missouri) nehmen neue Bewertungen und Ausarbeitungen dieser Begriffe vor. Trein geht in Bezug auf ›Säkularisierung‹ von den beiden neueren Theoretrends der postkolonialen Kritik und des Anthropozändiskurses aus und zeigt in Form einer Historisierung des genealogischen Säkularisierungsbegriffs, die dessen Mehrdeutigkeit und Unbestimmtheit offenlegt, dass und wie die Begriffsgeschichte von einem heuristischen Religionsbegriff profitieren kann, der sich für die Wahrnehmung und Strukturierung von Zeit- und Geschichtserfahrungen interessiert. Franzel liefert in seinem Beitrag Hinweise zu einer Begriffsgeschichte von Serie/Serialität, geht verschiedenen Dimensionen von Serialität im Werk von Koselleck nach und führt aus, wie serielle Formen die Praktiken und das Selbstverständnis der Begriffsgeschichte informieren.

Die Ausgabe wird komplettiert durch zwei Beiträge, die sich mit ›Vertrauen‹ und ›Vulnerabilität‹ zwei Begriffen zuwenden, die erst in jüngerer Zeit Konjunktur

erleben und in den *Geschichtlichen Grundbegriffen* noch keine Rolle spielen. Der Germanist Maximilian Kinder (LMU München) widmet sich den Kontexten und Bedingungen, unter denen der Vertrauensbegriff den Status eines Grundbegriffs erlangen konnte. Kinder geht dabei bis ins 14. Jahrhundert zurück und zeigt, dass ›Vertrauen‹ hier die Rolle eines Grundbegriffs der spirituellen Sprache innehatte, der es erlaubte, diverse mystische Spiritualitäten zu unterscheiden. In der Gegenwart komme der Vertrauensbegriff nicht nur im Zusammenhang mit einer manifesten politischen Legitimationskrise zu Ehren, sondern auch in der neuen spirituellen Bedeutung einer Youtube-Mystik, die Rückbezüge zur mittelalterlichen Verwendung erlaubt und auf die historische Tiefenschärfe des Begriffs hindeutet. Die Romanistin Patricia Gwozdz (Universität Potsdam) widmet sich dem Begriff und der Begriffs- und Problemgeschichte des ›Vulnerablen‹. Sie rekonstruiert Stationen des langen Weges aus dem religiösen Bereich des Kreatürlichen bis in jüngere Diskurse zur Covid-19-Pandemie und diskutiert unter anderem die Frage, ob *vulnerabilis* im 21. Jahrhundert einen Paradigmenwechsel des Subjekt-Begriffs einläutet. Darüber hinaus erscheint ›Vulnerabilität‹ als ein besonderer Begriffstypus, anhand dessen sich zentrale Thesen Kosellecks über das Verhältnis von Erfahrung(sraum) und Erwartung(shorizont) auf den Prüfstand stellen lassen.

Die Beiträge dokumentieren insgesamt ein anhaltendes Interesse von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen an Kosellecks Theorie und Praxis der Begriffsgeschichte. Sie zeigen aber auch, dass wir uns heute im Zeichen neuartiger globaler Herausforderungen mit Fragen und Problemen konfrontiert sehen, die über den Rahmen der *Geschichtlichen Grundbegriffe* hinausweisen und die Entwicklung neuer Denkwerkzeuge erfordern.

Zum Abschluss noch ein herzlicher Dank an Clara Fischer für ihr sorgfältiges Lektorat der Texte.

DIE »NATION« VERFREMDEN FÜR EINE TRANSNATIONALE BEGRIFFSGESCHICHTE

Corentin Marion

Die klassischen Werke der Begriffsgeschichte haben sich jeweils mit einem konkreten Sprachraum beschäftigt. Die *Geschichtlichen Grundbegriffe* widmeten sich der politisch-sozialen Sprache in Deutschland und das *Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich 1680–1820* konzentrierte sich auf Frankreich.¹ Die von Reinhart Koselleck identifizierten vier Tendenzen Demokratisierung, Verzeitlichung, Ideologisierung und Politisierung gelten also – trotz des gewissermaßen universalen Anspruchs des Theorems – streng genommen nur für die ›Sattelzeit‹ in Deutschland, nicht für die in Frankreich, die Rolf Reichardt zufolge deutlich früher einsetzt.²

Dafür bilden aber die *Geschichtlichen Grundbegriffe* keineswegs ein monolinguales Werk, denn Eingang finden dort auch Begriffe und Texte aus dem Französischen, dem Englischen, dem Lateinischen und anderen Sprachen, wie der Index der beiden Regis-

terbände zeigt.³ Der Artikel zu »Volk, Nation, Nationalismus, Masse« enthält sogar einen Exkurs zur Entwicklung der Begriffe *peuple* und *nation* in Frankreich zwischen 1760 und 1815 sowie ein Unterkapitel zu den semantischen Folgen der Französischen Revolution in Deutschland.⁴

Auch neuere Projekte der Begriffsgeschichte beschränken sich auf einen ausgewählten Sprachraum, wie das Lexikon *Das 20. Jahrhundert in Grundbegriffen*, seit 2024 herausgegeben von Ernst Müller, Barbara Picht und Falko Schmieder, das anknüpfend an die *Geschichtlichen Grundbegriffe* den Untertitel *Lexikon zur historischen Semantik in Deutschland* trägt. Das Herausgeberteam weist eine transnationale oder globalgeschichtliche Ausweitung der Begriffsgeschichtsforschung explizit ab, mit der Begründung, dass die politischen Diskurse, die das Lexikon untersucht, weitgehend nationalstaatlich verfasst gewesen seien und es aus sprachpragmatischer Sicht sinnvoll erscheine, nur die tatsächlich verwendete Einzelspra-

1 Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, 8 Bde., Stuttgart 1972–1997; Rolf Reichardt/Eberhard Schmitt/Hans-Jürgen Lüsebrink u. a. (Hg.): *Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich 1680–1820*, 22 Bde., Berlin u. a. 1985–2021 (noch laufend).

2 Vgl. Daniel Fulda: »Sattelzeit. Karriere und Problematik eines kulturwissenschaftlichen Zentralbegriffs«, in: ders./Élisabeth Décultot (Hg.): *Sattelzeit: Historiographiegeschichtliche Revisionen*, Boston u. a. 2016, S. 1–16; Alexandre Escudier: »La ›Sattelzeit‹. Genèse et contours d'un concept d'époque«, in: *Éthique, politique, religions* 17.2 (2020), S. 115–136. Während Alexandre Escudier die Sattelzeit in Anlehnung an den Untertitel der *Geschichtlichen Grundbegriffe* als ein Phänomen der deutschen politisch-sozialen Sprache zu betrachten scheint, sieht Daniel Fulda sie als ein europäisches Phänomen. Zur Ausdehnung und Differenzierung der Sattelzeit in den verschiedenen europäischen Ländern vgl. Willibald Steinmetz: »Multiple Transformations. Temporal Frameworks for a European Conceptual History«, in: ders./Michael Freeden/Javier Fernández Sebastián (Hg.): *Conceptual History in the European Space*, New York 2017, S. 63–95.

3 Vgl. Brunner/Conze/Koselleck: *Geschichtliche Grundbegriffe* (Anm. 1), Bd. 8.1–8.2, Stuttgart 1997. Vgl. auch Margrit Pernau: »Einführung: Neue Wege der Begriffsgeschichte«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 44 (2018), S. 5–28, hier S. 13.

4 Fritz Gschnitzer/Reinhart Koselleck/Bernd Schönemann u. a.: »Volk, Nation, Nationalismus, Masse«, in: Brunner/Conze/ders.: *Geschichtliche Grundbegriffe* (Anm. 1), Bd. 7, Stuttgart 1992, S. 141–431. Dieser Artikel ist aufgrund seines Umfangs (290 Seiten) und seiner zeitlichen Spannweite (von der römischen Antike bis zur Wiedervereinigung) für die *Geschichtlichen Grundbegriffe* einzigartig. Vier Autoren wurden damit beauftragt: Fritz Gschnitzer (Altertum), Karl Ferdinand Werner (Mittelalter), Bernd Schönemann (Neuzeit, 19. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg) sowie Reinhart Koselleck (Einleitung, »lexikalischer Rückblick« über die Sattelzeit und der Teil zum 20. Jahrhundert). Der »Exkurs zur Entwicklung der Begriffe ›People‹ und ›Nation‹ in Frankreich (1760–1815)« ist auf S. 321–325 zu finden, das Unterkapitel 9, »›Volk‹ und ›Nation‹ als komplementär besetzte Begriffe: zu den semantischen Folgen der Französischen Revolution in Deutschland«, auf S. 325–329; beide Texte wurden von Bernd Schönemann verfasst.

che zum Gegenstand zu machen – hier also Deutsch. Allerdings sollen »Prozesse der Internationalisierung (Globalisierung, Anglisierung)« dann berücksichtigt werden, wenn sie für die deutschen Sprachentwicklungen relevant sind.⁵

Vor diesem Hintergrund ist die Frage nach der Ausweitung des Untersuchungsraums der Begriffsgeschichtsforschung immer noch aktuell.⁶ Lässt sich überhaupt eine Begriffsgeschichte über Sprachgrenzen hinaus schreiben, jener Ansatz verfolgen, der auf die Semantik und die Sprache selbst als Indikator und Faktor achtet, und wenn ja, wie?

In meiner eigenen Forschung unternehme ich diesen Versuch am Beispiel des Begriffs ›Nation‹. Nichts ist international verbreiteter als das nationale Projekt, behauptete Anne-Marie Thiesse bereits 1999.⁷ Die Definition von dem, was eigentümlich, spezifisch für die eigene Nation ist, geschieht immer in einem transnationalen Prozess der Aneignung, Inspiration, (Teil-)Übernahme, Übersetzung, Anpassung, aber auch Ablehnung, Abgrenzung oder Distanzierung. Dieser Prozess wird vor allem in der Sprache spürbar, in der sich Erfahrungen und Bedeutungszusammenhänge kristallisieren. Meine Untersuchung widmet sich dem deutsch-französischen Raum als transnationalem Labor im 19. Jahrhundert.

Bei der Untersuchung des Nationsbegriffs für die Zeit zwischen 1848 und 1871 orientiere ich mich an einer systematischen Definition von ›Nation‹, wonach diese als eine Reihe von Diskursen zu einer gedachten oder konstruierten Ordnung verstanden wird, welche ein bestimmtes Menschenkollektiv und die Kriterien seiner Zugehörigkeit definiert. Dabei soll nicht untersucht werden, welche Formen die ›Nationen‹ (als tatsächlich existierende Entitäten) im 19. Jahrhundert annahmen, und auch nicht, ob diese Gruppen transnational entstanden sind. Eine solche Untersuchung würde nur eine Paraphrase oder eine Einlassung auf die Diskurse jener nationalistischen Akteure bedeuten, die es zu analysieren gilt. Man muss sich

vor Augen führen, dass »the idea of ›the nation‹, once extracted, like the mollusc, from the apparently hard shell of the ›nation-state‹, emerges in distinctly wobbly shape«, wie Eric Hobsbawm prägnant formulierte.⁸

Die Begriffsgeschichte ist es, die methodisch und theoretisch am besten ausgerüstet ist, um dieses Molluskendasein des Nationsbegriffs zu untersuchen. Transnationale Geschichte lenkt das Augenmerk auf Zirkulationen, Verflechtungen und Entflechtungen. Sie liegt im Folgenden der Gegenstandsbildung und -betrachtung zugrunde; die Begriffsgeschichte komplementiert sie mit einer Methodik und einem Zugang zu Erfahrungen und Vergangenheit durch das Medium der Sprache. Transnationale Begriffsgeschichte schreiben bedeutet also, die ›Nation‹ als Analyserahmen und als Forschungsgegenstand zu verfremden, um neue Erkenntnisse zutage zu fördern.

Um dem Ansatz der transnationalen Begriffsgeschichte nachzugehen, erörtere ich zunächst verschiedene in der Forschung unternommene Versuche und stelle ihre Grenzen zur Diskussion. Dabei geht es um eine Auswahl von Ansätzen, die die nationalsprachliche Ausrichtung der Begriffsgeschichte kritisierten und eine Ausdehnung jenseits des nationalen Rahmens zu ihrem Programm erklärten (I.). Im Zentrum dieses Aufsatzes steht ein Plädoyer für eine transnationale Begriffsgeschichte, deren theoretische Prämissen, methodologische Herangehensweise und Operationalisierung im Folgenden zu eruieren sein werden (II.). Anschließend stelle ich einige Fallbeispiele aus meiner empirischen Forschung vor, in der ich diesen Ansatz verfolge (III.).

I. BEGRIFFSGESCHICHTE ÜBER DIE GRENZEN HINAUS

1991 veröffentlichte Reinhart Koselleck zusammen mit Ulrike Spree und Willibald Steinmetz einen Aufsatz mit dem Vorhaben, eine vergleichende Semantik von ›Bürger‹ in Frankreich, Deutschland und England zu schreiben.⁹ Untersucht wurde, wie (onomasiologisch) zu jener Zeit die soziale Gruppe der ›Bürger‹

5 Vgl. Ernst Müller/Barbara Picht/Falko Schmieder: »Einleitung«, in: dies. (Hg.): *Das 20. Jahrhundert in Grundbegriffen. Lexikon zur historischen Semantik in Deutschland*, Basel 2024, DOI: https://doi.org/10.31267/Grundbegriffe_77012495 (aufgerufen am 24.10.2024).

6 Für einen Überblick vgl. Ernst Müller/Falko Schmieder: *Begriffsgeschichte und historische Semantik*, Frankfurt a. M. 2016, S. 801–803.

7 Vgl. Anne-Marie Thiesse: *The Creation of National Identities. Europe, 18th-20th Centuries*, Übs. von Brian McNeil, Leiden 2021 (frz. 1999)..

8 Eric J. Hobsbawm: *Nations and Nationalism since 1780: Programme, Myth, Reality*, Cambridge 1990, S. 190.

9 Reinhart Koselleck/Ulrike Spree/Willibald Steinmetz: »Drei bürgerliche Welten? Zur vergleichenden Semantik der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland, England und Frankreich«, in: Hans-Jürgen Puhle (Hg.): *Bürger in der Gesellschaft der Neuzeit. Wirtschaft – Politik – Kultur*, Göttingen 1991, S. 14–58.

bezeichnet wurde und mit welchen Erfahrungen diese Bezeichnungen verbunden waren. Bereits hier bemerkten die Autorin und die Autoren erste Probleme bei einer Ausweitung der Untersuchung über einzelne Sprachräume hinaus: nämlich die Tatsache, dass je nach Land unterschiedliche Erfahrungen auf verschiedene Art in klar unterscheidbaren Begriffen ausgedrückt wurden.¹⁰ Ein ›Bürger‹ im deutschen Sinne war weder *citoyen* noch *bourgeois*, weder war er ein *gentleman* noch Teil der *middle class* oder *citizen* – und umgekehrt. Aus den unterschiedlichen Erfahrungsräumen entstanden also Unterschiede, die es zu erklären galt. Dieses Unternehmen war aber sofort mit dem Problem der Übersetzbarkeit konfrontiert. Wenn man die Triade des Vergleichs heranzieht, ist vor allem das *tertium comparationis* der kritische Punkt: *Comparans* und *comparandum* sind unproblematisch, in diesem Fall ›bourgeois‹ im Französischen und ›Bürger‹ im Deutschen. Dann aber stellten die Autoren fest, dass die Begriffe überhaupt nicht die gleiche Entstehungsgeschichte hatten und sich nur bedingt überlappten. Es fehlte also ein *tertium comparationis*, es sei denn, man ›übersetzt‹ die Begriffe: Bürger wäre demnach im Französischen unter *bourgeois* sowie *citoyen* zu suchen. In einem späteren Text bemerkte aber Willibald Steinmetz, dass das Übersetzen der Begriffe drei Probleme aufwirft: erstens die Äquivalenz auf der synchron-vergleichenden Ebene, zweitens die Äquivalenz in der Diachronie und drittens die »Modernelastigkeit der Metasprache«, die Forschende benutzen, und die damit einhergehende Normativität derselben, aus der das Problem des Eurozentrismus für extra-europäische Vergleiche erwächst.¹¹ All diese Probleme ergeben sich daraus, dass (Begriffs-)Historiker und (Begriffs-)Historikerinnen auf sprachliche Quellen angewiesen sind, die von Zuständen und Veränderungen zeugen.

Die Sprachzeugnisse müssen übersetzt werden, um semantisch vergleichbar zu werden. Aber ebenso müssen die daraus erschlossenen sozialen, ökonomischen und politischen Vorgänge vergleichbar gemacht werden. [...] Insoweit hängt jeder Vergleich von der Übersetzbarkeit sprachlich je verschiedenartig gespeicherter Erfahrungen ab, die aber als Erfahrungen an die Einmaligkeit der jeweiligen

Sprache zurückgebunden bleiben. Wir stehen also methodisch vor einer aporetischen Situation.¹²

Ein Weg aus der Aporie wäre, Koselleck, Spree und Steinmetz zufolge, ebenso in einer sozialhistorischen Metatheorie wie in einer Metasprache zu suchen, die es aber beide nicht gibt.

Begriffe greifen Erfahrungen auf, und diese Erfahrungen sind je nach Land und historischem Kontext unterschiedlich. Sie bilden keine passive Betrachtung der Welt, sondern eine aktive Formung derselben. Wie kann man also über solche Spracherfahrungen reflektieren, in einer Sprache, die nicht jene dieser Erfahrungen ist, in einer Sprache, die nicht aus diesen Erfahrungen gebildet ist? Mit Blick auf dieses Problem fragt Margrit Pernau: »What gets lost in translation?«¹³ Problematisch erscheint vor diesem Hintergrund außerdem, dass die Vergleichbarkeit und die Übersetzung – sei es von Erfahrungen oder von

12 Koselleck/Spree/Steinmetz: »Drei bürgerliche Welten« (Anm. 9), S. 21 f.

13 Margrit Pernau: »Whither Conceptual History? From National to Entangled Histories«, in: *Contributions to the History of Concepts* 7.1 (2012), S. 1–11, hier S. 10. Diese Frage der Übersetzung stellten schon die Herausgeberinnen und Herausgeber der *Ästhetischen Grundbegriffe* in der klassischen Begriffsgeschichte, vgl. Karlheinz Barck/Martin Fontius/Dieter Schlenstedt u. a.: »Vorwort«, in: dies. (Hg.): *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*, Bd. 1, Stuttgart 2000, S. VII–XIII, insb. S. XII; vgl. auch Jörn Leonhard: »Language, Experience and Translation: Toward a Comparative Dimension«, in: Javier Fernández Sebastián (Hg.): *Political Concepts and Time. New Approaches to Conceptual History*, Santander 2011, S. 245–272; ders.: »Translation as Cultural Transfer and Semantic Interaction. European Variations of Liberal Between 1800 and 1830«, in: Martin J. Burke/Melvin Richter (Hg.): *Why Concepts Matter. Translating Social and Political Thought*, Leiden 2012, S. 93–108; Victor Neumann: »Peculiarities of the Translation and Adaptation of the Concept of Nation in East-Central Europe. The Hungarian and Romanian Cases in the Nineteenth Century«, in: *Contributions to the History of Concepts* 7.1 (2012), S. 72–101; Stefan Nygård/Johan Strang: »Conceptual Universalization and the Role of the Peripheries«, in: *Contributions to the History of Concepts* 12.1 (2017), S. 55–75; Samuel Hayat/José María Rosales: »The Modernity of Political Representation. Its innovative Thrust and Transnational Semantic Transfers during the Sattelzeit (Eighteenth to Nineteenth Centuries)«, in: *Contributions to the History of Concepts* 15.1 (2020), S. 69–75. Zu den ›nomadischen‹ Begriffen vgl. zudem Javier Fernández Sebastián: »Concepts voyageurs et douanes intellectuelles. Historiciser le vocabulaire des sciences sociales«, *La vie des idées*, 09.12.2011, <https://laviedesidees.fr/Concepts-voyageurs-et-douanes> (aufgerufen am 14.05.2024); Wolf Feuerhahn: »A Specter Is Haunting Germany – the French Specter of Milieu. On the Nomadicity and Nationality of Cultural Vocabularies«, in: *Contributions to the History of Concepts* 9.2 (2014), S. 33–50.

10 Ebd., S. 20.

11 Willibald Steinmetz: »Vierzig Jahre Begriffsgeschichte – The State of the Art«, in: Heidrun Kämper/Ludwig M. Eichinger (Hg.): *Sprache – Kognition – Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung*, Berlin 2008, S. 174–197, hier S. 193.

Begriffen – von dem oder der Forschenden abhängen. Er oder sie konstruiert den Vergleich, sorgt für die Übersetzung bzw. für die Übereinstimmung der Begriffe in den verschiedenen Sprachen und die Übersetzung der damit verknüpften Erfahrungen. Die Frage nach dem durch dieses Verfahren Verlorene ist eine wichtige und stellt das Problem der Gültigkeit des Vergleichs zur Debatte: Sind die zwei Entitäten überhaupt zu vergleichen, wenn ja, unter welchen Bedingungen bzw. welchen Voraussetzungen, und was produziert dieser Vergleich?

Einige dieser Fragen wurden bereits Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre von Michael Werner und Michel Espagne aufgegriffen. Die beiden Germanisten und Historiker wollten mit dem von ihnen geprägten Begriff des »Kulturtransfers« einen Ausweg aus den Aporien des Vergleichs finden.¹⁴ Es ging darum, über den bloßen ›kulturellen Austausch‹ oder die ahistorische und ungenaue Kategorie des ›Einflusses‹ hinauszugehen und den Übergang eines kulturellen Objekts von einem Kontext in einen anderen zu untersuchen. Sie interessierten sich sowohl für die Bewegung der Objekte als auch für den damit einhergehenden Bedeutungswandel und die Dynamiken einer »Neusemantisierung«.¹⁵ Im Zentrum ihres Vorhabens standen deshalb Mischungen und Hybriditäten. Dem vergleichenden Ansatz warfen sie eine zu strenge Gegenüberstellung von Entitäten vor: Erst durch den Vergleich würden die zu vergleichenden Einheiten von den Forschenden als Einheiten konstituiert, in einer reinen Form, um nach Ähnlichkeiten oder Unterschieden zu suchen, die dann vielmehr ›gegeneinander‹ als miteinander verglichen werden. Außerdem würden bei Vergleichen des Öfteren jegliche Asymmetrien ausgeblendet, denn dadurch, dass alle Vergleichseinheiten historisch konstituiert seien (seien es Nationalstaaten, Städte, Regionen usw.), könne man nicht von einer Parität beider Entitäten ausgehen.¹⁶

Anfangs- und Endpunkt treten im Transferansatz in den Hintergrund – zugunsten der Bewegung und der Zirkulation. Jene Akteure und sozialen Gruppierungen, die von einem Sprachraum in einen anderen übergehen (bspw. Sprachlehrende, Exilantinnen und Exilanten, Übersetzerinnen und Übersetzer), rücken dagegen ins Zentrum. So formulierte Michel Espagne 2013 rückblickend: »Die Kulturräume, deren Verflechtungen die Kulturtransferforschung aufzeigt, sind daher vorläufige, aber notwendige Konfigurationen zum Verständnis von Phänomenen der kulturellen Zirkulation«.¹⁷

In der Begriffsgeschichte wurde der Transferansatz vor allem von Hans-Jürgen Lüsebrink und Rolf Reichardt verfolgt.¹⁸ So interessierten sich beide Historiker für den Transfer von Büchern und Wissen (für die Bestandsaufnahme und Analyse aller Übersetzungen zwischen dem Deutschen und dem Französischen von 1770 bis 1820), für symbolische Transfers (nämlich die Aufnahme, Übersetzung und Wiederverwendung von Symbolen und symbolträchtigen Begriffen) und letztlich für Begriffstransfers (verstanden als Transfer neuer sozialpolitischer Konzepte vom Französischen ins Deutsche).¹⁹ Für sie, ebenso wie für Michael Werner und Michel Espagne, darf sich eine Geschichte des Kulturtransfers nicht mit der Rezeptionsanalyse begnügen, sondern muss sich auf den gesamten Prozess des Transfers konzentrieren, von den ursprünglichen Diskursen über die Medien und Kulturvermittler bis hin zu den Formen der Übersetzung, Umschreibung und Umsetzung.²⁰ Sie berufen sich aber auf einen komparatistischen Ansatz, da sie sich auf Quellen stützen (vor allem Zeitschriften und Einzelpublikationen), die sie strukturell und formal als vergleichbar und dazu geeignet ansehen, quantitative Ergebnisse zu liefern.

Transnational Political Spaces. Agents – Structures – Encounters, Frankfurt a. M. 2009, S. 239–263, hier S. 245.

14 Michel Espagne: »Sur les limites du comparatisme en histoire culturelle«, in: *Genèses* 17 (1994), S. 112–121; ders./Michael Werner: »La construction d'une référence culturelle allemande en France: Genèse et histoire (1750–1914)«, in: *Annales. Économies, Sociétés, Civilisations* 42.4 (1987), S. 969–992 sowie dies. (Hg.): *Transferts. Les relations interculturelles dans l'espace franco-allemand (XVIIIe-XIXe siècle)*, Paris 1988.

15 Michel Espagne: »La notion de transfert culturel«, in: *Revue Sciences/Lettres* 1 (2013), DOI: <https://journals.openedition.org/rsll/219> (aufgerufen am 21.10.2024).

16 Vgl. zusammenfassend Jani Marjanen: »Undermining Methodological Nationalism. Histoire croisée of Concepts as Transnational History«, in: Mathias Albert/Gesa Blum/Jan Helmig/Andreas Leutzsch/Jochen Walter (Hg.):

17 Espagne: »La notion« (Anm. 15). Übers. C. M.

18 Hans-Jürgen Lüsebrink/Rolf Reichardt: »Histoire des concepts et transferts culturels, 1770–1815. Note sur une recherche«, in: *Genèses* 14 (1994), S. 27–41; Hans-Jürgen Lüsebrink: »Historische Semantik als Diskurspragmatik. Der Begriff Nation in Frankreich und Deutschland«, in: ders./Rolf Reichardt (Hg.): *Kulturtransfer im Epochenbruch. Frankreich – Deutschland 1770 bis 1815*, Leipzig 1997, S. 851–875; ders.: »Conceptual History and Conceptual Transfer. The Case of ›Nation‹ in Revolutionary France and Germany«, in: Iain Hampsher-Monk/Karin Tilmans/Frank van Vree (Hg.): *History of Concepts, Comparative Perspectives*, Amsterdam 1998, S. 115–128.

19 Vgl. Lüsebrink/Reichardt: »Histoire des concepts« (Anm. 18), S. 27 f.

20 Ebd.

Als Lüsebrink und Reichardt sich auf die Spuren der Begriffstransfers begaben, war ihr Ziel in erster Linie, dem Unterschied des Nationsbegriffs zwischen Frankreich und Deutschland nachzugehen und ihn zu erklären. Wieso, so ihre implizite Ausgangsfrage, ist der französische Nationsbegriff offen und voluntaristisch, während der deutsche illiberal und ethnolinguistisch geprägt ist? Für sie liegt die Antwort in einem Transfer durch Umkehrung oder Replizierung, der den Begriff und das semantische Feld der »Nation« mit »Volk« ins Deutsche übersetzte.²¹ Erklären ließe sich diese semantische Verschiebung durch das Streben wichtiger Autoren der Nationalbewegung in Deutschland (wie Friedrich Ludwig Jahn oder Ernst Moritz Arndt) nach einer deutschen »Eigenart« als Kontrapunkt zum frankophilen Eliten-Kosmopolitismus der Zeit und durch die Abkehr sowohl von den anthropologischen und politisch-philosophischen Auffassungen der Aufklärung als auch von der revolutionär-französischen Idee der Nation.²²

Ein weiteres Problem der Transferforschung tritt damit auf: Neben der Teleologie, die aus dieser These herauszulesen ist, fällt die eindimensionale Betrachtung der Objekte in ihrem Übergang von einem Kontext in einen anderen auf. Eine Herangehensweise wie jene von Lüsebrink und Reichardt verliert den französischen Kontext aus den Augen und überspitzt zudem die Unterschiede zwischen einem französischen und einem deutschen Nationsbegriff, da die Rückkopplungseffekte – unter anderem aufgrund des knappen Zeitraums – nicht untersucht werden.

Um die Jahrtausendwende benannten Michael Werner und Bénédicte Zimmermann ein erstes wichtiges Probleme der Transferforschung: Die Transferforschenden hätten sich nicht ganz von der Idee fixierter nationaler oder identitärer bzw. kultureller Einheiten abgelöst, da ihr Ansatz auf der Idee von mehreren »Kulturen« beruhe – selbst wenn sie als rein »vorläufige« Konstrukte gedacht waren –, die zwar nicht geschlossen seien, sondern kommunizierten, trotzdem aber voneinander getrennt gedacht werden müssten. Es ist das Paradox des Transferansatzes: Er konsolidiert den nationalen Rahmen, indem er ihn zwar relativiert, aber sich von ihm als Untersuchungseinheit doch nicht lösen kann. Die nationale

Einheit wird ja geradezu benötigt, um jene Prozesse zu beschreiben, die den Gegenstand der Transferforschung bilden.²³

Ein weiteres Problem, das von der entgegengesetzten Seite durch Béatrice Joyeux-Prunel kritisch hervorgehoben wurde, ist die Gefahr, in »interkulturelle Verschwommenheit« (*floeu interculturel*) zu geraten, wo alles nur zirkuliere und dabei der einzelne Abschnitt der Zirkulation verschwinde, was letztlich die Frage nach der zutreffenden Analyseebene eröffne.²⁴ Man könnte außerdem beanstanden, dass die Transferforschung blind für »gescheiterte« oder nicht stattfindende Transfers ist, wie Hartmut Kaelble zurecht bemerkte.²⁵

Als Antwort auf diese Problemfelder der Transferforschung schlugen Michael Werner und Bénédicte Zimmermann mit der »histoire croisée« vor, sich weiter vom nationalen Rahmen zu lösen.²⁶ Der von ihnen konzipierte Ansatz erweiterte den Blick – allen Gemeinsamkeiten mit der Kulturtransferforschung zum Trotz –, indem er sich für Verflechtungen, das Kreuzen von Objekten, Akteuren, Prozessen, und deren Wirkungen interessierte und zu einer Reflexivität im Umgang mit Ebenen und Kategorien aufforderte. Weiter galt das Augenmerk auch dem Verhältnis von Diachronie zu Synchronie sowie den Beziehungen zwischen den Forschenden und ihren Objekten. Ihr Ziel war es, die »Begrenzungen und Zirkelschlüsse einer nationallastigen Sozialgeschichte« zu überwinden.²⁷ Für die *histoire croisée* ist die Transnationalität als ein Problemfeld *sui generis* zu betrachten und das

21 Vgl. ebd., S. 40.

22 Vgl. Lüsebrink: »Historische Semantik« (Anm. 18), S. 862 f.; ders.: »Conceptual History« (Anm. 18), S. 121.

23 Vgl. Michael Werner/Bénédicte Zimmermann: »Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der Histoire croisée und die Herausforderung des Transnationalen«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28.4 (2002), S. 607–636, hier S. 615.

24 Vgl. Béatrice Joyeux-Prunel: »Les transferts culturels. Un discours de la méthode«, in: *Hypothèses* 6.1 (2003), S. 149–162. Für eine wichtige Kritik des Zirkulationsbegriffs vgl. Stefanie Gänger: »Circulation: Reflections on Circularity, Entity, and Liquidity in the Language of Global History«, in: *Journal of Global History* 12.3 (2017), S. 303–318.

25 Hartmut Kaelble: »Comparative and Transnational History«, in: *Ricerche di storia politica* 20 (2017), S. 15–24, hier S. 21.

26 Michael Werner/Bénédicte Zimmermann: »Penser l'histoire croisée: entre empirie et réflexivité«, in: *Annales Histoire Sciences Sociales* 58.1 (2003), S. 7–36; dies.: »Vergleich, Transfer, Verflechtung« (Anm. 23); dies. (Hg.): *De la comparaison à l'histoire croisée*, Paris 2004; dies.: »Beyond Comparison: Histoire Croisée and the Challenge of Reflexivity«, in: *History and Theory* 45.1 (2006), S. 30–50. Hier konnten die *entangled history* und die *shared history* nicht berücksichtigt werden, sie ähneln aber der *histoire croisée* in ihren Prämissen und Operationalisierungen.

27 Werner/Zimmermann: »Vergleich, Transfer, Verflechtung« (Anm. 23), S. 608.

Spiel zwischen den verschiedenen Analyseebenen Teil des Erkenntnisprozesses. So ist das Transnationale nicht als Sprung »auf die andere Seite der nationalen Horizontbegrenzung«, als eine zusätzliche Untersuchungsebene zu denken, neben der der nationalen Ebene weiterhin die allein konstitutive Funktion beizumessen wäre, sondern als Feld an und für sich.²⁸

Während die Transferforschung die Hybridität von Sprache und Begriffszirkulation für die Begriffsgeschichte besser beleuchtet, ermöglicht es die *histoire croisée*, über Vergleiche und einseitige Transfers hinauszugehen und den nationalen Rahmen tatsächlich zu relativieren. Insofern bildet sie einen wichtigen Ausgangspunkt für eine transnationale Begriffsgeschichte.²⁹ Eine wichtige Gemeinsamkeit zwischen *histoire croisée* und transnationaler Geschichte ist das Verlassen des nationalen Rahmens als Untersuchungseinheit und das Interesse für Austausch, Interaktionen, Netzwerke und Kontakte jenseits bzw. über die Grenzen hinweg. Anders als die Transferforschung, die von der Nation (als vorläufigem Konstrukt) ausgeht, geht die transnationale Geschichte vom Austausch und von Verflechtungen aus: Vor diesen vielfältigen Begegnungen existieren Nationen noch nicht, sondern werden durch sie erst konstituiert.³⁰

Vor ungefähr 15 Jahren widmete sich das Projekt »Proyecto Iberoamericano de Historia Conceptual« (kurz »Iberconceptos«) der politisch-sozialen Welt im iberisch-amerikanischen Raum und untersuchte in seinem zweibändigen *Diccionario político y social del mundo iberoamericano* ausgesuchte Begriffe auf Spanisch und Portugiesisch. Das Projekt zielte zum ersten Mal auf eine explizit transnationale Begriffsgeschichte ab – und zwar mit einem anderen historiografischen Hintergrund als dem der deutsch-französischen Versuche –, auch wenn sich mehrere der Konferenzen der History of Political and Social Concepts Group (HPSCG, heute nur noch History of Concepts Group, HCG) bereits Mitte der 2000er Jahre dem Thema der transnationalen Begriffe und Transfers gewidmet hatten.³¹ Das Projekt wurde zu-

nächst vergleichend im nationalen Rahmen durchgeführt und mit einer grenzüberschreitenden »Synthese« vervollständigt, um dem Anspruch einer transnationalen Geschichte gerecht zu werden. Die vier Tendenzen der koselleckschen Sattelzeit (Demokratisierung, Politisierung, Ideologisierung und Verzeitlichung) wurden um zwei weitere Tendenzen ergänzt, die spezifisch für den atlantischen Raum der 1750er bis 1850er Jahre seien: nämlich die »Emotionalisierung« und die »Internationalisierung«, wobei letztere synonym mit »Transnationalisierung« verwendet wurde.³² Ausgegangen wurde dabei von einer »allmählichen Standardisierung des politischen Vokabulars« über die untersuchte Region und Zeit des Projekts hinaus aufgrund der Verbreitung von Ideen aus Großbritannien, Frankreich und den USA.³³ Diese Grundannahme bildet einen ersten wichtigen Schritt im Sinne einer transnationalen begriffsgeschichtlichen Untersuchung, da sie eine polyzentrische Perspektive auf die Transfergeschichte eröffnet. Außerdem war die »Transnationalisierung« (oder »Internationalisierung«) der politisch-sozialen Sprache vor allem im Sinne der Schöpfung und Verbreitung gemeinsamer Begriffe zu verstehen, die auch mit Phänomenen der Entflechtung und der »Nationalisierung« (*nacionalización*) des Vokabulars einhergingen.³⁴ Damit integrierte dieses Projekt die Dialektik zwischen gemeinsamer Kultur und lokalen bzw. regionalen Traditionen, zwischen Einheit und Vielfalt, auch unter Berücksichtigung ausländischer Einflüsse. Diese Dialektik ist ein zweiter wichtiger Schritt in Richtung einer transnationalen Begriffsgeschichte.

Wie Javier Fernández Sebastián selbst bemerkte, ist die vorläufige Begrenzung auf den »nationalen« Rahmen zunächst eine pragmatische Etappe auf dem Weg zu einer echten »atlantischen Geschichte der politischen Begriffe« (»historia atlántica de los conceptos políticos«), die das konzeptionelle »Rüstzeug«

aber sich nicht für die politisch-soziale Sprache interessierte (Barck/Fontius/Schlenstedt u. a.: »Vorwort« (Anm. 13), S. XI).

32 Vgl. Javier Fernández Sebastián: »Introducción«, in: ders. (Hg.): *Diccionario* (Anm. 31), Bd. 1, Madrid 2009, S. 31. Zur Unterscheidung zwischen »international« und »transnational« vgl. Kiran Klaus Patel: »Überlegungen zu einer transnationalen Geschichte«, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 52 (2004), S. 626–645. Zur Begriffsgeschichte von Internationalismen vgl. außerdem Pasi Ihalainen/Antero Holmila (Hg.): *Nationalism and Internationalism Intertwined. A European History of Concepts Beyond the Nation State*, New York u. a. 2022.

33 Sebastián: »Introducción« (Anm. 32), S. 31: »[...] una progresiva estandarización del vocabulario político«.

34 Ebd.

28 Vgl. ebd., S. 623, 636.

29 So auch Jani Marjanen: »Undermining« (Anm. 16).

30 Vgl. Pernau: »Whither Conceptual History« (Anm. 13), S. 1 f.

31 Javier Fernández Sebastián (Hg.): *Diccionario político y social del mundo iberoamericano (Iberconceptos)*, 2 Bde., Madrid 2009/2014. Vgl. zur HCG: Müller/Schmieder: *Begriffsgeschichte* (Anm. 6), S. 992. Hier wird nicht auf das historische Wörterbuch der *Ästhetischen Grundbegriffe* (2000–2005) eingegangen, das zwar einen »transdisziplinären und transnationalen Zuschnitt« für sich beanspruchte,

der Akteurinnen und Akteure berücksichtigt.³⁵ Der von ihm selbst formulierten Sorge, ob der komparatistische Ansatz nicht doch den nationalen Rahmen verstärken würde, setzte er die Unmöglichkeit für viele Forschende entgegen, neun »nationale« Rahmen zugleich zu beherrschen (Argentinien, Brasilien, Chile, Kolumbien, Spanien, Mexiko, Peru, Portugal und Venezuela) bzw. angemessen zu berücksichtigen, was die Zusammenarbeit in einem internationalen Team von ca. 60 Forschenden unausweichlich gemacht habe.³⁶ Denn im Projekt geht es darum, das gemeinsame Substrat ebenso wie die Diversifizierungen im jeweiligen Kontext betrachten zu können. Seitdem sind mehrere solcher Projekte entstanden, beispielsweise in Südkorea, wo zwei Projekte die Transfers in Ostasien untersuchen, insbesondere zwischen China, Korea und Japan.³⁷ Bestimmte Begriffscluster bzw. semantische Felder wurden auch für den asiatischen und den afrikanischen Raum oder für den Mittleren Osten untersucht, unter anderem die Einführung westlicher Begriffe in die lokalen Sprachen während der kolonialen und postkolonialen Zeit.³⁸ So widmete sich Andrew Sartori der kolonialgeschichtlichen Semantik von »Kultur« und untersuchte diese in ihren globalen Entwicklungen in Europa, Indien, Japan, China und Bengalen.³⁹ Ähnliche Projekte finden sich auch für den europäischen Raum.⁴⁰

Außerdem wurde das Programm des Iberconceptos-Projekts im europäischen Raum gewissermaßen adaptiert – und zwar durch die im Verlag Berghahn Books von Michael Freeden, Diana Mishkova, Javier Fernández Sebastián, Willibald Steinmetz und Henrik Stenius herausgegebene Buchreihe *European Conceptual History*, in der zwischen 2017 und 2022 acht Bände erschienen. Diese Reihe widmet sich Europa als Schauplatz einer transnationalen oder globalen Begriffsgeschichte. Sie unterstreicht zudem die Vielfalt der europäischen Sprachen in den verschiedenen Regionen Europas, sei es in der Peripherie oder in zentraleren Gebieten, was die Untersuchung der Begriffe in mehreren Sprachen notwendig mache.⁴¹ So sollen weder nationale Untersuchungen aneinandergereiht werden, noch sollen Fallstudien innerhalb Europas Gegenstand der Publikationen in der Reihe sein, vielmehr wünschen sich die Herausgeberinnen und Herausgeber eine transnationale oder globale Perspektive auf die Begriffsgeschichte Europas.⁴² Trotz der angestrebten Ausdehnung in Richtung des Mittelalters einerseits, wo Latein als *lingua franca* funktionierte, und in Richtung des 20. und 21. Jahrhunderts andererseits, wo das Englische eine ähnliche Stellung einnimmt bzw. einnehmen könnte, ist die Ausdifferenzierung des Gebrauchswerts anscheinend gleichförmiger Begriffe ein wichtiger Punkt, womöglich auch mittels einer Unterscheidung nach »nationalen« Begriffen.⁴³ Ähnlich wie beim Iberconceptos-Projekt soll über die distinktiven Charakteristika nationaler Kulturen und bestimmter linguistischer, religiöser oder geographischer Gebiete hinaus die Existenz einer »europäischen Sprache« bewiesen werden, verstanden als »a shared code, elastic and in constant flux, [that] could be interpreted as the symbolic sediment – always provisional – of a long sequence of (partially) common experiences and asymmetric transfers between different zones«.⁴⁴

Europa erscheint als *ein* Raum, aber mit extremer Vielfalt, der zu Analysen mittels vergleichender, vernetzter Transfer- und Verflechtungsgeschichte einlädt. Ein wichtiger Mehrwert der Buchreihe ist es, die Begriffe nicht mehr isoliert voneinander, sondern in

35 Ebd., S. 25, Übers. C. M. Hiermit sind auch vornationale Einheiten gemeint, die sich während des betrachteten Zeitraums erst national bildeten. Vgl. auch Noemí Goldman: »Un dictionnaire de concepts transnationaux: le projet »Iberconceptos«, in: *Hermès. La Revue* 49.3 (2007), S. 77–82, hier S. 77.

36 Sebastián: »Introducción« (Anm. 32), S. 41 f.

37 Vgl. Myoung-Kyu Park: »Conceptual History in Korea. Its Development and Prospects«, in: *Contributions to the History of Concepts* 7.1 (2012), S. 36–50.

38 Vgl. Müller/Schmieder: *Begriffsgeschichte* (Anm. 6), insb. S. 392–401; vgl. Hagen Schulz-Forberg (Hg.): *A Global Conceptual History of Asia, 1860–1940*, London 2014; Margrit Pernau/Helge Jordheim/Orit Bashkin u. a.: *Civilizing Emotions. Concepts in Nineteenth-Century Asia and Europe*, Oxford 2015; Margrit Pernau/Dominic Sachsenmaier (Hg.): *Global conceptual history. A reader*, London 2016; Margrit Pernau: »Can Koselleck Travel? Theory of History and the Problem of the Universal«, in: *Contributions to the History of Concepts* 18.1 (2023), S. 24–45. vgl. auch das Projekt »Concept Africa« von Bo Stråth an der Universität Helsinki, das 2014 abgeschlossen wurde: <https://researchportal.helsinki.fi/en/projects/conceptafrica> (aufgerufen am 9.12.2024).

39 Andrew Sartori: *Bengal in Global Concept History. Culturalism in the Age of Capital*, Chicago 2008.

40 Vgl. insb. das laufende Projekt von Todd H. Weir an der Universität Groningen, »Culture Wars and the Shaping of Modern Worldviews: A Transnational Conceptual History«: <https://www.rug.nl/research/centre-for-religious-studies/research-departments/christianity-history-ideas/research-projects/modern-worldviews-and-culture-wars/> (aufgerufen am

9.12.2024).

41 Vgl. Willibald Steinmetz/Michael Freeden: »Introduction. Conceptual History: Challenges, Conundrums, Complexities«, in: dies./Sebastián (Hg.): *Conceptual History* (Anm. 2), S. 1–46, insb. S. 13 f.

42 Vgl. ebd., S. 4, 13 sowie Javier Fernández Sebastián: »Conclusions. Setting the Agenda«, in: ders./Freeden/Steinmetz (Hg.): *Conceptual History* (Anm. 2), S. 281–297, hier S. 285.

43 Vgl. Freeden/Steinmetz: »Introduction« (Anm. 41), S. 15.

44 Vgl. Sebastián: »Conclusions« (Anm. 42), S. 287.

ihren Beziehungen zueinander zu betrachten. Diese seien aber nicht als »entanglements« zu verstehen, sondern eher als »intertwinement«, denn ersteres setze einen reinen und autonomen Begriff voraus⁴⁵. Im Gegensatz zu Wörtern, welche feste Grenzen zu ziehen versuchen, seien Begriffe per se »boundary-lacking« bzw. »boundary-porous« – genauso wie für die transnationale und Globalgeschichte der Raum verstreut und durchlässig ist und sich nicht so leicht eingrenzen lässt.⁴⁶

Die Positionierung solcher Projekte stellt schließlich die Frage nach der Operationalisierung transnationaler Geschichte. Zum einen zeigen sie, dass man die transnationale Geschichte dem Vergleich nicht zu sehr entgegensetzen sollte und dass dieser (implizit oder explizit) zum Methodenarsenal der transnationalen Geschichte gehört.⁴⁷ Wie Jörn Leonhard zu Recht bemerkt, bewirkt die komparative Methode »eine paradigmatische Verfremdung, sie verstärkt das Denken in Möglichkeiten und beugt der Provinzialisierung von Forschungsperspektiven vor« – auch wenn vergleichende Herangehensweisen oftmals die Logik des Nationalstaates nicht ganz verlassen und in einem methodologischen Nationalismus stecken bleiben.⁴⁸ Zugleich veranschaulicht er aber, dass das

transnationale Vorhaben keine bestimmte Methode für sich beansprucht, sondern vielmehr eine Sichtweise auf die Geschichte und eine Art der Konstruktion des Forschungsobjektes darstellt.⁴⁹ Genau deswegen kann die transnationale Geschichte bestimmte Defizite ausgleichen. Was die transnationale Geschichte ausmacht, ist ihre Absicht, bestimmte Entitäten zu »verfremden«. Es geht darum, die Nation als wirkmächtigen Rahmen nicht zu leugnen, sondern sie auf die Position *eines* möglichen Rahmens unter vielen zu reduzieren. Mit anderen Worten soll dem Nationalen die kausale oder deterministische Exklusivität abgesprochen werden. Es ist in der Tat zweifelhaft, ob das Nationale alles erklären kann: Freilich kann die Nation kausal und deterministisch wirken, aber sie ist nicht die einzige Entität, für die dies gilt. Um die Nation auf diese Weise in ihre Schranken zu weisen, muss man sich von jenen Kategorien trennen, die sie zur Selbstverständlichkeit gemacht haben. Dazu leistet die Begriffsgeschichte einen wichtigen Beitrag.

II. BEGRIFFSGESCHICHTE UND TRANSNATIONALE GESCHICHTE: PLÄDOYER FÜR EINE TRANSNATIONALE BEGRIFFSGESCHICHTE

Die Begriffsgeschichte richtet sich gegen die Selbstverständlichkeit des Vokabulars, das wir verwenden. Wie Reinhart Koselleck bemerkte: »Es ist die Begriffsgeschichte, die diese Differenz oder Konvergenz von alten Begriffen und heutigen Erkenntniskategorien ausmisst und untersucht.«⁵⁰ Die Begriffsgeschichte als Herangehensweise betont den Einfluss der Sprache auf die Wahrnehmung der Akteurinnen und Akteure mit synchron gestaffelten Schichten von Erfahrungen, die in den Begriffen liegen und Erwartungshorizonte bestimmen.⁵¹ Nicht zufällig setzte Reinhart Koselleck die Sprache als »einerseits Indikator der vorgefundenen ›Realität‹, andererseits

45 Freeden/Steinmetz: »Introduction« (Anm. 41), S. 26

46 Vgl. Ebd.; Hagen Schulz-Forberg: »Introduction. Global Conceptual History: Promises and Pitfalls of a New Research Agenda«, in: ders. (Hg.): *A Global Conceptual History of Asia* (Anm. 39), S. 1–24, hier S. 4.

47 Vgl. Margrit Pernau: *Transnationale Geschichte*, Göttingen 2011, insb. S. 36–84; Harmut Kaelble: »Historischer Vergleich«, *Docupedia-Zeitgeschichte*, 22.04.2024, DOI: <https://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok-2760> (aufgerufen am 21.10.2024); ders.: »Comparatisme. Comparatisme historique ou histoire transnationale: choisir ou combiner?«, in: Nicolas Delalande/Béatrice Joyeux-Prunel/Pierre Singaravélou u. a. (Hg.): *Dictionnaire historique de la comparaison*, Paris 2020, S. 23–25 sowie Michael Werner: »Échelles. Les échelles de la comparaison«, in: Nicolas Delalande/Béatrice Joyeux-Prunel/Pierre Singaravélou u. a. (Hg.): *Dictionnaire historique de la comparaison*, Paris 2020, S. 32–34 und Kiran Klaus Patel: »Transnationale Geschichte. Ein neues Paradigma?«, *Connections. A Journal for Historians and Area Specialists*, 02.02.2005, www.connections.clio-online.net/debate/id/fdd debate-132111 (aufgerufen am 14.05.2024). Zum Skeptizismus der globalen Historiker dem Vergleich gegenüber vgl. Jürgen Osterhammel: »Global History«, in: Marek Tamm/Peter Burke (Hg.): *Debating New Approaches to History*, London 2019, S. 21–35, insb. 32–34.

48 Jörn Leonhard: »›Definierbar ist nur Das, was keine Geschichte hat. Historische Semantik und komparative Methode«, in: Jochen A. Bär/Marcus Müller (Hg.): *Geschichte der Sprache – Sprache der Geschichte. Probleme und Perspektiven der historischen Sprachwissenschaft des Deutschen*, Berlin 2012, S. 37–60, hier S. 42; vgl. auch Hagen Schulz-Forberg: »The Spatial and Temporal Layers of Global History. A Reflection on Global Conceptual History

Through Expanding Reinhart Koselleck's Zeitschichten into Global Spaces«, in: *Historical Social Research* 38.3 (2013), S. 40–58, insb. S. 47.

49 Ähnlich etwa bei Pierre-Yves Saunier: *Transnational History*, New York 2013.

50 Reinhart Koselleck: »›Erfahrungsraum‹ und ›Erwartungshorizont‹. Zwei historische Kategorien«, in: ders. (Hg.): *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1979, S. 349–375, hier S. 350.

51 Vgl. Reinhart Koselleck: »Begriffsgeschichte«, in: Stefan Jordan (Hg.): *Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe*, Stuttgart 2002, S. 40–44, insb. S. 41; ähnlich auch bei Sebastián: »Conclusions« (Anm. 42), S. 294 und Schulz-Forberg: »Introduction« (Anm. 46), insb. S. 1.

[als] Faktor dieser Realitätsfindung« voraus.⁵² Sich für die Sprache der Akteurinnen und Akteure zu interessieren und diese in der Konstellation zwischen ihren Erfahrungsräumen und Erwartungshorizonten sowie in ihren Gestaltungsmöglichkeiten zu verorten, sich die Anpassungsfähigkeit und Plastizität der Begriffe vor Augen zu führen, sind Grundvoraussetzungen der Begriffsgeschichte. Diese Sensibilität teilt sie mit der *histoire croisée* und vor allem der transnationalen Geschichte.⁵³ Indem sie die Sprache verfremdet, kann die Begriffsgeschichte zugleich der transnationalen Geschichte helfen, dasselbe mit dem ›Container‹ Nation zu tun.

Das heißt aber noch lange nicht, dass die Nation als Rahmen völlig unplausibel und irrelevant zu werden droht. Die transnationale Geschichtsschreibung verfügt als zentrales methodisches Werkzeug über ein gewisses ›Spiel zwischen Ebenen‹ (*jeux d'échelles*, J. Revel). Indem sie andere Kontexte, Bezugsrahmen und Einflüsse ins Licht rückt, kann sie auch das Spezifische, das Einzigartige, ebenso wie das Zirkulierende unterstreichen. Dadurch, dass die Nation nur *eine* vorhandene und abrufbare Ebene unter vielen wird, entkommt man den Narrativen und Meisterzählungen der Nation selbst, die den eigentlich transnationalen Charakter der Nation abstreiten und verschleiern.⁵⁴ Ein solches Vorhaben steht daher mit der jüngsten Nationalgeschichtsschreibung im Einklang, welche klassische Phänomene wie die Nationalstaatenbildung neu beschreibt. Ihre Sichtweise wird durch Ansätze der Global-, transnationalen und (trans-) imperialen Geschichte angeregt.⁵⁵ Es erscheint inso-

fern weder fruchtbar noch wissenschaftlich gerechtfertigt, das Nationale dem Imperialen oder Globalen gegenüberzustellen, da alle diese Faktoren zugleich wirkmächtig sind und die Relevanz einer bestimmten Ebene letztlich von der Fragestellung abhängt.⁵⁶

Für eine transnationale Begriffsgeschichte gilt es zu untersuchen, ob, und wenn ja vor allem wann, wie, warum, von wem, in welchen Bereichen und mit welcher Absicht Begriffe aus einem anderen Kontext angeeignet, rezipiert, neujustiert, imitiert oder im Gegenteil abgelehnt wurden. Außerdem ist dabei von zentraler Bedeutung, wie das Transnationale, das Zirkulierende, das Globale sich aufs Lokale, Nationale, Regionale auswirken, oder anders formuliert wie globale Phänomene lokal oder national ›übersetzt‹ und vor Ort dem semantischen, politischen, sozialen ›Haushalt‹ angepasst werden, wie sie ggf. andere Begriffe ersetzen, wie sie ignoriert bzw. negiert werden.

Ein solches Forschungsprogramm erfordert, sich den Akteurinnen und Akteuren zuzuwenden und die Analyse so nah wie möglich an sie heranzuführen. Genau an dieser Stelle ist die Nähe der Begriffsgeschichte zur Sozialgeschichte von Vorteil. Die begriffsgeschichtliche Kritik an einem unreflektierten Umgang mit Begriffen (Verwechslung von Wissenschafts- und Quellsprache) einerseits und an der Ideengeschichte (Blindheit für Wandel, Dauer und Neuheit in den Begriffen) andererseits, führt, so Reinhart Koselleck, zu einer Präzision der Methode. In der Tat wird zweierlei geleistet: Einerseits sollen der ›Erfahrungsraum‹ und der ›Erwartungshorizont‹ in der Geschichte eines Begriffs ausgemessen werden, andererseits sollen die politischen und sozialen Funktionen dieses Begriffs und sein schichtenspezifischer Gebrauch Gegenstand der Untersuchung sein.⁵⁷ Die synchronische Analyse muss also situativ und chronologisch vorgehen. Wenn eine begriffsgeschichtliche Untersuchung Rückschlüsse auf soziale und politische Konflikte ermöglicht – da diese ja in

52 Koselleck: »Begriffsgeschichte« (Anm. 51), S. 40.

53 Nicht umsonst plädieren mehrere Begriffshistoriker und -historikerinnen für eine Ausweitung der Begriffsgeschichte in Richtung der transnationalen Geschichte. Vgl. etwa Jani Marjanen: »Undermining« (Anm. 16); ders.: »Transnational Conceptual History, Methodological Nationalism and Europe«, in: Steinmetz/Freedon/Sebastián (Hg.): *Conceptual History* (Anm. 2), S. 139–174; Pim den Boer: »National Cultures, Transnational Concepts: Begriffsgeschichte Beyond Conceptual Nationalism«, in: Sebastián (Hg.): *Political Concepts and Time* (Anm. 13), S. 205–222; Pernau: »Whither Conceptual History« (Anm. 13).

54 Vgl. Anne-Marie Thiesse: »Nations, internationalismes et mondialisation«, in: *Romantisme* 163.1 (2014), S. 15–27.

55 Paradigmatisch für Frankreich etwa Quentin Deluermoz: *Le crépuscule des révolutions, 1848–1871*, Paris 2012; ders. (Hg.): *D'ici et d'ailleurs. Histoires globales de la France contemporaine*, Paris 2021. Für Deutschland vgl. Sebastian Conrad/Jürgen Osterhammel (Hg.): *Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914*, Göttingen 2004; Jens Jäger: *Das vernetzte Kaiserreich. Die Anfänge von Modernisierung und Globalisierung in Deutschland*, Stuttgart 2020; Eric Kurlander/Douglas T. McGetchin/Bernd-Stefan Grewe: *Modern Germany. A*

Global History, New York 2023. Als Überblick vgl. Stephen W. Sawyer: »Ces nations façonnées par les empires et la globalisation. Réécrire le récit national du XIX^e siècle aujourd'hui«, in: *Annales. Histoire, Sciences Sociales*, 69.1 (2014), S. 117–137; Marie-Bénédicte Vincent: »L'histoire de l'Allemagne et des Allemands revisitée par l'histoire globale«, in: *Francia*, 51 (2024), S. 371–387.

56 Vgl. Sawyer: »Ces nations« (Anm. 55), S. 135; ähnlich auch Schulz-Forberg: »The Spatial and Temporal Layers« (Anm. 48), S. 48, 54.

57 Vgl. Reinhart Koselleck: »Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte«, in: Peter Christian Ludz (Hg.): *Soziologie und Sozialgeschichte. Aspekte und Probleme*, Opladen 1972, S. 116–131, hier S. 121.

den Begriffen sedimentiert sind –, kann ein solches Vorgehen nicht auf eine soziale Ausdifferenzierung der Benutzung von Begriffen verzichten. Letztere ist sogar zentral für die Analyse. Es gilt also, ›Sprachgemeinschaften‹ zu rekonstruieren und ihre sozialhistorischen Variablen (Generation, Beruf, Konfession, geographische Herkunft usw.) zu befragen.

Die Transferforschung hat zu Recht die Funktion der Mittler (*passseurs*) betont, um die Unbestimmtheit der Rezeption zu kritisieren. Es ist die Stärke der transnationalen Geschichte, diese Vermittler wieder aufzugreifen, aber zugleich auch jene Akteurinnen und Akteure zu berücksichtigen, die an den Zirkulationen nicht teilhaben. Wie Jani Marjanen es formulierte, ist die Übernahme auswärtiger bzw. fremder Beispiele, Begriffe oder Diskurse ein pragmatisches Sprachelement in den jeweiligen Debatten und wird zum rhetorischen Speicher (*rhetorical reservoir*); dieser ist Teil der Strategie der Akteurinnen und Akteure.⁵⁸ Wichtig ist demnach, zu eruieren, wer wann, wie, wo und mit welcher Absicht die Grenzen seiner eigenen (nationalen) ›Sprachgemeinschaft‹ überschritt. Wiederum liegt hier die Aufgabe des Begriffshistorikers, vor einem »semantischen Nominalismus« (J. Leonhard) zu warnen, vor dem Gleichsetzen unterschiedlicher Begriffsbedeutungen in je verschiedenen Kontexten.⁵⁹ Ebenso können – davon ausgehend – transnationale kommunikative Räume untersucht werden.⁶⁰

Es gibt in der Forschung bisher zwei Ansätze, welche die Analyse bestimmen: zum einen den lexikalisch-begrifflichen (Beziehung von Wort und Begriff) und zum anderen den semantisch-zeitlichen (Periodisierung und interne Zeitlichkeit des Begriffs). In der transnationalen Begriffsgeschichte kommt einem weiteren Ansatz eine zentrale Bedeutung zu: dem rhetorisch-pragmatischen Ansatz, welcher die Beziehung zwischen den Begriffen, ihre jeweiligen Bezugspunkte sowie die diskursiven Handlungen der Akteurinnen und Akteure betrachtet.⁶¹ Dieser letzte Aspekt ist insofern von Bedeutung, als er die

politisch-diskursiven Strategien der Akteurinnen und Akteure zum Forschungsgegenstand macht und damit das Transnationale in hohem Maße berücksichtigen kann. Von der klassischen Begriffsgeschichte wurde diese Pragmatik aufgrund der Konzentration auf den Wandel bestimmter Begriffe z. T. vernachlässigt. In der auf ihr aufbauenden historischen Semantik – wie sie beispielweise von Willibald Steinmetz betrieben wird –, die größere Spracheinheiten bis hin zu ganzen semantischen Feldern berücksichtigt, wurde sie hingegen stärker in Betracht gezogen.⁶² Es gilt also, diese Methodenerweiterung der historischen Semantik in die transnationale Begriffsgeschichte zu integrieren.

Bei der Untersuchung konkreter Sprachhandlungen kann man zudem vorschnelle Übersetzungen oder Übereinstimmung zwischen den Begriffen vermeiden, etwa im Fall von *nationalité*. Laut Gérard Noiriel handelt es sich dabei zunächst um eine Übersetzung des deutschen Begriffs ›Volksthum‹ ins Französische. In den 1850er Jahren sei der französische Begriff ›nationalité‹ ins Deutsche entlehnt und in der Form ›Nationalität‹ (vor allem aber ›Nationalitäten‹) rückübersetzt worden. Dabei wird aber der deutsche Begriff der Nationalität, der schon vor der Französischen Revolution benutzt wurde, von Noiriel völlig ignoriert.⁶³ Ein Blick in andere Quellen als Sprachlexika oder Wörterbücher hätte zeigen können, dass diese Übertragungen und Rückübertragungen nicht wie beschrieben verlaufen. In pragmatischen Quellen wie den Parlamentsprotokollen zu 1848 kommt der Begriff ›Volksthum‹ im Unterschied zu ›Nationalität‹ (im Singular wie im Plural) recht selten vor. Semantische Netze, Gegenbegriffe und komplementäre Begriffe müssen also mit ihrer Einbettung in bestimmte kommunikative Situationen mitberücksichtigt werden. Transnational muss das semantische Netz bei der Untersuchung der in Betracht gezogenen Entitäten mitgedacht werden. Es sollte vermieden werden, aus der Nationalsicht des Forschenden zu argumentieren. Wenn etwa behauptet wird, der Gegensatz zwischen einem deutschen und einem französischen Nationsbegriff sei das Ergebnis »eines oberflächlichen Komparatismus, der die franco-französischen Vorannah-

58 Vgl. Marjanen: »Transnational Conceptual History« (Anm. 53), S. 145; vgl. auch Schulz-Forberg: »The Spatial and Temporal Layers« (Anm. 48), S. 43, 49, 51.

59 Vgl. Leonhard: »Translation as Cultural Transfer« (Anm. 13), insb. S. 94 f.

60 Vgl. dazu Marjanen: »Undermining« (Anm. 16) sowie Mathias Albert/Gesa Blum/Jan Helmig u.a.: »Introduction. The Communicative Construction of Transnational Political Spaces«, in: dies. (Hg.): *Transnational Political Spaces. Agents, Structures, Encounters*, Frankfurt a. M. 2009, S. 7–31.

61 Für diese Unterscheidung vgl. Goldman: »Un dictionnaire« (Anm. 35), S. 78.

62 Vgl. grundlegend dazu Steinmetz: »Vierzig Jahre« (Anm. 11), S. 183–185; ders.: *Das Sagbare und das Machbare. Zum Wandel politischer Handlungsspielräume – England 1780–1867*, Stuttgart 1993.

63 Vgl. Gérard Noiriel: »Socio-histoire d'un concept. Les usages du mot ›nationalité‹ au XIXe siècle«, in: *Genèses* 20 (1995), S. 4–23, hier S. 8 f.; ders.: *État, nation et immigration. Vers une histoire du pouvoir*, Paris 2001, S. 92.

men über die Nation verlängert«. ⁶⁴ Damit meint Noiriél die Emphase auf die Staatsbürgerschaft und der Assimilationspolitik im Umgang mit Ausländerinnen und Ausländern in Frankreich. Aber diese Behauptung vergisst, dass jener »flüchtige Komparatismus« auch zur Bestätigung einer These vom ›deutschen Sonderweg‹ benutzt werden konnte.

III. EIN FALLBEISPIEL: DIE TRANSNATIONALITÄT DER ›NATION‹ ZWISCHEN FRANKREICH UND DEUTSCHLAND (1848–1871)

Ich werde nun aus der Theorie in die Praxis einer transnationalen Begriffsgeschichte mit einem Beispiel aus meiner eigenen empirischen Forschung einsteigen. Untersucht wird dabei die Entwicklung des Nationsbegriffs und seines semantischen Feldes (u. a. Volk/*peuple*, national, Nationalität/*nationalité*, Reich/*empire*) im deutsch-französischen Kontext zwischen 1848 und 1871. Der ausgewählte Zeitraum erklärt sich einerseits durch die Lücke, die es in der Forschung für diese mittleren Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts gibt, andererseits aber auch sachlich-inhaltlich aufgrund der zunehmenden Zentralität des Nationsbegriffs in Europa, weil sich in diesem Zeitraum das nationale Projekt allmählich durchsetzte und Nationalstaaten entstanden. ›1848‹ wird gerne als Völkerfrühling bezeichnet – als das Aufleben der nationalen Projekte und als transnationaler Moment par excellence, während der Deutsch-Französische Krieg 1870/71 häufig als Moment der nationalistischen Verherrlichung und Verfeindung stilisiert wird.

Eine angemessene Periodisierung ist insofern nicht leicht zu finden, als sie transnational gedacht werden und zugleich auf den verschiedenen Ebenen (global, europäisch, national, lokal) Sinn ergeben muss – genauso wie die zu untersuchende semantische Konstellation. Die Periodisierung von der transnationalen oder globalen Ebene aus zu denken, wie Margrit Pernau 2018 zu Recht forderte, erlaubt es erstens, die Geschichte der Begriffe auf die Verflechtung der sozialen, politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu beziehen, und zweitens, linguistische, semantische und semiotische Austauschbeziehungen in den Blick zu nehmen. ⁶⁵ Jedoch muss eine solche Herangehensweise sich sowohl der Gefahr des Anachro-

nismus bewusst sein als auch der geographischen Differenz gerecht werden. ⁶⁶ Der deutsch-französische Rahmen für das Projekt ergibt sich aus der erwiesenen Existenz von Verflechtungen zwischen beiden Räumen. Es bietet sich also an, das Deutsch-Französische als ein Laboratorium für ein transnationales Feld zu verwenden, in dem unsere Hypothesen und Methoden zunächst zu überprüfen sind.

Ein wichtiger Punkt ist die Auswahl der Quellen. Reinhart Koselleck, Ulrike Spree und Willibald Steinmetz hatten in ihrem Aufsatz über den Bürgerbegriff mehrsprachige Lexika sowie Wahlkampfdebatten untersucht. Sie wurden allerdings mit dem Problem konfrontiert, dass Wörterbücher als historische Quellen eine Zwischenstellung zwischen einem deskriptiven und einem normativen Anspruch einnehmen, da sie nur eine »gesellschaftlich sanktionierte Form« der sozialen Wirklichkeit bieten und nicht die soziale Wirklichkeit selbst abbilden. ⁶⁷ Die Debattenanalyse ermöglichte es, die lexikalischen Befunde semantisch zu ergänzen und um einen sprachpragmatischen Aspekt zu erweitern. ⁶⁸ Da viele Studien zum deutsch-französischen Nationsbegriff sich bereits mit Lexika oder Werken kanonischer Autoren befasst haben, ⁶⁹ entschied ich mich für zwei der Sprachpragmatik näherliegende Quellengattungen: Publizistik und Parlamentsdebattenprotokolle.

Die Publizistik (Zeitschriften- und Zeitungsartikel, Pamphlete, offene Briefe) bietet sich als Quelle an, da die Demokratisierung, die Medialisierung und die Herausbildung einer öffentlichen Meinung viele Intellektuelle des 19. Jahrhunderts dazu bewog, Aufsätze oder Pamphlete zu verfassen, die direkt aufeinander

64 Noiriél: *État, nation et immigration* (Anm. 63), S. 91. Übersetzung C. M. Davor warnt auch Leonhard: »Definierbar ist nur Das« (Anm. 48), S. 42, 58.

65 Pernau: »Einführung« (Anm. 3), S. 15.

66 Vgl. ebd., S. 14.

67 Koselleck/Spree/Steinmetz: »Drei bürgerliche Welten« (Anm. 9), S. 22.

68 Vgl. ebd., S. 36.

69 Unter anderem Lüsebrink/Reichardt: »Histoire des concepts« (Anm. 18); Lüsebrink: »Historische Semantik« (Anm. 18); ders.: »Conceptual History« (Anm. 18); Werner Klaus Ruf: »La conception de la nation en France et en Allemagne«, in: *Hommes & Migrations* 1223 (2000), S. 12–19; Pim den Boer: »Deutsch-französische Divergenzen im semantischen Feld der Nation«, in: Lüsebrink/Reichardt (Hg.): *Kulturtransfer* (Anm. 18), S. 877–882; Joseph Jurt: »Langue et nation. Le débat franco-allemand entre Renan, Fustel de Coulanges et David Friedrich Strauss et Mommsen en 1870–71«, *Société des études romantiques et dix-neuviémiste*, November 2013, <https://serd.hypotheses.org/files/2017/02/Langues-Jurt.pdf> (aufgerufen am 14.05.2024); Carla Dalbeck: *Die Herausbildung des neuzeitlichen Nationsbegriffs: Begriffswandel und Transferprozesse in deutschen und französischen enzyklopädischen Wörterbüchern der Sattelzeit*, Berlin 2022.

Bezug nahmen und dadurch wie ein Netz transnationaler Publikationen wirkten. Das war 1870/71 der Fall, als deutsche und französische Intellektuelle aufeinander bezogene Aufsätze, offene Briefe oder Bücher schrieben, um Frankreich bzw. Deutschland vor der internationalen Öffentlichkeit zu verteidigen.

Parlamentsdebattenprotokolle sind ebenfalls in vielerlei Hinsicht geeignete Quellen. Parlamente sind erstens wichtige Debattenorte, an denen verschiedene Weltansichten und unterschiedliche politische Richtungen aufeinandertreffen.⁷⁰ Zweitens erlauben Parlamentsdebatten die Untersuchung ähnlicher kommunikativer Situationen und bieten, drittens, Zugang zum Sagbaren im politischen Raum.⁷¹ Viertens werden Parlamentsdebatten in einer breiteren Öffentlichkeit diskutiert, und die in ihrem Rahmen zirkulierenden Ideen werden von außen aufgegriffen und diskutiert. Schließlich können Parlamentsdebatten auch systematisch und ggf. quantitativ erfasst werden, mittels digitaler Methoden, da die Berichte und Presseerzeugnisse in größerem Umfang digitalisiert wurden. So diskutiere ich im Folgenden zuerst ein Beispiel aus der Publizistik zur Zeit des Deutsch-Französischen Krieges und dann ein weiteres aus den Parlamentsdebatten der Paulskirche bzw. der *Assemblée nationale constituante* von 1848.

Um 1870/71 kam eine ganze Reihe deutscher und französischer Intellektueller ins (publizistische) Gespräch, mit aufeinander Bezug nehmenden offenen Briefen, Aufsätzen und kleineren Schriften.⁷² Involviert waren unter anderem David F. Strauß und Ernest Renan, Heinrich von Sybel und Alfred Michiels, Theodor Mommsen und Fustel de Coulanges, Abraham

Geiger und Joseph Derembourg. Mehrere dieser Diskussionen wurden in der Forschung bereits breit rezipiert, aber oft lediglich, um einen grundsätzlichen und unversöhnlichen Gegensatz zwischen einem deutschen und einem französischen Nationsbegriff zu unterstreichen.⁷³ Bei näherer Betrachtung stellt man jedoch fest, dass dieses transnationale Publikationsnetzwerk einen wesentlichen Einfluss auf die Entwicklung des Nationsbegriffs in beiden Ländern hatte, da Intellektuelle auf beiden Seiten des Rheins zur Annexion Elsass-Lothringens Stellung beziehen mussten. Insofern war das Verhalten der Intellektuellen transnational in seinem Muster und transnational bedingt in seinen Gründen.

Für Bismarck ging es mit der Annexion Elsass-Lothringens vor allem darum, eine Art Isolationsgebiet zwischen Frankreich und den deutschen Staaten zu schaffen – alles andere waren »Professorenideen«.⁷⁴ Die deutschen Intellektuellen sahen sich durch andere Stimmen (nicht nur aus Frankreich, sondern aus ganz Europa und den USA) gezwungen, zu agieren, und mussten die Annexion vor einer internationalen Öffentlichkeit rechtfertigen, die nach der Schlacht von Sedan eher der Französischen Republik positiv zugeneigt war, weil diese – im Unterschied zum vorherigen Regime – mehr Opfer denn Aggressor zu sein schien. So griffen deutsche Intellektuelle das Argument eines von Frankreich »halb erstickten Deutschthum[s]«⁷⁵ (Strauß) auf, welches rechtfertige, dass Elsass-Lothringen aufgrund des Nationalitätsprinzips nun Deutschland angegliedert werden müsse (Mommsen)⁷⁶. Bei Treitschke findet man ähnliche Klagen über eine »Verwälschung« der elsässischen Bevölkerung.⁷⁷ Andere verwiesen auf eine historische Zugehörigkeit von Elsass und Lothringen zum Alten Reich, um die Annexion zu rechtfertigen (Sybel)⁷⁸. Bei den meisten Autoren spielte die Sprache eine wich-

70 Vgl. hierzu Pasi Ihalainen: »Parliaments as Meeting Places for Political Concepts«, *Centre for Intellectual History Blog*, 30.09.2021, <https://intellectualhistory.web.ox.ac.uk/article/parliaments-as-meeting-places-for-political-concepts/> (aufgerufen am 14.05.2024); ders./Cornelia Ilie/Kari Palonen (Hg.): *Parliament and Parliamentarism. A Comparative History of a European Concept*, New York 2016.

71 Vgl. diesbezüglich Steinmetz: *Das Sagbare* (Anm. 62); ders.: »A Code of Its Own«: Rhetoric and Logic of Parliamentary Debate in Modern Britain«, in: *Finnish Yearbook of Political Thought* 6.1 (2002), S. 84–104.

72 Die nächsten Überlegungen sollen zunächst einen Überblick über das Thema verschaffen, sodass die Belege eher summarisch bleiben und ihnen nicht einzeln nachgegangen wird. Zum Austausch 1870/71 vgl. ausführlicher Corentin Marion: »Krieg und Frieden. Auseinandersetzungen zwischen deutschen und französischen Akademikern«, in: Alma Hannig/Christian Meierhofer/Georg Mölich (Hg.): *1870/71. Der Deutsch-Französische Krieg in transnational, regionaler und interdisziplinärer Perspektive*, Göttingen 2024, S. 175–191.

73 Prägnant etwa bei Jurt: »Langue et nation« (Anm. 69), S. 18.

74 Vgl. Wolfgang Haubrichs: »Der Krieg der Professoren. Sprachhistorische und sprachpolitische Argumentation in der Auseinandersetzung um Elsass-Lothringen zwischen 1870 und 1918«, in: Roland Marti (Hg.): *Sprachenpolitik in Grenzregionen*, Saarbrücken 1996, S. 213–249, hier S. 243 f.

75 David F. Strauß: *Krieg und Friede. Zwei Briefe an Ernst Renan nebst dessen Antwort auf den ersten*, Leipzig 1870, S. 58.

76 Theodor Mommsen: *Agli Italiani*, Florenz 1870.

77 Vgl. Haubrichs: »Der Krieg der Professoren« (Anm. 74), S. 236.

78 Heinrich von Sybel: *Les droits de l'Allemagne sur l'Alsace et la Lorraine. À propos d'un pamphlet publié récemment*, Brüssel 1871.

tige Rolle, da Elsässisch eine germanische Sprache ist, obwohl die Bevölkerung sich nicht unbedingt als deutsch verstand.

Auf der anderen Seite mussten die Franzosen den Verlust der beiden Gebiete beklagen, aber zugleich vermeiden, ungewollt Gründe für eine Revision der Eingliederung Savoyens und Nizzas an Frankreich 1860 zu formulieren. Sie bedienten sich dabei subjektiver Argumente, vor allem aufgrund des Fehlens einer Befragung der dortigen Bevölkerung, während 1860 in Savoyen und Nizza ein Plebiszit durchgeführt worden war. So galt als letzte Instanz und einziges Kriterium für die Nationszugehörigkeit der Wunsch der Bevölkerung, zusammenzugeschlossen (Renan, Fustel)⁷⁹. Zudem hätten sich die Deutschen barbarisch gegenüber ihren angeblichen Brüdern verhalten, unter anderem während der Belagerung und Bombardierung Straßburgs (Fustel, Derembourg)⁸⁰. Der Gegensatz wurde exemplarisch von Renan 1871 ausgedrückt, als er an Strauß schrieb: »Unsere Politik ist die Politik des Völkerrechts [*droit des nations*], eure Politik ist die Politik der Rassen: Wir glauben, dass unsere besser ist.«⁸¹ Somit schuf Renan rhetorisch die Idee von zwei gegensätzlichen Nationsbegriffen, eine These, die sich als besonders wirkmächtig erweisen sollte.

Am anderen Ende des Betrachtungszeitraums meines Forschungsprojektes liegt 1848. Wenn wir die Parlamentsdebatten der Paulskirchenversammlung anschauen, stellen wir fest, wie »offen« die Begriffe im deutschen Sprachraum waren. In den Debatten um den mareckschen und um den raveauxschen Antrag (jeweils zum Verhältnis der deutschen »Nationalität« zu den anderen Nationalitäten in dem zu gründenden Reich und zum Verhältnis der Nationalversammlung zu den Versammlungen der Einzelstaaten und dessen Auswirkung auf das Verfassungswerk) im Mai 1848 wurde unter anderem der Begriff der Nation, je nach politischer Fraktion, mit vielen Unterbegriffen in Beziehung gesetzt (»Vaterland« natürlich, aber auch »Volksstamm«, »Volkssouveränität« oder »volksthümlich«). So gab es bei der demokratischen Linken

(Donnersberg, Deutscher Hof, Württemberger Hof) und beim rechtskonservativen Café Milani eine klare ideologische Prägung bei der Auswahl der Begriffe, während im rechtsliberalen Centrum (Casino), das die Mehrheit der Abgeordneten bildete, die Verbindung eher disparat zu sein schien. Diese Begriffe waren noch offen für Färbungen und Anpassungen – und dadurch für eine Ideologisierung. Eine solche Offenheit gab es in Frankreich zur gleichen Zeit nicht. Nicht nur, weil das politische Spektrum 1848 anders konstituiert war, sondern auch, weil die Begriffe viel früher Eingang in die politisch-soziale Sprache gefunden hatten und schon vor der Französischen Revolution »eingefärbt« waren.⁸² Nur so konnte ein radikaler Republikaner und Sozialist wie Alexandre Ledru-Rollin von der »Nation, die sich nun selbst regieren soll« (»nation appelée désormais à se régir elle-même«), sprechen, ganz im Einklang mit dem gemäßigten und liberalen Jacques Dupont de l'Eure, für den die Republik »sich selbst durch den Mund eines ganzen Volkes proklamiert [hatte]. (*Applaus.*) Wir schrieben nur den Ruf der Nation auf«.⁸³

Die Frage der Souveränität der Nation bzw. der »Volksstämme« stellte sich besonders akut in der Paulskirche, während sie in Frankreich weniger konfliktträchtig und aus einer anderen Konstellation heraus gebildet worden war. Beide Parlamente ließen sich von Themen außerhalb ihrer eigenen Kerngebiete in ihrer Selbstdefinition anregen: Im mareckschen Antrag ging es um die slawische Bevölkerung in Böhmen und ihr Verhältnis zu den Deutschen, die Polenfrage beschäftigte die französische Nationalversammlung – die Pariser Bevölkerung überfiel die *Assemblée nationale* aus diesem Grund am 15. Mai 1848 – ebenso wie die deutsche. Die Haltung der französischen *Assemblée* zur Polenfrage oder zum Krieg in Schleswig-Holstein war ein wichtiges Thema der Paulskirche in einer Art transnationalem Beobachtungsfeld. Diese ersten hier gegebenen Einblicke deuten schon auf transnationale Zirkulationsmuster, Austausch, Wiederaneignung, Distanzierung, Nachahmung oder gegenseitige Abgrenzung zwischen

79 Ernest Renan: ohne Titel, in: *Journal des débats*, 16.09.1870, S. 3; Ders.: *La Réforme intellectuelle et morale de la France*, Paris 1871; Numa Denis Fustel de Coulanges: *L'Alsace est-elle allemande ou française? Réponse à M. Mommsen*, Paris 1870.

80 Coulanges: *L'Alsace est-elle allemande* (Anm. 79); Jacques Derembourg/Abraham Geiger: »Ein Briefwechsel«, in: *Neue Freie Presse*, 19.09.1871, S. 4.

81 Renan: *La Réforme intellectuelle* (Anm. 79), S. 199. Übers. C. M.

82 Vgl. Elisabeth Fehrenbach: »Nation«, in: Rolf Reichardt/Eberhard Schmitt (Hg.): *Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich 1680–1820*, Bd. 7: »Honnête homme, honnêteté, honnêtes gens. Nation«, München 1986, S. 75–107; den Boer: »Deutsch-französische Divergenzen« (Anm. 69), S. 878.

83 »[La République] s'était proclamée elle-même par la bouche de tout un peuple. (*Applaudissements.*) Nous ne fîmes qu'écrire le cri de la nation«. »Séance du 8 mai 1848«, in: [o. A.]: *Compte rendu des séances de l'Assemblée nationale*, Bd. 1, Paris 1849, S. 27–47, hier S. 38, 35. Übers. C. M.

den französischen und den deutschen Abgeordneten hin, welche es genauer zu untersuchen und sozial zu verorten gilt.

IV. SCHLUSSBETRACHTUNG

Transnationale Begriffsgeschichte schreiben heißt also, die ›Nation‹ in zweifacher Hinsicht zu verfremden: erstens als Analyserahmen und zweitens als Forschungsobjekt. Die transnationale Geschichte ist nicht als Methodik zu denken, sondern als ein Modus der Gegenstandsbildung und -betrachtung. Es ist wichtig, die Begriffe in ihren Verflechtungs- und Entflechtungsgeschichten einzuordnen, sie als Objekte zu betrachten, die durch den Austausch konstituiert werden. Das ist vor allem der Fall bei dem Begriff ›Nation‹. Ein Verständnis dessen, was jeweils als spezifisch Eigenes gilt, ist in der Auseinandersetzung mit dem Anderen, dem Fremden, dem Globalen entstanden. Diese Dialektik steckt auch hinter dem Nationsbegriff. Es ist aber notwendig, den nationalen Rahmen als Untersuchungsraum zu verlassen, um den Wandel des Begriffs, die semantische Komplexität und die unterschiedliche Bedeutung eines Begriffes in verschiedenen Kontexten analysieren zu können. Sonst läuft man Gefahr, in einen Zirkelschluss zu geraten, innerhalb dessen die ›Nation‹ in dem von ihr als natürlichem Raum konzipierten Rahmen untersucht wird, womit dann die nationalen und nationalistischen Diskurse unbewusst fortgeschrieben werden. Nichts ist verbreiteter als das nationale Projekt, und wir dürfen nicht an die Selbstverständlichkeit, Ahistorizität und Partikularität der ›Nation‹ glauben und daran festhalten. Jede gedachte Gemeinschaft beschreibt sich selbst in autopoietischer Art und Weise, vor allem die Nation, so Thiesse, denn:

»Indem er [der Nationsschöpfungsprozess] den neuen nationalen Rahmen zum selbstverständlichen Raum der Politik- oder der Kulturgeschichte erklärt, verschleiert sich so der Nationsschöpfungsprozess selber in der doppelten Verleugnung seiner Geschichtlichkeit und seiner transnationalen Dimension.«⁸⁴

Die Begriffsgeschichte stattet ihrerseits die transnationale Geschichte mit einer Methode aus. Indem sie die Sprache selbst als Objekt versteht, das dem historischen Wandel unterworfen ist, und die Begriffe als Faktor und Indikator vergangener Realität(en) betrachtet, leistet die Begriffsgeschichte einen entscheidenden Beitrag zur Verfremdung der Nation als Begriff und als Analyserahmen. Erst durch diese besondere Kombination von beiden Ansätzen wird eine neue Sicht auf ›Nation‹ möglich. Diese transnationale Begriffsgeschichte von Nation stellt also einen methodischen Gewinn dar.

Konkret bedeutet die Anwendung dieser Methode, in die Pragmatik der Begriffe ›hineinzuschauen‹, den Gebrauchswert der Begriffe in konkreten kommunikativen Situationen zu untersuchen und sozial zu verorten. Diese Situationen sind oft transnational bedingt – manchmal aber nicht; auch das ist eine wichtige Erkenntnis transnationaler Geschichtsschreibung. Das Augenmerk für die Zirkulation, fürs Transnationale ermöglicht darüber hinaus eine bessere Erschließung historischer Bezüge und Bedeutungsschichten sowie rhetorischer Strategien. Die Annahme, die Anpassung, die Abgrenzung oder die Ablehnung fremder Begriffe als Sprechakte gehören also dazu. Nicht nur ›geglückte‹ Transfers sollen Gegenstand der Untersuchung sein, sondern auch Negationen, Ignoranz sowie ›gescheiterte‹ Aneignung und Anpassung – ohne implizit oder normativ zu unterstellen, dass es umgekehrt hätte sein sollen. Nicht mehr der Übergang von einer Ursprungskultur in eine (defizitäre) Empfangskultur soll untersucht werden, sondern die Zirkulation durch fluide, sich ständig neu definierende Räume. Dabei wird auf ein gewisses Spiel mit oder zwischen den Ebenen rekurriert. In den Begriffen werden nicht nur diachron gestaffelte Bedeutungsschichten sichtbar, sondern auch synchron räumliche Schichten abrufbar. So lässt sich die Schichtenmetaphorik Reinhart Kosellecks nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich lesen.⁸⁵ Nicht zuletzt darin besteht der wichtige Beitrag der transnationalen Geschichte für eine erneuerte Begriffsgeschichte und historische Semantik.

84 Thiesse: »Nations, internationalismes« (Anm. 54), S. 19: »En constituant le nouveau cadre national comme espace d'évidence de l'histoire politique ou culturelle, le processus de création des nations s'occulte donc lui-même, dans le double déni de son historicité et de sa dimension transnationale.« (Übers. C. M.)

85 Ähnlich argumentiert auch Schulz-Forberg: »The Spatial and Temporal Layers« (Anm. 48).

SOZIALE STRUKTUREN IN ZEIT UND RAUM

BEGRIFFSANALYSEN IN DER KOMPARATIVEN SOZIALSTRUKTURFORSCHUNG

Lena M. Friedrich

»Heute spricht man nicht mehr von ›Klassen‹«, so die ausdrückliche Formulierung in *Das junge Politik-Lexikon* (2024) der Bundeszentrale für politische Bildung. Stattdessen sei vielmehr die Rede »von unterschiedlichen Gesellschaftsschichten oder sozialen Umfeldern«.¹ Die Bezeichnung »Klassengesellschaft« habe insbesondere im 19. Jahrhundert den »Versuch« dargestellt, »die Gesellschaft zu erklären«. Darüber hinaus sei dieses »Modell der Klassengesellschaft« vor allem für den Kommunismus »die Grundlage seiner Weltanschauung« gewesen – so die weiteren Erklärungen für die junge Leser:innenschaft, an die sich der Beitrag primär richtet.² Ganz anders lautet die Kernaussage des Artikels *Ungleichheit in der Klassengesellschaft* von Christoph Butterwegge zwei Jahre zuvor in der Zeitschrift *Aus Politik und Zeitgeschichte*, die ebenfalls von der Bundeszentrale für politische Bildung herausgegeben wird: »Die sozioökonomische Ungleichheit lässt sich nur verstehen unter Rückgriff auf die analytische Schlüsselkategorie der Klasse.«³ Butterwegge beschäftigt sich hier mit altbekannten und neueren, insbesondere soziologischen Theorien, die den Klassenbegriff teilweise zentral, teilweise unter Bezugnahme auf andere Terminologien (wie ›Stand‹ und ›Schicht‹) verwenden, und diskutiert deren analytisches Potential im Hinblick auf gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse und -strukturen. Unter anderem bezieht sich Butterwegge hier auf Oliver Nachtweys Monographie *Die Abstiegsgesellschaft*, in der der Soziologe ausdrücklich betont, dass Klassen auch dann nicht »verschwinden

würden, wenn man sich von diesem Begriff verabschiedete«.⁴

Jedoch schaffen »Begriffe zur Bezeichnung sozialer Stratifizierung« und damit zur Benennung struktureller sozialer Ungleichheiten »Möglichkeiten [...] wie auch Barrieren [...], wie Benachteiligungen und Privilegierungen wahrgenommen und bewertet werden«, so Eva Barlösius in ihrem Aufsatz *Die Sprache der Sozialstrukturanalyse*.⁵ Barlösius unterstreicht die lange Tradition soziologischer Reflexion über soziale Kategorien, Klassifikationen und Begriffe, die nach den grundsätzlichen »Möglichkeiten der Benennung sozialer Ungleichheiten« frage, nach den verwendeten Begrifflichkeiten und Modellen und danach, welche »Theorien und Konzepte zur Verfügung« stehen,⁶ um soziale Ungleichheiten zu beschreiben, zu analysieren und zu deuten. In Rekurs auf Reinhart Kosellecks »Oppositionspaar[e]«⁷ untersucht die Soziologin die Verwendung dieser »›Differenzbestimmungen‹ Oben/Unten, Innen/Außen, Früher/Später«⁸ in der Ungleichheitssoziologie, insbesondere auch im Hinblick auf deren soziale »Evidenz«. Dabei hebt Barlösius immer wieder hervor, dass »in die Theorien und Konzepte sozialer Ungleichheit gesellschaftliche Auseinandersetzungen über soziale Benachteiligungen und Bevorzungen eingeschrieben« seien,

1 Gerd Schneider/Christiane Toyka-Seid: »Klassengesellschaft«, in: dies. (Hg.): *Das junge Politik-Lexikon*, Bonn 2024, <https://www.bpb.de/kurz-knapp/lexika/das-junge-politik-lexikon/320630/klassengesellschaft/> (aufgerufen am 31.05.2024).

2 Ebd.

3 Christoph Butterwegge: »Ungleichheit in der Klassengesellschaft«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 37–38 (2022), S. 40–46, hier S. 40.

4 Oliver Nachtwey: *Die Abstiegsgesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne*, Berlin 2016, S. 33.

5 Eva Barlösius: »Die Sprache der Sozialstrukturanalyse. Über die Benennung sozialer Ungleichheiten«, in: Petra Böhnke/Dirk Konietzka (Hg.): *Handbuch Sozialstrukturanalyse*, Wiesbaden 2024, S. 1–21, hier S. 2, https://doi.org/10.1007/978-3-658-39759-3_8-1 (aufgerufen am 21.10.2024).

6 Ebd., S. 3.

7 Reinhart Koselleck: »Sprachwandel und Ereignisgeschichte«, in: ders. (Hg.): *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*, Frankfurt a. M. 2006, S. 32–47, hier S. 34.

8 Barlösius: »Die Sprache der Sozialstrukturanalyse« (Anm. 5), S. 4.

denen sowohl »normative Setzungen«⁹ als auch Konfliktpotentiale inhärent sein können, die mitreflektiert werden müssten. Auch Max Haller hat in seiner Analyse soziologischer Interpretationen sozialer Ungleichheiten betont, dass diese »Teil umfassender und vielfältiger gesellschaftlicher Denk- und Interpretationsprozesse«¹⁰ seien und um Durchsetzung und Deutungshoheit kämpften.

Im vorliegenden Beitrag sollen jedoch weniger diese Kämpfe um Deutungshoheit und die daran beteiligten Akteur:innen als vielmehr die Bedeutungen und die Bedeutungsentwicklungen jener *Begrifflichkeiten* untersucht werden, die seit Jahrzehnten in der nationalen und komparativen Sozialstrukturanalyse in Europa zentral verwendet werden.¹¹ Damit soll zugleich ein Beitrag zu einer trans- bzw. international vergleichenden, sozialhistorischen Forschung geleistet werden, die – so Reinhart Koselleck im Gespräch mit Christof Dipper – »sehr im argen [sic!]« liege.¹² Hintergrund dieser »Diagnose« Kosellecks bildet der Rückbezug auf die jeweils eigene Gesellschaftsgeschichte, die national gerahmte Sozialgeschichte, welche »aus ihrem eigenen empirischen Erfahrungsmaterial« geschrieben wird. Eine international vergleichende Forschungsstrategie sei jedoch »sehr viel fruchtbarer

[...], wenn man die Sprachen vergleicht, weil man dann den Schlüssel hat zu den verschiedenen Erfahrungsbereichen«.¹³

Daher wird im Folgenden der diachronisch vergleichende Zugriff (*zeitliche* Dimension) mit einem Ländervergleich (*räumliche* Dimension) kombiniert, um so aktuelle Ansätze komparativer Sozialstrukturanalyse sprachsoziologisch zu erweitern. Für diesen Vergleich sind Großbritannien und Deutschland¹⁴ ausgewählt worden.

I. GROSSBRITANNEN UND DEUTSCHLAND – VERGLEICHSGRUNDLAGEN

In seinem Werk *Die Nationskonzeptionen in deutschen und britischen Enzyklopädien und Lexika im 18. und 19. Jahrhundert* konstatiert Karsten Behrndt, dass das Vereinigte Königreich und Deutschland bezüglich der Regierungsform und der staatlichen Gliederung Unterschiede aufweisen, jedoch gleichermaßen als »Produkte der europäischen Geschichte [...] Komponenten der politischen und territorialen Ordnung des europäischen Staatensystems« seien. Europa bilde damit den »gemeinsamen Rahmen«.¹⁵

In Anlehnung an Behrndt wird davon ausgegangen, dass der Vergleich der jeweiligen (hier: sozialstrukturellen) Konzepte und Begrifflichkeiten deren Spezifika besser veranschaulicht als »eine Einzelbetrachtung«. Trotz des »gemeinsamen europäischen Rahmens« sind doch die unterschiedlichsten »historischen, politischen und geographischen Voraussetzungen« identifizierbar, sodass auch mit Differenzen »hinsichtlich der spezifischen Ausformung« der Begriffs(bei-)deutungen zu rechnen ist. Darüber hinaus weisen sowohl Großbritannien als auch Deutschland eine »lange [] und reichhaltige [] lexikalische [] Tradition« auf.¹⁶

Auf einer solchen Traditionslinie, nämlich derjenigen soziologischer Fachwörterbücher und Lexika, basiert die Quellenauswahl dieses Beitrags. Es handelt sich

9 Ebd., S. 15.

10 Max Haller: »Theorien sozialer Ungleichheit im nationalen und im europäischen Kontext. Eine wissenssoziologische Analyse«, in: Martin Heidenreich (Hg.): *Die Europäisierung sozialer Ungleichheit. Zur transnationalen Klassen- und Sozialstrukturanalyse*, Frankfurt a. M./New York, S. 187–229, hier S. 187.

11 Dass auch die Soziologie und insbesondere die Sozialstrukturanalyse auf diesen »Kampffeldern« aktiv ist, habe ich in Auseinandersetzung mit Hallers Untersuchung bereits zu zeigen versucht; vgl. Lena M. Friedrich: »Sozialstruktur im (Be-)Griff? Eine wissens- und kultursoziologische Reflexion der Sozialstrukturanalyse«, in: Oliver Dimbath/ Michaela Pfadenhauer (Hg.): *Gewissheit. Beiträge und Debatten zum 3. Sektionskongress der Wissenssoziologie*, Weinheim 2021, S. 874–882. Hier weise ich ferner darauf hin, dass die Sozialstrukturanalyse als »Produzentin« und »Re-Produzentin von Repräsentationen sozialer Struktur« (ebd., S. 880) mit den »in einer Gesellschaft intersubjektiv geteilte[n] Überzeugungen« in einem »Verhältnis gegenseitiger Bestätigung und reziproker Stabilisierung« (ebd., S. 875) steht. Stanislaw Ossowski hat für diese »Vorstellungen, Überzeugungen und Wertungen« sowie für die »charakteristische[n] Gedankeninhalte []« und »Begriffe« bestimmter »Milieus« die Bezeichnung »soziales Bewußtsein« gewählt. Stanislaw Ossowski: *Die Klassenstruktur im sozialen Bewußtsein*, übers. von Sophie Schick-Rowińska, hg. von Heinz Maus/Friedrich Fürstenberg, Neuwied/Berlin ²1972 (pol. 1957), S. 18.

12 Vgl. Reinhart Koselleck/Christof Dipper: »Begriffsgeschichte, Sozialgeschichte, begriffene Geschichte. Reinhart Koselleck im Gespräch mit Christof Dipper«, in: *Neue Politische Literatur* 43 (1998), S. 187–205, hier S. 203.

13 Ebd., S. 199.

14 »Deutschland« wird hier als Bezeichnung sowohl für die »alte« Bundesrepublik nach 1945 als auch für die BRD ab 1990 verwendet.

15 Karsten Behrndt: *Die Nationskonzeptionen in deutschen und britischen Enzyklopädien und Lexika im 18. und 19. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2003, S. 23.

16 Ebd.

hierbei um eine Literaturform, welche sich in der Regel nur langsam verändert bzw. entwickelt, da *ein* Ziel lexikalischer Werke unter anderem die Bereitstellung »dauerhafte[r] Informationen«¹⁷ darstellt. Mit Niklas Luhmann kann diese Textform auch als »gepflegte Semantik« bezeichnet werden, die unter anderem die Funktion übernimmt, »die Grenzen des Ausdrucks und die Risiken der Formulierung zu kontrollieren«, sodass begriffsgeschichtliche Forschungen »von der Faktizität des alltäglichen Sinnprozessierens und möglicherweise sogar von den dafür benutzten Typisierungen abstrahieren«¹⁸ können.

Koselleck fasziniert an dieser Textgattung, dass sie im Zeitverlauf »Bedeutungsschichten« ansetze, die erst durch eine Betrachtung der Quellen über die Zeit hinweg sichtbar werden. Der diachrone Vergleich von Wörterbüchern und Lexika ermöglicht somit das Auffinden von semantischen Repetitionen, aber auch von Innovationen, weswegen Koselleck diese Quellenart als unverzichtbar für die Rekonstruktion begriffsgeschichtlichen Wandels würdigt.¹⁹

In der Soziologie entstehen etwa seit den 1950er Jahren Fachwörterbücher,²⁰ so stellt Oliver Dimbath fest, die »zunächst das wilde Wachstum der Konzepte systematisieren«, sich jedoch im Laufe der Zeit mit »zunehmend kanonisierten Konzepte[n]«²¹ auch an interessierte Laien wenden. Dimbath begreift damit die fachspezifischen Wörterbücher als einen »Spiegel des je gegenwärtigen Begriffskanons«, wobei es »nicht allein darum [gehe], alle Begriffe des Jargons aufzunehmen. Verbunden mit dem »einführenden« Charakter dokumentieren sie durch ihre redaktionelle Selektivität und Abgeschlossenheit einerseits eine wohl begründete Auswahl und andererseits eine Momentaufnahme der als zentral geltenden Begriffe einer Disziplin.«²² Fachwörterbücher geben somit »Bedeutungen ihrer Zeit« wieder. Im wissenssoziologischen Sinne vermutet Dimbath außerdem eine

dokumentarische Funktion jener fachspezifischen Wörterbücher hinsichtlich des jeweiligen »Denkstils einer Disziplin«.²³

So konstatiert bereits Karl Mannheim in seinem Werk *Ideologie und Utopie*, dass durch den Vergleich zu zeigen versucht werde, »daß bereits bei dem einfachsten Problemansatz, schon bei einer so schlichten Fragestellung, wie etwa die Theorie zur Praxis sich verhalte, das Denkergebnis schon deshalb stets verschieden ausfallen muß, weil bereits die Begriffsbestimmungen in der Problemstellung (ganz ungewollt) je nach dem sozialen Standort des Betrachters verschieden auszufallen pflegen«.²⁴

Auch Koselleck betont die Unauflöslichkeit von Gesellschaft und Sprache in der Geschichte, wenngleich zwischen Sozialgeschichte und Begriffsgeschichte immer »eine unüberbrückbare Differenz«²⁵ bestehen bleibe. Doch beide zielten »auf die langfristigen, die diachron wirksamen Bedingungen« und fragten so »nach Strukturen und deren Wandel, [...] nach den sprachlichen Vorgaben, unter denen solche Strukturen in das gesellschaftliche Bewußtsein eingegangen, begriffen und auch verändert worden sind«.²⁶

II. ZEIT UND RAUM – DIMENSIONEN DES VERGLEICHS

Die Aufgabe einer solchen »klassischen Begriffsgeschichte« habe, so Ernst Müller und Falko Schmieder, vorrangig darin bestanden, »das zeitliche Bewusstsein für sprachliche und begriffliche Differenzen zu schärfen«.²⁷ Mit Berücksichtigung der *räumlichen* Dimension zusätzlich zur beschriebenen zeitlichen, d. h.: mit einer synchronen und diachronen Betrachtung, und mit »Überschreitung« einer nationalen und damit in der Regel auch einer »monolingualen Ausrichtung« erweitern und erschweren sich »die methodischen Probleme« einer Begriffs- und Bedeutungsgeschichte, da nicht mehr nur die jeweiligen »historischen und soziokulturellen Bedeutungsdifferenzen« zu berücksichtigen sind, sondern darüber hinaus auch »die Problematiken der Übersetzung von Fremdsprachen

17 Reinhart Koselleck: »Hinweise auf die temporalen Strukturen begriffsgeschichtlichen Wandels«, in: ders. (Hg.): *Begriffsgeschichten* (Anm. 7), S. 86–98, hier S. 97.

18 Niklas Luhmann: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1998, S. 19 f.

19 Vgl. Koselleck: »Hinweise« (Anm. 17), S. 97.

20 Eine Ausnahme bildet allerdings das bereits 1931 im Ferdinand Enke Verlag Stuttgart erschienene *Handwörterbuch der Soziologie*, herausgegeben von Alfred Vierkandt.

21 Oliver Dimbath: »Die soziologische Wörterbücherei«, in: *Soziologische Revue* 39.1 (2016), S. 21–29, hier S. 25.

22 Ebd., S. 28.

23 Ebd., S. 29.

24 Karl Mannheim: *Ideologie und Utopie*, Frankfurt a. M. 1969, S. 50.

25 Reinhart Koselleck: »Sozialgeschichte und Begriffsgeschichte«, in: ders. (Hg.): *Begriffsgeschichten* (Anm. 7), S. 9–31, hier S. 13.

26 Ebd., S. 24.

27 Ernst Müller/Falko Schmieder: *Begriffsgeschichte zur Einführung*, Hamburg 2020, S. 46.

und des interkulturellen Vergleichs«. ²⁸ Für historisch forschende und zugleich »global interessierte[]« Wissenschaften bestehe die Herausforderung mittlerweile jedoch insbesondere in der Entwicklung gemeinsamer oder zumindest »vergleichbare[r] analytische[r] Kategorien für eine globale Welt und ihre transnationalen Geschichten«. Die Autoren betonen, dass ein Vergleich letztlich »doppelgleisig verfahren«, und das heißt: »sich sowohl auf die Spracherzeugnisse wie auch auf die sprachlich erschlossenen gesellschaftlichen Sachverhalte beziehen« müsse. Eine Verengung auf schlichte »Wort-für-Wort-Übersetzung« sei folglich zu vermeiden; »[s]tattdessen sollten für die jeweiligen Sprachen die Vielfalt der begrifflichen Zuordnungen und Verweisungszusammenhänge einzelner Ausdrücke ausgelotet werden.« ²⁹

In vielen europäischen Sprachen gebe es, so stellt beispielsweise Koselleck fest, eine lange Übersetzungstradition griechischer Begriffe ins Lateinische und daran anschließend eine »Umsetzung der lateinischen Begriffe ins Italienische, Spanische, Französische beziehungsweise Englische«. ³⁰ Zwischen dem Lateinischen und jenen Vernakularsprachen habe es einen »gewissen Grad an Übereinstimmung« gegeben, welcher die Betonung von Unterschieden obsolet gemacht habe. Für die slawischen und germanischen Sprachen jedoch habe sich das Verhältnis zum und damit auch eine Übersetzung aus dem Lateinischen problematischer gestaltet, sodass eine Neuprägung mancher sozialer und politischer Begrifflichkeiten erforderlich gewesen sei. ³¹

Die Problematik der Übersetzung von Begriffen anderer Sprachen in die eigene sowie vice versa bestehe, so Margrit Pernau, vor allem darin, »damit verschiedene historische Erfahrungen zueinander in Beziehung zu setzen«. ³² Reflexionen über die Zusammenführung unterschiedlicher Semantiken sowie über die Prägung

der Wahrnehmung und Erkenntnis durch eine jeweilige (dominante) Semantik »stecken jedoch erst in ihren Anfängen«. Vor diesem Hintergrund adressiert die Autorin den Anspruch an Wissenschaftssprache und an ihre Begriffe, grundsätzlich anzuerkennen, dass Akteur:innen zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen Regionen unterschiedliche Aussagen über soziale Phänomene, über Unterschiede und Zusammengehörigkeiten formulieren, und dass die Nichtberücksichtigung anderer, »fremder« Begriffe Gefahr laufe, »gedachte Ordnungen nicht erfassen zu können«. Pernau stellt am Beispiel des Begriffs der »Zivilgesellschaft« eindrücklich dar, dass die Bildung eines Begriffes *eine* mögliche Antwort auf soziale Probleme geben kann, welche jedoch weder absolut noch universell, sondern vielmehr gesellschaftsspezifisch und damit zeitlich und räumlich variabel ausfällt. Zentrales Problem einer vergleichenden historischen Semantik sei somit zunächst die Identifizierung jener Begriffe, welche miteinander verglichen werden sollen; »das *tertium comparationis* wären damit die gesellschaftlichen Problemlagen, verglichen würden die unterschiedlichen Antworten, die darauf gegeben wurden«. ³³ Müller und Schmieder betonen demgemäß, dass sich das Forschungsinteresse von Aspekten wie »Original« oder »Werktreue« verschiebe zu Kriterien wie beispielsweise »Transformationen, kulturelle Diversität und Diskontinuität«, zu Fragen nach semantischen Veränderungen aufgrund von Übersetzungsprozessen.

»[G]efragt wird unter anderem, auf welche Veränderungen diese Bedeutungsverschiebungen reagieren, warum sie den Zeitgenossinnen und Zeitgenossen plausibel erscheinen, auf welchen Wegen, über welche Medien, Multiplikatoren und Praktiken bestimmte Begriffe und daran geknüpfte Praktiken und Objekte übertragen, übersetzt und dadurch verändert werden etc.« ³⁴

Der anschließende Verweis der Autoren auf die Gefahr einer eurozentrischen Verengung begriffsanalytischer Vorhaben sowie auf das sogenannte »Eurochronologie-Problem, nämlich die Verwendung von Periodisierungen, die aus den westlichen Entwicklungen abgeleitet sind (wie Moderne, Renaissance, Avantgarde oder Postmoderne)«, ³⁵ erscheint folgerichtig.

28 Ebd., S. 165 f.

29 Ebd. An anderer Stelle betonen Müller und Schmieder, dass jede Begriffsgeschichte auf Totalität verzichten und sich selbst als Teil von Geschichte und ihre Methoden als historisch begreifen und mitreflektieren müsse. Als »history of concepts« oder »conceptual history« habe sie ferner »ihre eurozentrische Verengung überwunden« (ebd., S. 33) und so neben einer Vielzahl europäischer Länder auch Asien und Südamerika erreicht, indem sie verstärkt Übersetzungsproblematiken thematisiere.

30 Koselleck: »Hinweise« (Anm. 17), S. 94.

31 Ebd., S. 94 f.

32 Margrit Pernau: »Gab es eine indische Zivilgesellschaft im 19. Jahrhundert? Überlegungen zum Verhältnis von Globalgeschichte und historischer Semantik«, in: *Traverse: Zeitschrift für Geschichte* 14.3 (2007), S. 51–64, hier S. 51.

33 Ebd., S. 57.

34 Müller/Schmieder: *Begriffsgeschichte zur Einführung* (Anm. 27), S. 168.

35 Ebd., S. 169.

Im Hinblick auf die vergleichende historische Semantik bedarf es also nicht nur der Berücksichtigung der zeitlichen Dimension, die sich insbesondere in einer diachronen Tiefenstaffelung entfaltet, sondern auch der expliziten Beachtung der räumlichen Dimensionen, welche einen Vergleich von unterscheidbaren Sprachräumen ermöglicht, die – bezüglich des hier vorgenommenen Vergleichs von Großbritannien und Deutschland – außerdem nationalstaatlich konkretisierbar sind.³⁶

Der bekannten und in vielerlei Hinsicht berechtigten Kritik an einem methodologischen Nationalismus³⁷ sei an dieser Stelle beigegeben wie zugleich entgegnet, dass die hier vorgestellte Analyse auf der Beobachtung fußt, dass die von der empirischen komparativen Sozialstrukturforschung verwendeten Kategorien und Begrifflichkeiten »trotz Internationalisierung, Transnationalisierung und Globalisierung noch immer weitgehend national bestimmt«³⁸ sind. Soziologische Interpretationen sozialer Ungleichheiten sind folglich als Teil umfassender gesellschaftlicher Wissensbestände begreifbar; sie sind »Ergebnis gesellschaftlicher Auseinandersetzungen und historischer Prozesse«³⁹ und damit eben auch nationalstaatlich

different und differenzierbar. »Wo in der Bundesrepublik Deutschland weiterhin das Schichtmodell dominiert (und selbst Milieumodelle sind im Kern erweiterte Schichtmodelle), wird in Großbritannien 2013 im *BBC's Great British Class Survey Experiment* wieder einmal das Bestehen sozialer Klassen als primäres Strukturmerkmal postuliert.«⁴⁰ Letztlich, so Karl Mannheim in seiner Auseinandersetzung mit dem Ideologiebegriff, suchten alle »Parteien« und Gruppen »in ihrem Denken und Handeln [...] Wirklichkeit« – und es sei »kein Wunder, wenn sie sich ihnen verschieden gibt.«⁴¹

III. EXEMPLARISCHE BEGRIFFS-ANALYSEN IN ZEIT UND RAUM

Im Vergleich mit dieser noch recht unspezifischen, »weiten« Formulierung Mannheims, zeigt Reinhart Koselleck in *Sprachwandel und Ereignisgeschichte* sehr viel konkreter am Beispiel französischer, britischer und deutscher Wahlrechtsdebatten seit der Französischen Revolution die je unterschiedlichen, auch zeitlich differenten sprachlichen Verarbeitungen eines äußerlich gleichen, außersprachlichen Geschehens: des Prozesses der Demokratisierung. Jede Sprache und die ihr je spezifischen Begrifflichkeiten seien »an die geschichtlichen Erfahrungsgehalte zurückgebunden, die einmal in diese Begriffe eingegangen sind. Anders gewendet: Die größere Dauerhaftigkeit, die der Sprache ganz allgemein innewohnt [...], zeigt in der jeweils einmaligen Sprechsituation verschieden gestaffelte zeitliche Tiefenstrukturen.«⁴² Darüber hinaus lassen sich »semantische Vorprägungen« unterscheiden, die die jeweiligen nationalstaatlich geführten, in Kosellecks Beispiel vor allem politischen, Diskurse mitprägen und strukturieren. In Frankreich sei dies vor allem das von Denis Diderot geprägte Gegensatzpaar *citoyen* versus *bourgeois* als sprachlich-inhaltliche wie sozialpolitische Opposition bürgerlicher Interessen gegenüber allgemeinen Bürgerrechten.⁴³ Im deutschen Sprachraum hingegen habe man nur den Begriff des »Bürgers« gekannt, der – obgleich zunehmend ausdifferenziert und pluri-

36 John B. Thompson weist in seinem Aufsatz *Bourdieu über Sprache* zu Recht darauf hin, dass es keine »völlig homogene[n] Sprach- oder Sprechgemeinschaft[en]« gibt. Diese Bezeichnung stelle vielmehr die »Idealisierung einer bestimmten Sprachpraxis [dar], die historisch entstanden sei und deren Existenz bestimmte gesellschaftliche Voraussetzungen habe« (John B. Thompson: »Bourdieu über Sprache«, in: Pierre Bourdieu: *Sprache. Schriften zur Kultursoziologie 1*, übers. von Hella Beister, hg. von Franz Schultheis/Stephan Egger, Berlin 2017, S. 199–241, hier S. 205). Thompson bezieht sich hier jedoch nicht auf den Vergleich von National- oder Landessprachen, sondern auf den analytischen Ansatz Pierre Bourdieus, der Sprache und Sprachgemeinschaften und damit vor allem »soziologisch relevante[] sprachliche[] Unterschiede [...] als ein[en] »symbolische[n] Ausdruck« der Struktur des Systems der sozialen Unterschiede interpretiert« (Bourdieu: *Sprache* (Anm. 36), S. 36). Bourdieu zeigt auf, dass sich »[d]ie sozial unterschiedlichen Formen des Sprachgebrauchs [...] gewöhnlich zu einer Gegensatzstruktur ausdifferenzieren, die im Bereich des Symbolischen die Struktur der Klassenverhältnisse als eines Felds von unterschiedlichen Positionen reproduziert« (ebd.). Daran anschließend diskutiert er u. a. Fragen der Legitimität und Illegitimität von Sprache, von sprachlichen Normierungen und Formen »sprachlicher Abweichung«; vgl. ebd., S. 43–59.

37 Vgl. hierzu insbesondere Ulrich Beck: »Kritik des nationalen Blicks und des methodologischen Nationalismus«, in: ders.: *Der kosmopolitische Blick oder: Krieg ist Frieden*, Frankfurt a. M. 2004, S. 39–54.

38 Eva Barlösius: *Die Macht der Repräsentation. Common Sense über soziale Ungleichheiten*, Wiesbaden 2005, S. 105.

39 Ebd., S. 100.

40 Friedrich: »Sozialstruktur im (Be-)Griff« (Anm. 11), S. 876; vgl. Mike Savage/Fiona Devine/Niall Cunningham u. a.: »A New Model of Social Class: Findings from the BBC's Great British Class Survey Experiment«, in: *Sociology* 47.2 (2013), S. 219–250, <https://doi.org/10.1177/0038038513481128> (aufgerufen am 21.10.2024).

41 Mannheim: *Ideologie und Utopie* (Anm. 24), S. 86.

42 Koselleck: »Sprachwandel und Ereignisgeschichte« (Anm. 7), S. 44.

43 Vgl. ebd., S. 43.

valent – insbesondere »noch weit zurückreichende ständische Erfahrungsgehalte in sich speicherte«.⁴⁴ Die sprachliche Verarbeitung des außersprachlichen Ereignisses der Demokratisierung erfolgte, so Koselleck, in Großbritannien weitaus differenzierter sowie zugleich rechtlich und (sozial-)politisch »abgesichert«. Traditionelle, insbesondere juristisch geprägte Begriffsbestimmungen wie die »privilegierten *freemen*, *burgesses* oder *burghers*«⁴⁵ wurden bewahrt und durch »neue[] Erfahrungsgehalte, [...] die Interessen der *middle classes*«⁴⁶ ergänzt und erweitert.⁴⁷

Auch Müller und Schmieder zeigen anhand des Beispiels von *Umwelt*, *environment* und *milieu* die Problematik einer »einfachen« Übersetzung als »die Vorstellung einer funktionalen Homologie« von Begrifflichkeiten, welche zwar aufeinander bezogen seien, jedoch »keine einfachen Äquivalente« darstellen würden. Deutlich werde, dass eine historisch vergleichende Betrachtungsweise »um den Blick auf transnationale und kulturelle Verflechtungen ergänzt werden muss, denn was als vermeintlich ursprünglich Getrenntes aufeinander bezogen wird, stellt sich nicht selten als Resultat historischer Abgrenzungs- und Trennungsprozesse heraus«.⁴⁸

Vor diesem Hintergrund folgt diese Analyse der von Müller und Schmieder formulierten Aufforderung, Begriffe »nicht nur in der Zeit, sondern vor allem auch im Raum zu untersuchen«⁴⁹ und damit sprachliche und interkulturelle Übersetzungs- oder Übertragungsprozesse nicht außer Acht zu lassen. Damit soll zugleich ihre Feststellung herausgefordert werden, dass für Soziolog:innen »die Diachronie ihrer Begriffe eher von geringer Relevanz«⁵⁰ sei.

So wird im Folgenden den jeweiligen zentralen Terminologien der bundesdeutschen und der britischen Sozialstrukturforschung, »Schicht« und »Klasse«, begriffsgeschichtlich nachgegangen, um aufzuzeigen, dass spätestens im Ländervergleich die unterschiedlichen spezifischen sprachgebundenen

Traditionen und institutionalisierten Deutungsmuster mitgedacht und reflektiert werden müssen, die den Bedeutungsgehalt sozialer Kategorien und Begrifflichkeiten, empirischer Konzepte und wissenschaftlicher Theorien mitbedingen.

IV. »KLASSE« UND »SCHICHT« IN ZEIT UND RAUM

In ihrem umfangreichen Beitrag »Stand, Klasse« in *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland* zeigen Otto Gerhard Oexle, Werner Conze und Rudolf Walther, dass etwa ab der Mitte des 14. Jahrhunderts bis in das 18. Jahrhundert hinein in Bezug auf soziale Ordnung der Standesbegriff dominierte – jedoch nicht, um soziale Strukturen adäquat zu beschreiben und zu analysieren, sondern vielmehr um deren »ethische[] Ordnung« zu erfassen, »in der Absicht auf metaphysisch begründete Normen«.⁵¹ Insbesondere vor der Hintergrundfolie von »Aufklärung und Naturrecht« sei die religiös legitimierte und rechtlich abgesicherte ständische Ordnung sukzessive infrage gestellt und angesichts »unterschiedliche[r] Konstruktionen der Gleichheit und des Naturzustandes« durch andere Terminologien abgelöst worden.⁵² Insbesondere im französischen und englischen Sprachraum wurde der Klassenbegriff zunehmend verwendet und »gesellschaftswissenschaftlich fundiert[]«.⁵³ Im deutschen Sprachraum wurde diese Terminologie jedoch vor allem steuerrechtlich und ökonomisch als »wirtschaftswissenschaftliche[r] Fachterminus«⁵⁴ akzentuiert.

Diese ökonomische Fundierung des Klassenbegriffs wurde vor allem von Karl Marx und Friedrich Engels geleistet, in deren *Manifest der Kommunistischen Partei* Mitte des 19. Jahrhunderts der Begriff zum zentralen Element einer geschichtsphilosophisch fundierten, gesellschaftskritischen Zeitdiagnose aufrückte. So konstatieren Marx und Engels gleich zu Beginn des *Kommunistischen Manifestes*, dass »[d]ie Geschichte aller bisherigen Gesellschaft die Geschichte von Klassenkämpfen«⁵⁵ sei. Die gegenwärtigen

44 Ebd., S. 44.

45 Ebd., S. 43.

46 Ebd., S. 44.

47 Vgl. hierzu ausführlicher: Reinhart Koselleck/Ulrike Spree/Willibald Steinmetz: »Drei bürgerliche Welten? Zur vergleichenden Semantik der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland, England und Frankreich«, in: Koselleck (Hg.): *Begriffsgeschichten* (Anm. 7), S. 402–461.

48 Müller/Schmieder: *Begriffsgeschichte zur Einführung* (Anm. 27), S. 166 f.

49 Ebd., S. 166.

50 Ebd., S. 53.

51 Otto Gerhard Oexle/Werner Conze/Rudolf Walther: »Stand, Klasse«, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 6, Stuttgart 1990, S. 155–284, hier S. 159.

52 Ebd., S. 222.

53 Ebd., S. 241.

54 Ebd., S. 224.

55 Karl Marx/Friedrich Engels: *Das Kommunistische Manifest*

tige »aus dem Untergang der feudalen Gesellschaft hervorgegangene moderne bürgerliche Gesellschaft hat die Klassengegensätze nicht aufgehoben. Sie hat nur neue Klassen, neue Bedingungen der Unterdrückung, neue Gestaltungen des Kampfes an die Stelle der alten gesetzt.« Diese moderne Gesellschaft spalte sich nun sukzessive »in zwei große feindliche Lager, in zwei große, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat.«⁵⁶

Im Gegensatz zu diesem vor allem geschichtsphilosophisch konnotierten Klassenbegriff hat Max Weber ›Klasse‹ als eine ›Ordnungsterminologie‹ beschrieben, die die ökonomische »Sphäre« einer Gesellschaft bzw. einer »Gemeinschaft« kennzeichne und damit neben den Kategorien ›Stand‹ und ›Partei‹ spezifische »Phänomene der Machtverteilung innerhalb einer Gemeinschaft«⁵⁷ charakterisiere. So verortet Weber die Ständekategorie »in der ›sozialen Ordnung‹, also in der Sphäre der Verteilung der ›Ehre‹«,⁵⁸ und definiert demgemäß die »ständische Lage« als »jede typische Komponente des Lebensschicksals von Menschen, welche durch eine spezifische, positive oder negative soziale Einschätzung der ›Ehre‹ bedingt ist, die sich an irgendeine gemeinsame Eigenschaft vieler knüpft.«⁵⁹ Ausgedrückt werde die ständische Lage und damit die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Stand durch die standesspezifische »Lebensführung«.⁶⁰ Parteien hingegen seien nicht Bestandteil der sozialen Ordnung, sondern »in der Sphäre der ›Macht‹ zu Hause«.⁶¹ In Abgrenzung zu Ständen und Klassen sei das »›parteimäßige‹ Gemeinschaftshandeln« grundsätzlich »auf ein planvoll erstrebtes Ziel gerichtet« – unabhängig davon, ob dieses ›sachlich‹ durch ein Programm begründet oder ›persönlich‹ motiviert sei, z. B. zum Zwecke des Machtgewinnes oder der »Ehre für ihre Führer und Anhänger«.⁶² Klassen hingegen seien immer dann erkennbar, »wo 1. einer Mehrzahl von Menschen eine spezifische ursächliche Komponente ihrer Lebenschancen gemeinsam ist, soweit 2. diese Komponente lediglich durch ökonomische Güterbesitz- und

Erwerbsinteressen und zwar 3. unter den Bedingungen des (Güter- oder Arbeits-) *Markts* dargestellt wird (›Klassenlage‹).«⁶³

Auch bei Max Weber ist damit die Klassenterminologie ökonomisch fundiert. Sie wird explizit mit der »Wirtschaftsordnung«⁶⁴ verbunden und durch diese gerahmt. Damit erscheint Klasse jedoch nicht als Bestandteil einer geschichtsphilosophisch fundierten materialistischen Gesellschaftskritik, sondern stellt eine soziale Kategorie dar, die der Deskription und Analyse eines spezifischen gesellschaftlichen Bereiches, der ökonomischen »Sphäre« dient.

IV.1 DEUTSCHLAND

In den deutschen soziologischen (Hand-)Wörterbüchern und Lexika, die Webers analytischer Begriffsdifferenzierung zeitlich folgen, findet sich diese ökonomische Konnotation des Klassenbegriffs wieder.

Im *Handwörterbuch der Soziologie*, herausgegeben von Alfred Vierkandt (1931),⁶⁵ werden Klassen – wie auch Stände – »in den Tatsachen des ökonomischen Lebens«⁶⁶ verortet, wobei Klassen »in einem Vertrags-Verhältnis«, Stände jedoch mehr »wie Organe und Glieder eines Leibes« zueinander stünden. Im Gegensatz zu Ständen fassten Klassen einander jedoch »als prinzipiell gegnerisch« auf, wenngleich sie »durch gegenseitiges Interesse aufeinander angewiesen«, bisweilen »aneinander gebunden« seien. Diese Reziprozität könne sich allerdings zu gegenseitiger Feindschaft wandeln, sodass Klassen »sogar Krieg gegeneinander führen«.⁶⁷ Der Klassenbegriff erscheint insbesondere als dynamische Größe, die im Unterschied zu Ständen »flüssiger« sei, »bis zu luftartiger Beweglichkeit«.⁶⁸ Stände hingegen seien »starrer« und »in höherem Grade erblich«⁶⁹, weshalb Stand als vergleichsweise ›sichere‹, stabile Kategorie beschrieben wird.

Neben dem Standes- und dem Klassenbegriff wird in Vierkandts *Handwörterbuch* jedoch eine weitere Terminologie verwendet, die Max Weber in seiner Untersuchung unterschiedlicher gesellschaftlicher

(1848). *Eine moderne Edition*, hg. von Eric J. Hobsbawm, Hamburg 1999, S. 44.

56 Ebd.

57 Max Weber: »§ 6. Machtverteilung innerhalb der Gemeinschaft: Klassen, Stände, Parteien«, in: ders.: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie* (1922), Tübingen 1980, S. 531–540, hier S. 531.

58 Ebd., S. 539.

59 Ebd., S. 534.

60 Ebd., S. 535.

61 Ebd., S. 539.

62 Ebd.

63 Ebd., S. 531.

64 Ebd., S. 539.

65 Alfred Vierkandt (Hg.): *Handwörterbuch der Soziologie*, Stuttgart 1931.

66 Ferdinand Tönnies: »Stände und Klassen«, in: Vierkandt (Hg.): *Handwörterbuch* (Anm. 65), S. 617–638, hier S. 617.

67 Ebd.

68 Ebd., S. 618.

69 Ebd.

Sphären nicht gebraucht hat: der Begriff der *Schicht*, der in der Beschreibung gesellschaftlicher Strukturen über Epochen- und Ländergrenzen hinweg Anwendung findet. So ist beispielsweise die Rede von den »unteren und beherrschten Schichten«, die von dem »ständische[n] Hochmut« der sogenannten »Herrenstände«⁷⁰ bedrückt werden, oder auch von den »herrschenden Schichten«, welche »die Tatsache des Klassenkampfes mit großem Mißbehagen«⁷¹ betrachteten. Bisweilen werden die Begrifflichkeiten Stand, Klasse, Schicht aneinandergereiht bzw. synonym gebraucht, so z. B. »die Sphäre der Arbeiterklasse«, »Oberschicht«, »der Verwöhnte aus einer nicht hohen aber höheren Schicht«, »in der großen Menge derer, die dem Bauern- und dem Handwerkerstande oder gar der Arbeiterklasse entstammen«.⁷² An anderer Stelle wird im Hinblick auf die indische Gesellschaft die soziale Gliederung der »klassischen Kasten« erläutert, welche als die »4 großen Schichten« bezeichnet werden, von denen die »Brahminen« als »die höchste Schicht«⁷³ charakterisiert werden. »[E]ine Art ständischer Schichtung« habe es auch im antiken Griechenland und in Rom gegeben, wenngleich »[d]ie frühe Entwicklung der antiken Stadtgemeinde [...] die Entwicklung der Stände gehemmt und beschränkt«⁷⁴ habe.

Im Gegensatz zu diesem umfangreichen Beitrag im *Handwörterbuch der Soziologie*, der sich ausführlich Ständen und Klassen widmet, findet sich ein solcher Artikel im ersten soziologischen Wörterbuch der Nachkriegszeit, dem *Wörterbuch der Soziologie*, herausgegeben von Wilhelm Bernsdorf und Friedrich Bülow im Jahr 1955,⁷⁵ nicht. Zwar werden die Stichwörter »Klasse, Klassenbewußtsein, Klassengesellschaft« zusammenfassend aufgeführt, jedoch nicht in einem eigenen Beitrag erörtert. Es findet sich hier lediglich der Verweis auf eine Vielzahl anderer Stichwörter.⁷⁶ Allerdings ist im *Wörterbuch der Soziologie* ein umfangreicher Artikel zum Stich-

wort »Schichtung«⁷⁷ enthalten, in dem sowohl der Schichtungs- als auch der Schichtbegriff ausführlich erläutert werden. »Schicht« und »Schichtung« werden hier gleichermaßen als »umgreifende[] Obergriff[e]« entfaltet, die die soziale Struktur aller sogenannten »Großgesellschaft[en]«, welche »hochzusammengesetzte[] Großgefüge«⁷⁸ darstellen, bezeichnen und beschreiben. In deutlichem Gegensatz zum *Handwörterbuch der Soziologie* wird der Klassenbegriff als eine solche Strukturkategorie explizit *nicht* verwendet, da »[d]ies Wort mit den Anfängen einer ganzen Gesellschaftsphilosophie, nämlich der marxistischen behaftet«⁷⁹ sei. Die »Klassenstruktur« stelle, wie auch die »Stände- und Kastenstruktur«, einen spezifischen historischen Typus, jedoch kein grundlegendes Gliederungs- oder Ordnungsprinzip dar. Dieses werde im Schichtungs-begriff abgebildet, welcher definiert wird als »Gliederung der Gesellschaft nach dem typischen Status (den Soziallagen) ihrer Mitglieder, ohne nähere Bestimmung dieser Soziallagen oder der Merkmale, an die sie im geschichtlichen Sonderfall geknüpft sind.«⁸⁰

Auch im *Fischer Lexikon Soziologie*, das drei Jahre später 1958 in der Taschenbuchreihe der *Fischer Bücherei* erscheint und von René König herausgegeben wird,⁸¹ findet sich ein ausführlicher Beitrag zum Stichwort »Schichtung«,⁸² jedoch kein Artikel zu »Klasse« oder einem mit Klasse assoziierten Begriff (wie »Klassengesellschaft«).

»Schichtung« wird im *Fischer Lexikon Soziologie* zunächst in einem weiten Sinne definiert, der eine Vielzahl von Differenzierungsmöglichkeiten »hinsichtlich zahlreicher Merkmale« beinhaltet, nach denen »[d]ie Mitglieder einer Gesellschaft«⁸³ unterschieden werden können. Danach wird der Schichtungs-begriff jedoch auf »die Differenzierung der Gesellschaftsmitglieder nach höher-, gleich- und geringer geschätzt« hin zugespitzt und als »soziale Schichtung«⁸⁴ akzentuiert. Hervorgehoben werden die gegenseitige Einschätzung und die »unterschiedliche Wertschätzung«,⁸⁵

70 Ebd.

71 Ebd., S. 628.

72 Ebd., S. 636.

73 Ebd., S. 620.

74 Ebd., S. 621.

75 Wilhelm Bernsdorf/Friedrich Bülow (Hg.): *Wörterbuch der Soziologie*, Stuttgart 1955.

76 Diese sind: »Agrarsoziologie, Arbeiter, Beruf, Berufsständische Ordnung, Gesellschaft, Gesellschaftsform (herrschaftliche), Imperialismus, Intelligenz, Kapitalismus, Klassenjustiz, Marxismus, Musik, Revolution, Schichtung, Solidarität, Sozialismus, Sozialpolitik (soziologische Grundlagen), Stand und Ständewesen, Strukturwandel (sozialer), Volk, Volkshochschule«. Ebd., S. 256.

77 Theodor Geiger: »Schichtung«, in: Bernsdorf/Bülow (Hg.): *Wörterbuch der Soziologie* (Anm. 75), S. 432–446.

78 Ebd., S. 432.

79 Ebd.

80 Ebd.

81 René König (Hg.): *Das Fischer Lexikon, Bd. 10: Soziologie*, Frankfurt a. M. 1958.

82 Karl Martin Bolte: »Schichtung«, in: König (Hg.): *Lexikon Soziologie* (Anm. 81), S. 244–253.

83 Ebd., 244.

84 Ebd.

85 Ebd., S. 245.

welche mit der Schichtungsterminologie verbunden und »am Verhalten der Menschen zueinander.«⁸⁶ ablesbar seien. Soziale Schichten können erkannt werden an »Wohngegend und Haustyp, Kleidung und Sprachgewohnheiten, Sport und Freizeitgestaltung«, die allesamt »zu Symbolen sozialer Schichtzugehörigkeit«⁸⁷ avancieren.

Diese Formulierungen erinnern an Theodor Geigers Umschreibungen des sogenannten »Typ[us] des Lebensduktus« in seinem Werk *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes* (1932), in dem er diesen »Typ« als »Ausdruck der Mentalität«⁸⁸ bestimmt, welche erkennbar werde an »Lebenshaltung, Gewohnheiten des Konsums und der sonstigen Lebensgestaltung, Freizeitverwendung, Lesegesmack, Formen des Familienlebens und der Geselligkeit – tausend Einzelheiten des Alltagslebens«,⁸⁹ und darüber hinaus zentraler Bestandteil eines spezifischen »Bevölkerungsteil[s]« – einer *Schicht* – sei: »Das Element der Mentalität ist im Begriff der Schicht schon enthalten, denn die Schicht *ist* ein Bevölkerungsteil, dem eine typische Mentalität zugeschrieben wird.«⁹⁰

Schichten erscheinen so auch im *Fischer Lexikon Soziologie* als ›reale‹ Bestandteile komplexer moderner Gesellschaften bzw. gesellschaftlicher Strukturen. Sie sind Elemente der inneren sozialen Differenzierung und werden mit Systemen von Werten und Normen verbunden.⁹¹ Der Klassenbegriff hingegen wird vor allem als Element einer Geschichts- und Sozialphilosophie – insbesondere der marxistischen Gesellschaftstheorie – konturiert und damit weniger als sozial wirkliches Phänomen, denn als theoretisches Konzept beschrieben.

In der Neuausgabe des *Fischer Lexikon Soziologie* (1967)⁹² lässt sich eine Veränderung dieser Bedeutungszuschreibungen erkennen – sowohl hinsichtlich des Schicht(ungs)begriffs als auch im Hinblick auf die Klassenterminologie.

Im Gegensatz zur Erstausgabe, die bis einschließlich 1965 fünfmal unverändert nachgedruckt wurde, werden nun ›Klassen‹ bzw. wird die »Klassengesellschaft« nicht mehr nur als eine Bezeichnung »in unsere[r] Vorstellung«⁹³ charakterisiert, sondern als pointierende Benennung für die industriellen Gesellschaften des 19. Jahrhunderts gebraucht,⁹⁴ wenn gleich die Verbindung zur marxistischen »Theorie des Klassenkampfs«⁹⁵ erhalten bleibt.

Der Schicht(ungs)begriff, der in der ersten Ausgabe des *Fischer Lexikon Soziologie* noch als grundlegende soziale Differenzierungsform und gesellschaftliches Gliederungsprinzip beschrieben worden ist, wird in der Neuausgabe als eine ›Form‹ von »Statusdifferenzierungen«⁹⁶ charakterisiert, die dann als solche identifiziert werden können, »wenn sich im Statusaufbau der Mitglieder eines sozialen Gebildes deutliche (verhaltensrelevante) Einschnitte erkennen lassen«. Diese »Einschnitte« bzw. die sich hierdurch ergebenden »Abschnitte« werden als »Schichten«⁹⁷ akzentuiert.

Damit wird »Schichtung« in der umgearbeiteten und erweiterten Neuausgabe dem Begriff des ›Status‹ respektive des ›Statusaufbaus‹ subordiniert, der als neuer Oberbegriff jedweder gesellschaftlichen Gliederung erscheint.

Eine ähnliche Bedeutungsentwicklung lässt sich auch im *Wörterbuch der Soziologie* nachvollziehen, in dessen erster Ausgabe ›Schicht‹ und ›Schichtung‹, wie beschrieben, als allgemeine und übergeordnete Termini sozialer Strukturen bestimmt werden – insbesondere im Hinblick auf sogenannte »Großgesellschaft[en]«, die als »hochzusammengesetzte [] Großgefüge« beschrieben werden, für die »eine gewisse Struktur« charakteristisch sei.⁹⁸ Darüber hinaus stelle die Schichtterminologie einen sämtliche »historische Typen umgreifenden Oberbegriff« dar, sodass Bezeichnungen wie »Stände- und Kastenstruktur« diesem Oberbegriff subordiniert werden können (und müssen).

86 Ebd., S. 246.

87 Ebd.

88 Theodor Geiger: *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes. Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage*, unveränderter Nachdruck der Ausgabe Stuttgart 1932, Stuttgart 1967, S. 78.

89 Ebd., S. 80.

90 Ebd., S. 78 (Hvh. L. F.).

91 Vgl. René König: »Gesellschaft«, in: ders. (Hg.): *Lexikon Soziologie* (Anm. 81), S. 96–104.

92 René König (Hg.): *Das Fischer Lexikon, Bd. 10: Soziologie*, umgearb. u. erw. Neuausgabe, Frankfurt a. M. 1967.

93 Bolte: »Schichtung« (Anm. 82), S. 249.

94 Vgl. Karl Martin Bolte: »Schichtung«, in: König (Hg.): *Lexikon Soziologie* (Anm. 92), S. 266–277, hier S. 273.

95 René König: »Sozialer Wandel«, in: ders. (Hg.): *Lexikon Soziologie* (Anm. 92), S. 290–297, hier S. 293.

96 Bolte: »Schichtung« (Anm. 94), S. 271.

97 Ebd., S. 269.

98 Geiger: »Schichtung« (Anm. 77), S. 432.

In der zweiten Ausgabe des *Wörterbuchs der Soziologie* (1969)⁹⁹ wird im Hinblick auf den Schichtungs-begriff deutlich zurückhaltender bemerkt, dass die »mehrfachen Bedeutungen des Schichtungs-begriffes [...] die wissenschaftliche Verständigung«¹⁰⁰ erschweren. Wenngleich ›Schicht(ung)‹ weiterhin als eine übergeordnete Kategorie sozialer Gliederung verwendet wird, z. B. für »Stand« und »Kaste«,¹⁰¹ wird sie zugleich als eine soziale Differenzierungsform neben anderen (nämlich: Berufen, Rollen, Rängen u. a.) beschrieben.¹⁰² An anderer Stelle wird soziale Schichtung außerdem, wie in der Neuauflage des *Fischer Lexikon Soziologie* (1967), als ein »Aspekt vertikaler Differenzierung in einer Gesellschaft« bezeichnet; »nämlich die Verteilung von sozialem Status«.¹⁰³

Im Gegensatz zur Erstausgabe wird der Klassenbegriff in der zweiten Ausgabe des *Wörterbuchs der Soziologie* in einem eigenen Beitrag erörtert. Hier wird ›Klasse‹ »als Gattungsbegriff zur Bezeichnung des vorherrschenden Systems der sozialen Schichtung in industriellen Gesellschaften«¹⁰⁴ bezeichnet. Der Terminus eigne sich jedoch nicht zur Beschreibung älterer, also zeitlich vorangegangener Gesellschaftsformen oder -typen. Das Klassensystem sei vielmehr »ein Produkt des Industrialismus und der Gesellschaft, die ihn – den Industrialismus – hervorbrachte«.¹⁰⁵ Klasse erscheine je nach »Auffassung« oder »Einstellung« äußerst divers und die ›Entscheidung‹ für eine spezifische »K[lassen]definition« sage vor allem »einiges über die Einstellung«¹⁰⁶ der Forscher:innen aus. Letztlich stehe fest, »daß die K[lasse], wie immer man sie definieren mag, ein kennzeichnendes Merkmal der industriellen Gesellschaft« sei und hier »bedeutende Wirkungen auf die Sozialstruktur und das menschliche Verhalten ausüb[e]«.¹⁰⁷

In dieser zweiten Ausgabe ist außerdem ein eigener Beitrag zum Stichwort »Schicht« aufgenommen worden, in dem die Schichtterminologie als allgemeiner

Oberbegriff entfaltet wird, der »überall, wo geschichtete Gesellschaften anzutreffen sind«,¹⁰⁸ verwendet werden könne. Der Klassenbegriff sei »hingegen nur sehr beschränkt generalisierbar, da er ganz bestimmten sozialgeschichtlichen Situationen entsprungen«¹⁰⁹ sei. Der Artikel schließt mit der kritischen Anmerkung:

»Wenn der englische und französische Sprachgebrauch sich scheut, für ›Stand‹ *estate* bzw. *état* zu verwenden und statt dessen lieber *class* bzw. *classe* sagt, so ist dies geschichtssoziologisch falsch und jedenfalls eine sprachliche Verarmung, die wir nicht nachzuahmen brauchen.«¹¹⁰

IV.2 GROSSBRITANNIEN

Eine Analyse britischer Wörterbücher kann diese Behauptung nicht bestätigen. So werden beispielsweise im *Dictionary of Sociology*, herausgegeben 1968 von G. Duncan Mitchell,¹¹¹ verschiedene Formen sozialer Stratifizierung ausführlich beschrieben und in ihrer historischen Spezifik voneinander abgegrenzt.¹¹² Vor allem unter dem Einfluss des industriellen Kapitalismus seien ständische Strukturen sukzessive zerfallen, da dieser eine funktionale Spezialisierung sowie leistungsbezogene Verdienste erforderlich gemacht habe. So sei ein neuer Strukturtypus – »according to Karl Marx« – entstanden: »social classes emerge between which there are no legal or supra-natural barriers to mobility«.¹¹³ Wenngleich in der gegenwärtigen Gesellschaft die ›Nützlichkeit‹ des Klassenkonzepts infrage gestellt werden könne, so sei dies nicht gleichbedeutend mit einer Infragestellung sozialer Differenzierung oder gar »to imply the disappearance of social distinctions and social differentiation«.¹¹⁴ Vielmehr gelte es, auf die größere Bedeutung der unterschiedlichen Status bestimmter Gruppen im Gegensatz zu übergeordneten sozialen Klassen hinzuweisen. »[I]t has become increasingly clear that social status, which in contemporary Britain is emphatically associated with occupation, is the effective key to contemporary social stratification.«¹¹⁵

99 Wilhelm Bernsdorf (Hg.): *Wörterbuch der Soziologie*, Stuttgart 1969.

100 Renate Mayntz: »Soziale Schichtung«, in: Bernsdorf (Hg.): *Wörterbuch der Soziologie* (Anm. 99), S. 989–991, hier S. 991.

101 Wilhelm Bernsdorf: »Differenzierung, soziale«, in: ders. (Hg.): *Wörterbuch der Soziologie* (Anm. 99), S. 187–189, hier S. 188.

102 Vgl. ebd., S. 187 f.

103 Mayntz: »Soziale Schichtung« (Anm. 100), S. 990.

104 Leonard Reissmann: »Klasse«, in: Bernsdorf (Hg.): *Wörterbuch der Soziologie* (Anm. 99), S. 540–546, hier S. 540.

105 Ebd., S. 541.

106 Ebd., S. 545.

107 Ebd.

108 Wilhelm Ernst Mühlmann: »Schicht«, in: Bernsdorf (Hg.): *Wörterbuch der Soziologie* (Anm. 99), S. 908–911, hier S. 910.

109 Ebd.

110 Ebd.

111 G. Duncan Mitchell (Hg.): *A Dictionary of Sociology*, London 1970.

112 Vgl. Margaret Hewitt/G. Duncan Mitchell: »social stratification«, in: Mitchell (Hg.): *Dictionary of Sociology* (Anm. 111), S. 181–186.

113 Ebd., S. 184.

114 Ebd., S. 185.

115 Ebd.

Jedoch macht diese Feststellung das Klassenkonzept nicht obsolet. Stattdessen wird auf Max Webers ›Verdienst‹ hingewiesen, in seiner Auseinandersetzung mit den marxistischen Ideen erkannt zu haben, »that classes are not social groups but aggregates of people possessing the same life-chances« – und diese Lebenschancen seien ablesbar an distinkten Lebensstilen unterscheidbarer »status groups«. ¹¹⁶ Die moderne Entwicklung sozialer Stratifizierung wurzeln insbesondere in den gesellschaftlichen Teilbereichen, den »social institutions [...] economy and education«. ¹¹⁷

Die Bedeutungszuschreibungen persistieren in der Auflagenhistorie dieses *Dictionary*, das in den 1970er Jahren mehrfach nachgedruckt wurde und 1979 unter dem Titel *A New Dictionary of Sociology*, ebenfalls herausgegeben von G. Duncan Mitchell, unverändert erschien. ¹¹⁸

In dem fünf Jahre später veröffentlichten Lexikon *The Penguin Dictionary of Sociology* (1984) ¹¹⁹ werden neben dem Stichwort »Class« ¹²⁰ und den terminologischen Differenzierungen »Middle Class«, ¹²¹ »Working Class« ¹²² und »Underclass« ¹²³ auch Begriffe wie »Class Consciousness«, ¹²⁴ »Class Imagery«, ¹²⁵ »Class Interest« ¹²⁶ und »Class Struggle« ¹²⁷ erörtert. Als »class theoretical« ¹²⁸ werden Erklärungen bezeichnet, die soziale Phänomene unter Bezugnahme auf das Vorhandensein sozialer Klassen bzw. auf deren konkrete Handlungen beschreiben und explizieren. Diese Erklärungen könnten mit modelltheoretischen Ansätzen kontrastiert werden, »which attribute causal agency to the mode of production« ¹²⁹ – Ansätzen also, die dem marxistischen Klassenbegriff nahestehen und lediglich als ›Modelle‹ sozialer Wirklichkeiten bezeichnet werden. Beiträge zu den

Stichworten ›stratification‹ bzw. ›social stratification‹ finden sich hier nicht, jedoch solche zu »Caste« ¹³⁰ und »Estates« ¹³¹

Wenngleich in den britischen *Dictionaries* unterschiedliche Begriffe sozialer Gliederung beschrieben werden, bleibt ›class‹ über Jahrzehnte hinweg die zentrale sozialstrukturelle Kategorie in Großbritannien und wird nicht – wie von Theodor Geiger in der Erstauflage des *Wörterbuchs der Soziologie* (1955) vermutet – von Schicht(ungs)begriffen in der angelsächsischen Literatur, von »social stratum (und demgemäß *stratification, stratified society*)« ¹³² verdrängt. So findet sich zwar ab der dritten Ausgabe von *The Penguin Dictionary of Sociology* (1994) ein eigener Artikel zum Stichwort »Stratification«, ¹³³ jedoch wird hier die Universalität von ›Schichtung‹ durchaus in Zweifel gezogen. Das Klassenkonzept sei ebenfalls diskutabel; allerdings in Bezug auf die historisch variable *Bedeutung* von ›Klasse‹ für die Lebenschancen in industrialisierten Gesellschaften, so die Formulierung im ausführlichen Lemma »Class« ¹³⁴. Nicht bezweifelt wird hingegen die *Existenz* von Klassen, denn schließlich zeige die britische Umfrageforschung, dass die Klassenzugehörigkeit von den Befragten weiterhin als relevant empfunden werde. ¹³⁵

Auch in dem im gleichen Jahr erstmals erschienenen *The Concise Oxford Dictionary of Sociology*, herausgegeben von Gordon Marshall (1994), ¹³⁶ ist ein ausführlicher Beitrag zum Stichwort »stratification« ¹³⁷

116 Ebd.

117 Ebd.

118 G. Duncan Mitchell (Hg.): *A New Dictionary of Sociology*, London 1979.

119 Nicholas Abercrombie/Stephen Hill/Bryan S. Turner (Hg.): *The Penguin Dictionary of Sociology*, Bungay ²1986.

120 Ebd., S. 39–41.

121 Ebd., S. 134 f.

122 Ebd., S. 233–235.

123 Ebd., S. 221.

124 Ebd., S. 41 f.

125 Ebd., S. 42 f.

126 Ebd., S. 43.

127 Ebd.

128 Ebd.

129 Ebd.

130 Ebd., S. 34 f.

131 Ebd., S. 83.

132 Geiger: »Schichtung« (Anm. 77), S. 432.

133 Nicholas Abercrombie/Stephen Hill/Bryan S. Turner (Hg.): *The Penguin Dictionary of Sociology*, Bungay, ³1994, S. 413.

134 Vgl. ebd., S. 57–63.

135 Vgl. ebd., S. 63. Dies mag wenig verwundern, denn schließlich werden in Großbritannien seit Anfang der 1980er Jahre in der Demoskopie explizit Fragen nach der *Klassenzugehörigkeit* – konkreter: nach der Zugehörigkeit zur »middle class« oder zur »working class« – regelmäßig gestellt, sodass sich Befragte letztlich einer dieser angebotenen Kategorien zuordnen können respektive müssen; vgl. Oliver Heath/Monica Bennett: »Social class«, in: Sarah Frankenburg/Elizabeth Clery/John Curtice (Hg.): *British Social Attitudes: The 40th Report*, London 2023, <https://natcen.ac.uk/publications/bsa-40-social-class> (aufgerufen am 31.05.2024), S. 8. In Deutschland hingegen dominiert seit über 40 Jahren die *Schicht*kategorie, beispielsweise im Rahmen der »Allgemeinen Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften« (ALLBUS); vgl. Friedrich: »Sozialstruktur im (Be-)Griff« (Anm. 11), S. 879.

136 Gordon Marshall (Hg.): *The Concise Oxford Dictionary of Sociology*, Oxford/New York 1994.

137 [o. A.]: »stratification«, in: Marshall (Hg.): *Oxford Dictionary*

enthalten, in dem die Verwendung des Begriffes insbesondere in soziologischen Studien über strukturierte soziale Ungleichheiten beschrieben wird. Die soziale Schichtung (»[s]ocial stratification«¹³⁸) stehe im Mittelpunkt makrosoziologischer Forschung: »the study of whole societies, in comparative perspective, in an attempt to understand processes of social stability and change«.¹³⁹ Studien, die sich mit sozialer Stratifizierung befassten, verfolgten insbesondere drei »Ziele« (»objectives«¹⁴⁰): Zunächst solle festgestellt werden, inwieweit Klassen- oder Statussysteme auf gesellschaftlicher Ebene vorherrschen und in welcher Weise diese Systeme dann für soziales Handeln konstitutiv sind. Zweitens gehe es um die Analyse von Klassen- und Statusstrukturen und um die Bedingungsfaktoren der Klassen- und Statusbildung. Und zuletzt dokumentiere soziale Schichtung, wie spezifische Gruppen Klassen- und Statusgrenzen errichten und aufrechterhalten. Im Hinblick auf solche Prozesse sozialer Schließung und damit verbundene Ab- und Ausgrenzungsmechanismen interagierten »class and status [...] in interesting ways«.¹⁴¹ So versuchten die »advantaged classes«¹⁴² durch Definition »legitimer« und damit *allgemein anerkannter* Statusmerkmale die eigenen Privilegien abzusichern und auf Dauer zu stabilisieren.¹⁴³ Deutlich erkennbar wird in dem Beitrag »stratification«, dass »Schichtung« bzw. »Stratifikation« zwar als Oberbegriff und als grundlegendes Strukturprinzip hierarchisch gegliederter Gesellschaften verwendet wird; zentral für die Deskription und Analyse rangmäßig geordneter gesellschaftlicher Großgruppen hingegen sind die Begriffe »class« und »status«.¹⁴⁴

Wenngleich der Klassenbegriff lediglich Verweise auf andere Stichwörter enthält,¹⁴⁵ findet sich doch eine Vielzahl von mit »class« assoziierten Begriffen, die in eigenen Beiträgen erörtert werden.

Die Statusterminologie wird im Lemma »status, social status«¹⁴⁶ zum einen »[i]n its weak form«¹⁴⁷ als die Position einer Person in der gesellschaftlichen Struktur definiert; zum anderen beziehe sich der Begriff »[i]n its stronger meaning« auf eine Form sozialer Schichtung, »in which status groups or strata are ranked and organized by legal, political, and cultural criteria«.¹⁴⁸ Unter Bezugnahme auf Max Webers terminologische Differenzierung in seinem posthum veröffentlichten Werk *Wirtschaft und Gesellschaft* (1921/22) wird allerdings deutlich, dass der englische Begriff »status« im gleichnamigen Artikel mit dem deutschen Begriff »Stand« gleichgesetzt wird und nicht, wie beispielsweise im *Wörterbuch der Soziologie* (1955), mit verschiedenen »Soziallagen«¹⁴⁹ der Mitglieder einer Gesellschaft oder, wie in der Neuausgabe des *Fischer Lexikon Soziologie*, mit der »Lage eines Menschen in Gliederungen, mit deren Differenzierungen sich Unterschiede sozialer Wertschätzung verbinden«.¹⁵⁰ Allerdings wird abschließend auf Kritiken oder Kritiker:innen (»critics«) hingewiesen, nach denen insbesondere in der amerikanischen Soziologie »the concept of status as a central notion of sociology was eroded, because it came to mean little more than a person's subjective evaluation of his or her position in the status hierarchy (that is »prestige«).«¹⁵¹

Eine solche oder ähnliche Erosion des Klassenbegriffs wird nicht festgestellt. Vielmehr werden im Beitrag »class position«¹⁵² mit Verweis auf die Studie *The Blackcoated Worker* (1958) von David Lockwood die »drei Komponenten« der Klassenposition beschrieben: die »market situation«, welche die wirtschaftliche Position im engeren Sinne bezeichne; die »work situation« als »set of social relationships in

of *Sociology* (Anm. 136), S. 512–513.

138 Ebd., S. 512.

139 Ebd..

140 Ebd.

141 Ebd., S. 513.

142 Ebd.

143 Diese Art »symbolischer Grenzziehung« bezeichnet Pierre Bourdieu als »Distinktion«, wobei er betont, dass diese Differenzbestimmungen nicht notwendig eine »Absicht« oder »ein bewußtes Streben nach Distinktion« implizieren. Das bewusste wie unbewusste »Streben nach Distinktion schafft Trennungen« und damit soziale Schließung. »Distinktion im Sinne von Unterscheidung ist die in der Struktur des sozialen Raumes angelegte Differenz«, so Bourdieu weiter, und diese Differenz werde »wahrgenommen entsprechend der auf die Struktur abgestimmten Kategorien«, z. B. »Stand« oder »Klasse«. Pierre Bourdieu: »Sozialer Raum und »Klassen«, in: ders.: *Sozialer Raum und »Klassen«*. *Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen*, übers. von Bernd Schwibs, Frankfurt a. M. 1985, S. 7–46, hier S. 21 f.

144 Vgl. o. A.: »stratification« (Anm. 137), S. 513.

145 »See bourgeoisie; class awareness; class consciousness; class imagery; class interest; class position; contradictory class location; false consciousness; Marx, Karl; middle class; petite bourgeoisie; proletariat; underclass; working class.« [o. A.]: »class, social class«, in: Marshall (Hg.): *Oxford Dictionary of Sociology* (Anm. 136), S. 56.

146 [o. A.]: »status, social status«, in: Marshall (Hg.): *Oxford Dictionary of Sociology* (Anm. 136), S. 509–510.

147 Ebd., S. 509.

148 Ebd., S. 510.

149 Geiger: »Schichtung« (Anm. 77), S. 432.

150 Bolte: »Schichtung« (Anm. 94), S. 268.

151 [o. A.]: »status, social status (Anm. 146), S. 510 (Hvh. L. F.).

152 [o. A.]: »class position«, in: Marshall (Hg.): *Oxford Dictionary of Sociology* (Anm. 136), S. 58 f.

which the individual is involved at work by virtue of his position in the division of labour« sowie die »status situation«, welche die Stellung des Einzelnen in der gesellschaftlichen Prestigehierarchie bezeichne. Vor dem Hintergrund dieser drei Bereiche und der darin gemachten Erfahrungen forme sich – so die Zusammenfassung von Lockwoods Untersuchungsergebnissen – das »Klassenbewusstsein der Angestellten« (»class consciousness among clerks.«¹⁵³) und damit deren Klassenposition. Die Existenz von Klassen und Klassenpositionen erscheint damit empirisch evident.

V. RESÜMEE

Nach Analyse der hier vorgestellten Auswahl der britischen soziologischen *Dictionaries* und der deutschen soziologischen (Hand-)Wörterbücher und Lexika kann zusammenfassend konstatiert werden, dass die Begriffe ›Schicht‹ und ›Klasse‹ (sowie ergänzend: ›Status‹) nicht nur im Zeitverlauf »Bedeutungsschichten«¹⁵⁴ anlagern, sondern dass sich deren Bedeutungen (*synchron*) und Bedeutungsentwicklungen (*diachron*) in Deutschland und Großbritannien unterscheiden. Während im Vereinigten Königreich die Klassenterminologie als zentrale sozialstrukturelle Kategorie beschrieben wird und immer wieder auch als empirisch verifiziert erscheint, wird ›Klasse‹ in der BRD als »Vorstellung« und »Modell«, als Bestandteil einer gesellschaftskritischen Geschichtsphilosophie sowie im Zeitverlauf als Bezeichnung eines spezifischen historischen Gesellschaftstypus verstanden. ›Schicht‹ und ›Schichtung‹ erscheinen hier als zentrale übergeordnete Terminologien sozialer Gliederung und hierarchischer Strukturwirklichkeiten sowie als empirisch evidente soziale Kategorien. In Großbritannien hingegen wird Schichtung lediglich *begrifflich* superordiniert, ohne als empirische Strukturkategorie anschlussfähig zu sein. Der Terminus ›Schicht‹ wird nahezu nicht verwendet – lediglich in der Begriffsbestimmung von ›Stand‹ (»estate«) und der feudalen ›ständischen Gesellschaft‹ in *The Concise Oxford Dictionary of Sociology*.¹⁵⁵ Der Klassenbegriff hingegen bleibt sowohl konzeptionell-theoretisch als auch für die empirische Sozialforschung zentral.

153 Ebd., S. 59.

154 Koselleck: »Hinweise« (Anm. 17), S. 97.

155 »Estate A social stratum to which are attached specific rights and duties sustained by the force of legal sanction. The most obvious examples are the peasants, serfs, burghers, clergy, and nobility of the post-feudal states of continental Europe. For example, early-modern France distinguished the nobles, clergy, and the ›Third Estate‹ until the late eighteenth century. The term is often (though

Tatsächlich gilt daher für die Bundesrepublik: »Heute spricht man nicht mehr von ›Klassen‹«¹⁵⁶ – zumindest nicht in den soziologischen Enzyklopädien. Jedoch wird die Verwendung des Klassenbegriffs zur Bezeichnung der Gegenwartsgesellschaft nicht negiert, weil das »Modell der Klassengesellschaft« nur einen historisch einmaligen »Versuch« dargestellt habe, »die Gesellschaft zu erklären«¹⁵⁷, sondern weil ›Klasse‹ in der Bundesrepublik Deutschland als sozialstrukturelle Kategorie schlichtweg nicht (mehr) anschlussfähig scheint – weder empirisch noch konzeptionell-theoretisch.

Mit Blick auf eine lange Tradition komparativer Sozialstrukturforschung darf dies mindestens verwundern – zumal bisweilen Schwierigkeiten bei der Interpretation vergleichender Daten explizit thematisiert werden, insbesondere im Rahmen europäischer sozialwissenschaftlicher Erhebungen, in denen Personen und Haushalte sozialen *Klassenpositionen* zugeordnet werden.¹⁵⁸ Statt die jeweiligen sozialstrukturellen Kernkonzepte und Leitbegriffe in den Blick zu nehmen, wird mit Blick auf Deutschland z. B. schlicht gemutmaßt, dass die hier erhobenen Daten weniger genau (›less precise«¹⁵⁹) seien.

Durch die exemplarisch untersuchte Einbindung begriffsgeschichtlicher Analysen in die komparative Sozialstrukturforschung wird deutlich, dass die Leitbegriffe: *soziale Schicht* in Deutschland und *soziale Klasse* in Großbritannien, nicht einfach synonym verstanden werden dürfen. Sie sind an jeweils spezifische gesellschaftliche und historische »Erfahrungsgelände«¹⁶⁰ rückgebunden und haben so im Zeitverlauf differente »Bedeutungsschichten«¹⁶¹ angelagert.

controversially) applied to the system of stratification in feudal Europe, since feudal strata were characterized more by personal bonds of vassalage, rather than shared political rights and obligations.« Es folgt unmittelbar die Anmerkung, dass der ›berühmte Historiker des Feudalismus‹ Marc Bloch diese ständische Schichtung als »the strata of the feudal order as ›classes‹« bezeichnet habe. [o. A.]: »estate«, in: Marshall (Hg.): *Oxford Dictionary of Sociology* (Anm. 136), S. 156.

156 Schneider/Toyka-Seid: »Klassengesellschaft« (Anm. 1), 157 Ebd.

158 Tim Goedemé/Marii Paskov/Brian Nolan: »The measurement of social class in EU SILC: comparability between countries and consistency over time«, in: Anne-Catherine Guio/Eric Marlie/Brian Nolan (Hg.): *Improving the understanding of poverty and social exclusion in Europe*, Luxemburg 2021, S. 313–328, hier S. 313.

159 Ebd., S. 318.

160 Koselleck: »Sprachwandel und Ereignisgeschichte« (Anm. 7), S. 44.

161 Koselleck: »Hinweise« (Anm. 17), S. 97.

Es sind folglich länderspezifische sprachgebundene Begriffstraditionen entstanden, die die Bedeutungsgehalte sozialstruktureller Konzepte mitbedingen.

So bleibt, wie Koselleck festgestellt hat, nicht nur die Begriffsgeschichte auf die Ereignisse der Sozialhistorie »verwiesen«, sondern die wissenschaftliche Terminologie der Sozialgeschichte ist zugleich »auf die Geschichte der Begriffe angewiesen, um sich der sprachlich gespeicherten Erfahrung zu vergewissern«.¹⁶² Im Rahmen einer begriffsanalytisch erweiterten komparativen Sozialstrukturforschung können Begriffs- und Sozialgeschichte ihre reziproke Bedingtheit anerkennen und so einander gewinnbringend ergänzen.

¹⁶² Koselleck: »Sozialgeschichte und Begriffsgeschichte« (Anm. 25), S. 30.

KOLONIALGESCHICHTE IM RAHMEN DER BEGRIFFSGESCHICHTE DAS BEISPIEL LATEINAMERIKAS

Laura Rivas Gagliardi

I. EINLEITUNG

Die Kolonialgeschichte als Phänomen der europäischen wirtschaftlichen Expansion ab dem 16. Jahrhundert hat ökonomische, politische und kulturelle Auswirkungen – auch auf die deutsche Sprache, sodass sie »heute so präsent wie lange nicht mehr« ist.¹ Die Verwendung von aus dem Englischen importierten Begriffen wie ›postkolonial‹ und ›dekolonial‹, die zunehmend über den theoretischen und akademischen Bereich hinausgehen und den alltäglichen Sprachgebrauch prägen, führt aufgrund der damit einhergehenden Auseinandersetzungen zu Verwirrung und Kontroversen. Eine Reflexion über die Bedeutungsgeschichte von Begriffen wie ›kolonial‹ kann zu mehr Klarheit in den Debatten über dieses Thema aus historischer und politischer Perspektive beitragen.

Es ist daher erstaunlich, dass keine Begriffe der Kolonialgeschichte im Rahmen der umfangreichen *Geschichtlichen Grundbegriffe* behandelt wurde, die Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck zwischen 1972 und 1992 herausgaben.² Diese Lücke lässt sich vielleicht dadurch erklären, dass sich Wörter wie ›kolonial‹, ›Kolonisation‹, ›Kolonie‹ und ›Kolonialismus‹ nicht auf die Kriterien der heuristischen Ausarbeitung der Stichworte der *Geschichtlichen Grundbegriffe* beziehen ließen.³ Diese

Termini, die sich bereits ab dem 16. Jahrhundert in deutschsprachigen Textkorpora nachweisen lassen, konnten nach Auffassung der Herausgeber wohl nicht durch ihre »Ideologisierbarkeit«, »Verzeitlichung«, »Politisierung« und »Demokratisierung« beschrieben werden.⁴ Es ist anzunehmen, dass die Herausgeber darüber hinaus skeptisch waren, ob diese Begriffe am Bedeutungswandel beteiligt waren, der den Übergang von der Neuzeit zur Moderne begleitete – auch wenn die vier genannten Kriterien für viele Artikel gar nicht die Grundlage bildeten, wie spätere Kritiken an den *Geschichtlichen Grundbegriffen* einwenden.⁵ Die erwähnte Lücke erscheint jedoch umso auffälliger, wenn man berücksichtigt, dass die *Geschichtlichen Grundbegriffe* nach und während der Entkolonisierung Afrikas und Asiens sowie der Diktaturen in Lateinamerika im 20. Jahrhundert, die in der Kolonialgeschichte gründen, verfasst und veröffentlicht wurden.

Der vorliegende Artikel leistet einen Beitrag zur Einordnung der Kolonial- und Nachkolonialgeschichte Lateinamerikas im Rahmen der Begriffsgeschichte. Dazu werden zwei bereits bestehende historische Lexika der politisch-sozialen Sprache herangezogen, nämlich die genannten *Geschichtlichen Grundbegriffe* und die *Iberconceptos*.⁶ Im Folgenden wird argumen-

1 Jürgen Osterhammel/Jan C. Jansen: *Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen*, München 2021, S. 7.

2 Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Studienausgabe, 9 Bde., Stuttgart 2004.

3 Ernst Müller und Falko Schmieder deuten auf die vielen Kritiken der *Geschichtlichen Grundbegriffe* hin, die unter anderem daran Anstoß nehmen, dass das Deutungsschema der Sattelzeit in vielen Einträgen nicht verfolgt wird, vgl. Ernst Müller/Falko Schmieder: *Begriffsgeschichte und historische Semantik. Ein kritisches Kompendium*, Berlin 2019, S. 923 f.

4 Vgl. Brunner/Conze/Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe* (Anm. 2), Bd. 1, S. XV–XIX.

5 Müller/Schmieder: *Begriffsgeschichte und historische Semantik* (Anm. 3), S. 919.

6 Die *Iberconceptos* entstanden unter Leitung von Javier Fernández Sebastián in einer internationalen Forschungsgruppe. Ihre wichtigsten Publikationen sind *Iberconceptos I. Diccionario político y social del mundo iberoamericano*, geleitet von Javier Fernández Sebastián, Madrid 2009 (mit 10 Lemmata: américa/americano, ciudadano/vecino, constitución, federación/federalismo, historia, liberal/liberalismo, nación, opinión pública, pueblo/pueblos, república/republicano) und *Iberconceptos II. Diccionario político y social del mundo iberoamericano*, geleitet von Javier Fernández Sebastián, Madrid 2014 (mit 10 Lemmata: civilización,

tiert, dass die lateinamerikanische Kolonialgeschichte in den *Geschichtlichen Grundbegriffen* durch ihre Abwesenheit auffällt – sowohl inhaltlich als auch in den Lemmata. Die *Iberconceptos* sind im Hinblick auf eine lateinamerikanische Kontextualisierung wesentlich fruchtbarer. Eine direkte Auseinandersetzung mit den Begriffen ›Kolonie‹, ›kolonial‹, ›Kolonialismus‹ und ›Kolonisierung‹ findet jedoch auch hier nicht statt, was verwundert, da gerade die koloniale Bedingtheit den aus der europäischen Sprache und Sozialgeschichte entnommenen Begriffen einen besonderen Charakter verleiht.

II. KOLONIALGESCHICHTE IN DEN »GESCHICHTLICHEN GRUNDBEGRIFFEN«

In der Einleitung zu den *Geschichtlichen Grundbegriffen* erläutert Koselleck, wie sich die Auflösung der alten und die Entstehung der modernen Welt in ihren Begrifflichkeiten erfassen lassen.⁷ Denn Wortbedeutungen seien von etwa 1750 bis 1850 durch den »sozialen Umwandlungsprozess im Gefolge der politischen und der industriellen Revolution betroffen, umgewandelt, ausgestoßen oder provoziert« worden.⁸ Diese Zeit bezeichnet Koselleck als »Sattelzeit«,⁹ eine Schwellenzeit, in der Begriffe mit neuen Bedeutungsschichten versehen werden. Dadurch entsteht eine Widersprüchlichkeit und Zweideutigkeit, die alten und die modernen Bedeutungen treten auseinander. Diese Ambivalenz wird metaphorisch im Bild des römischen Gottes Janus dargestellt. Die etwa 120 Lemmata in den *Geschichtlichen Grundbegriffen* sollen demonstrieren, »dass die Geschichte sich in bestimmten Begriffen niederschlägt und überhaupt zur Geschichte wird, wie sie jeweils begriffen wird.«¹⁰ Diesem Bedeutungswandel korrespondiert ein Strukturwandel. Wörter werden also zu Begriffen, indem

sie als »Konzentrate vieler Bedeutungsgehalte« fungieren und »die Vielfalt geschichtlicher Erfahrung« sowie »eine Summe von theoretischen und praktischen Sachbezügen in einem Zusammenhang« bündeln.¹¹

Eine detaillierte Untersuchung des konkreten Gebrauchs von ›Kolonie‹ anhand historischer Quellen, die den Rahmen dieses kurzen Artikels sprengen würde, könnte möglicherweise aufzeigen, dass auch die mit der Kolonialgeschichte verbundenen Termini an einem semantischen und sozialgeschichtlichen Wandel beteiligt sind. Als exemplarisches Beispiel sei angeführt, dass der Begriff ›Kolonie‹ ab der europäischen Expansion nach Übersee im 16. Jahrhundert nicht mehr nur die Bedeutung von ›Siedlung‹ trug, sondern auch die Bedeutung der Beherrschung von Gebieten, Unterwerfung der Bevölkerung, Organisation einer Wirtschaft, die sich komplementär an den Interessen der Metropole orientierte. So liest man in *Herders Conversations-Lexikon* von 1854: »Mit der Entdeckung Amerikas und der Auffindung des Seeweges nach Ostindien beginnt aber erst die große Colonisation.«¹² Somit entsteht eine neue Bedeutungsschicht von ›Kolonisation‹, die wenig mit der alten Bedeutung von Ansiedlung der sogenannten alten Kulturvölker oder der Einrichtung von Handelsposten in Afrika und Asien, die den Warenverkehr weltweit sicherstellten, zu tun hat. Mit der ›große[n] Colonisation‹ begann etwas Neues: der »unmittelbare Eingriff der europäischen Unternehmer in die Produktion«¹³ – nicht mehr nur in die Zirkulation – in

democracia, Estado, independencia, libertad, orden, partido, patria, revolución, soberanía). Die methodische Prämisse Sebastiáns ist in wesentlichen Teilen von der Begriffsgeschichte, wie sie von Koselleck entwickelt wurde, inspiriert (Sebastián: *Iberconceptos I* (Anm. 6), S. 26). Die Bände sind folgendermaßen aufgebaut: Jeder Eintrag erhält eine allgemeine Einführung und wird dann von Expert:innen aus einem Land oder einer Region untersucht: Argentinien, Brasilien, Chile, Colombia, Spanien, Mexiko, Peru, Portugal, und Venezuela. *Iberconceptos II* wurde um die Antillen, Zentralamerika und Uruguay ergänzt.

7 Reinhart Koselleck: »Einleitung«, in: Brunner/Conze/ders. (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe* (Anm. 2), Bd. 1, S. XIV.

8 S. Ebd.

9 Ebd., S. XV.

10 Ebd., S. XXIII.

11 Ebd., S. XXII f.

12 Ohne Verfasseramen: Art. »Colonien«, in: *Herders Conversations-Lexikon*, Bd. 2, Freiburg im Breisgau 1854, S. 164–166. In diesem Kontext sei auf den Eintrag »Colonie« in der *Encyclopédie* verwiesen, in dem François Véron Duverger de Forbonnais fünf Formen von »Colonie« beschreibt und eine sechste hinzufügt, die die Kolonien in Amerika umfasst: »Die Entdeckung Amerikas gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts führte zu einer Vervielfachung der europäischen Kolonien [...]. Alle auf diesem Kontinent hatten den Handel und den Ackerbau zum Ziel ihrer Gründung oder wandten sich diesem Zweck zu. Daher war es notwendig, das Land zu erobern, die alten Bewohner zu vertreiben und neue dorthin zu bringen. Da diese Kolonien nur zum Nutzen des Mutterlandes gegründet wurden, folgt daraus: 1. Sie müssen unter ihrer unmittelbaren Abhängigkeit und folglich unter ihrem Schutz stehen. 2. Der Handel mit ihnen muss den Gründern vorbehalten sein« (Übers. L. R. G.). François Véron Duverger de Forbonnais: »Colonie«, in: Jean le Rond D'Alembert/Denis Diderot: *L'Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*, Bd. 3, Paris 1751, S. 648–651.

13 Fernando A. Novais: »Brasilien im Rahmen des alten Kolonialsystems«, in: *Staden Jahrbuch* 13 (1965), S. 9–22, hier S. 13.

außereuropäischen Gebieten. Wie der brasilianische Historiker Fernando A. Novais erklärt, ist das "Kennzeichen des Kolonialsystems [...] die Ausübung des Handels der Kolonien als Monopol des Mutterlandes, in ihm erfüllen die Kolonien ihre historische Aufgabe, d. h. sie entsprechen so den treibenden Kräften, denen sie ihr Entstehen verdanken und die ihnen Sinn gaben."¹⁴

Die Begriffe ›Kolonie‹ und ›Kolonisation‹ erfuhren also ab dem 16. Jahrhundert auch im Deutschen (genau wie im Französischen, Spanischen, Portugiesischen und Englischen) einen Bedeutungswandel – von der ›Ansiedlung‹ zur ›Unterwerfung‹ –,¹⁵ wie man beispielhaft an einer Passage aus dem Eintrag ›Kolonie‹ in *Meyers Großem Konversations-Lexikon* (1905) nachvollziehen kann:¹⁶

»Die Aufschließung der Neuen Welt gab dem Kolonialwesen eine völlig veränderte Gestalt, da jetzt den Kulturvölkern der Alten Welt fast unbeschränkte Territorien zur Verfügung gestellt wurden. Nunmehr waren fast alle europäischen Staaten eifrigst bestrebt, möglichst ausgedehnte K. zu erwerben, und es entwickelte sich die besonders im 17. Jahrh. zur Blüte gelangte monopolistische Handels- und Kolonialpolitik, die als Kolonialsystem bezeichnet zu werden pflegt.«¹⁷

Das Kolonialsystem manifestierte sich auf verschiedenen Ebenen der Gesellschaft. Dies macht es zu einem Phänomen, das nicht nur als offizielle Expansionspolitik der einzelnen europäischen Mächte untersucht werden sollte. Gerade in Berichten und Erzählungen vertraten auch ›Abenteurer‹ und ›Entdecker‹, die angeblich »der Wissenschaft« dienten oder

›persönliche Interessen‹ verfolgten, die expansionistischen Ziele der europäischen Mächte.¹⁸ Hans Staden aus dem 16. Jahrhundert ist lediglich ein Beispiel für die vielen anderen, die sich im Rahmen des Kolonialsystems bewegten und mit ihren literarischen bzw. wissenschaftlichen Werken bei der Umgestaltung oder Etablierung von Begriffen mitwirkten, die sowohl das semantische Feld der Kolonisation markierten als auch zu Kontroversen hinsichtlich ihrer Bedeutung führten.¹⁹ So prägte Staden etwa den Begriff des Kannibalismus, der sich ursprünglich abwertend auf die kulturellen Gewohnheiten der autochthonen Bevölkerungen Brasiliens – und Lateinamerikas – bezog. Im 19. und 20. Jahrhundert erfuhr der Begriff jedoch einen Bedeutungswandel im Portugiesischen, Französischen und Spanischen, der im Rahmen der künstlerischen Avantgarde mit der Erwartung einer realen Autonomie für die ehemaligen lateinamerikanischen Kolonien aufgrund des Industrialisierungsprozesses zu Beginn des 20. Jahrhunderts zusammenfiel.²⁰ So erhielt der Begriff ›Kannibalismus‹/›Anthropophagie‹ eine positive Konnotation, indem er kulturelle Aneignung, Synkretismus und Hybridität auf positive Weise metaphorisch bezeichnete. Heutzutage gilt er als Grundbegriff der Kulturwissenschaften, der über die Grenzen der lateinamerikanischen Kulturen und Sprachen hinausgeht.²¹

Begriffe wie ›Kolonie‹ und ›Kolonisation‹ wurden im Rahmen der revolutionären Ereignisse des 18. und des 19. Jahrhunderts erneut semantisch destabilisiert. Die Grundlagen der Kolonisierung waren Versklavung, Zwangsmigration sowie die Ausbeutung natürlicher Ressourcen, was nach den moralischen Werten der Aufklärung als kriminell erachtet wurde.²²

14 Ebd., S. 10.

15 Vgl. etwa den Eintrag »kolonisieren«, in: Wolfgang Pfeifer u. a. (Hg.): *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*, digitalisierte und von Wolfgang Pfeifer überarbeitete Version im *Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache*, <https://www.dwds.de/wb/etymwb/kolonisieren> (aufgerufen am 15.06.2024).

16 Der Bedeutungswandel ist beispielhaft anhand des Lemmas »Kolonie« im *Grammatisch-Kritischen Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* (Ohne Verfasseramen: »Kolonie«, in: Johann Christoph Adelung/ Dietrich Wilhelm Soltau/ Franz Xaver Schönberger (Hg.): *Grammatisch-Kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*, Bd. 1, Wien 1808, S. 1341), aber auch in *Herders Conversations-Lexikon* (Ohne Verfasseramen: »Kolonie« (Anm. 12)) und in *Meyers Großem Konversationslexikon* (Ohne Verfasseramen: »Kolonien«, in: Bibliographisches Institut (Hg.): *Meyers Großes Konversationslexikon*, Bd. 11, Leipzig/ Wien 1907, S. 293) zu beobachten.

17 Ohne Verfasseramen: »Kolonien« (Anm. 16).

18 Walter Sauer: »Habsburg Colonial: Austria-Hungary's Role in European Overseas Expansion Reconsidered«, in: *Austrian Studies* 20 (2012), S. 5–23, hier S. 22.

19 Wie Franz Obermeier zusammenfasst: »Staden verfaßte das erste in Europa gedruckte Buch zu Brasilien, das durch seine enorme Popularität ein zentrales Werk der frühen Entdeckungszeit wurde und das Bild der Europäer von den Ureinwohnern Südamerikas wesentlich prägte.« Franz Obermeier: »Staden, Hans«, in: *Neue Deutsche Biographie* hg. Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 24, Berlin 2010, S. 784–785, hier S. 785.

20 Vgl. dazu etwa Oswald de Andrade: »Anthropophages Manifest«, in: ders.: *Manifeste*, übers. von Oliver Precht, Wien/ Berlin 2016, S. 59–67.

21 Vgl. Laura Rivas Gagliardi: »Antropofagia, ein Grundbegriff der brasilianischen Kulturgeschichte«, in: Stephanie Béreiziat-Lang (Hg.): *Kannibalismus und Eucharistie: Frühneuzeitliche Figurationen des Einverleibens in den romanischen Literaturen*, Berlin/Boston 2024, S. 221–244.

22 Jean-Jacques Rousseau stellt 1762 in *Du contrat social*

Diese Zeit revolutionärer Ereignisse fiel mit der sogenannten Krise des alten Kolonialsystems zusammen, was eine günstige Gelegenheit für die lokalen Eliten in ganz Amerika war, sich vom Mutterland unabhängig zu machen. Die ehemaligen portugiesischen und spanischen Kolonialreiche, die Wegbereiter der überseeischen Expansion des 16. Jahrhunderts, verloren im 19. Jahrhundert an politischer und wirtschaftlicher Bedeutung. Der Preisvorteil, den die englischen Industriellen bei Industriegütern boten, hatte das Handelsmonopol der Metropolen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts untergraben und die lokalen Eliten dazu veranlasst, auf ein Ende des Monopols zu drängen. Dies kann als die meistersehnte Errungenschaft in den Verhandlungen um die Unabhängigkeit bezeichnet werden. Die koloniale Struktur blieb jedoch auch nach den Unabhängigkeitsbewegungen im spanisch- und portugiesischsprachigen Amerika im Allgemeinen unverändert: Lokale Unternehmer produzierten weiterhin Rohstoffe für europäische Manufakturen, wodurch die koloniale Situation beibehalten wurde. Mit der Neuordnung der europäischen Mächte entsprechend der Entwicklung ihrer industriellen Kräfte wurde die kommerzielle Expansion des späten 19. Jahrhunderts nicht mehr als Kolonisierung, sondern als Imperialismus bezeichnet²³ – und das ungleiche Verhältnis zwischen Kolonie und Metropole spiegelt

sich im Laufe des 20. Jahrhunderts weiterhin in Begriffen wie ›Zentrum‹ und ›Peripherie‹, ›Erste‹ und ›Dritte Welt‹, ›Fortschritt‹ und ›Rückständigkeit‹ oder ›entwickelt‹ und ›unterentwickelt‹.

Der Eintrag ›Imperialismus‹ in den *Geschichtlichen Grundbegriffen*, der von Jörg Fisch und Rudolf Walther verfasst wurde,²⁴ beinhaltet wesentliche Elemente, die zum Nachdenken über die Ex-negativo-Präsenz des Begriffs ›kolonial‹ am Beispiel Lateinamerika im ganzen Projekt anregen. Es fällt auf, dass beim Sprung von der Antike und dem Mittelalter ins 19. Jahrhundert die spanischen und portugiesischen Kolonialreiche kaum erwähnt werden²⁵ – obwohl sich Spanien und Portugal als ›Imperien‹ bezeichneten.²⁶

Darüber hinaus erscheint eine Diskussion der europäischen Kolonialpolitik vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs mangelhaft, wenn keine Erklärung für die Kolonisierung ab dem 16. Jahrhundert zur Verfügung steht. Denn gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde der Begriff ›Imperialismus‹ nach Walther in der Alltagssprache sowie in den Werken vieler deutschsprachiger Autoren ausschließlich verwendet, um sich auf die Expansionspolitik Englands zu beziehen. Die deutschen Expansionsinteressen wurden hingegen immer noch mit dem Begriff ›Kolonialpolitik‹ beschrieben.²⁷ Die in einer Fußnote von Walther zitierte Passage aus

ou Principes du droit politique fest: »Diese Worte *Sklave* und *Recht* sind widersprüchlich; sie schließen sich aus.« (Übers. L. R. G.). Jean-Jacques Rousseau: »Du contrat social ou Principes du droit politique«, in: ders.: *Œuvres complètes*, Bd. 3, hg. von Bernard Gagnebin u.a., Paris 2003, S. 349–470, hier S. 358.

23 Ein Kommentar von Eric J. Hobsbawm zum Gebrauch des Terminus ›Imperialismus‹ ist in diesem Zusammenhang aufschlussreich: »[...] if colonialism was merely one aspect of a more general change in world affairs, it was plainly the most immediately striking. It formed the point of departure for wider analyses, for there is no doubt that the word ›imperialism‹ first became part of the political and journalistic vocabulary during the 1890s in the course of the arguments about colonial conquest. Moreover that is when it acquired the economic dimension which, as a concept, it has never since lost. That is why references to the ancient forms of political and military aggrandizement on which the term is based are pointless. Emperors and empires were old, but imperialism was quite new. The word (which does not occur in the writings of Karl Marx, who died in 1883) first entered politics in Britain in the 1870s, and was still regarded as a neologism at the end of that decade. It exploded into general use in the 1890s. [...] In short, it was a novel term devised to describe a novel phenomenon. This evident fact is enough to dismiss one of the many schools in the tense and highly charged ideological debate about ›imperialism‹, namely the one which argues that it was nothing new, perhaps indeed that it was a mere pre-capitalist survival. It was, at any rate, felt to be new and was discussed as a novelty.« Eric Hobsbawm: *The Age of Empire, 1875–1914*, New York 1987, S. 59 f.

24 Jörg Fisch/Rudolf Walther: »Imperialismus«, in: Brunner/Conze/Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe* (Anm. 2), Bd. 3, S. 171–236.

25 Ein Blick auf die Untertitel ist aufschlussreich: Der erste und zweite Teil von Jörg Fischer sind wesentlich kürzer: I. Einleitung (ebd. S. 171) und II. ›Imperium‹ bis zur Herausbildung des ›Imperialismus‹ (ebd. S. 175–176). Obwohl es hier drei kurze Abschnitte über die Neuzeit gibt, wird nicht auf die Bildung der Kolonialreiche auf der Iberischen Halbinsel eingegangen. Der Teil endet mit folgenden Satz: »Die Nähe dieses Imperiumsbegriffs zum entstehenden Imperialismusbegriff ist ebenso deutlich wie die Differenz: die Institutionsbezeichnung vermag die Ismusbildung nicht einzuholen« (ebd. S. 175). Dies scheint der Grund dafür zu sein, dass der Begriff des Kolonialreiches in der Zeit der maritimen Expansion nicht weiterbehandelt wurde und Portugal und Spanien – infolgedessen ihre ehemaligen Kolonien auch – aus der Kolonialdebatte des 19. Jahrhunderts ausgeklammert werden. Der nächste Abschnitt von Rudolf Walther beginnt mit der Französischen Revolution (ebd. S. 175–236) und endet 1945. Unter »Nationale Imperialismen« werden Großbritannien, die USA, Russland und Frankreich erwähnt.

26 Portugal bezeichnet sich als Imperium bis 1999 als die letzte portugiesische ÜberseeProvinz Macau an China ›zurückgegeben‹ war.

27 Jörg Fisch/Rudolf Walther: »Imperialismus«, in: Brunner/Conze/Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe* (Anm. 2), Bd. 3, S. 178 f.

der am 10. Januar 1885 im Reichstag gehaltenen Rede von Adolph Woermann, der maßgeblich an der Errichtung der deutschen Kolonien in Afrika und an dem Völkermord an den Herero und Nama beteiligt war, kann als exemplarisch betrachtet werden: »[...] sprach man von der Notwendigkeit einer gesunden Kolonialpolitik [...], nicht einer *Kolonialpolitik, welche auf Eroberungen ausgeht und auf Machterweiterungen, sondern einzig und allein eine Politik, welche praktische Ziele verfolgt*«. ²⁸ Die deutsche Kolonialpolitik wurde von ihren Vertretern also häufig in Abgrenzung von der englischen Kolonialpolitik dargestellt. Dabei wurde der englischen Kolonialpolitik ein Sinn für »Eroberung« und Machtausübung vorgeworfen, während eine »gesunde Kolonialpolitik« von deutscher Seite propagiert wurde. Der Vergleich mit der französischen Kolonialpolitik scheint auch die zerstörerische Kraft der Kolonialherrschaft zu normalisieren oder zu mindern, etwa in folgender Aussage von Walther:

»Obwohl Frankreich eine konsequentere Kolonialpolitik betrieb, eine zentralisierte Verwaltung entwickelte und auch für die Kolonien beträchtliche Mittel aufwendete, gelang ihm nie der Durchbruch zu einer mit Großbritannien vergleichbaren imperialistischen Ausrichtung und entsprechenden Ideologie«. ²⁹

Der Begriff »kolonial« wird also mit einer leicht positiven Konnotation versehen. Wie kann überhaupt eine Kolonialpolitik »konsequent« sein, und für wen? Dies ist auch ein Beleg dafür, dass das gesamte semantische Feld des Terminus »kolonial« hoch ideologisiert und politisiert war.

Im Eintrag »Imperialismus« wird angedeutet, dass der Terminus ab Ende des 19. Jahrhunderts »mit negativer oder positiver Gewichtung, die neuen Phänomene der europäischen Expansion« bezeichnete, und zwar mit gemischten Inhalten von »Nationalismus«, »Kolonialismus« und »Militarismus«. ³⁰ In der deutschen Ausprägung des Kolonialismus war die »Differenz zwischen Anspruch und Macht derart groß, dass genau aus dieser Differenz sich typische Kompensationsideologien entwickeln konnten. [...] Diese Entwicklung ist sicherlich auf das starke Gewicht irrationaler Momente in der deutschen Politik zurückzuführen«. ³¹ Resümierend wird eine »Entleerung und Enthistorisierung« des Begriffs festgestellt, aufgrund derer er heute »für die Bezeichnung zahlreicher gesellschaftlicher

Phänomene« ³² zur Verfügung steht. Die historische und semantische Verbindung zur Kolonisierung geht mit dieser Art der Verwässerung verloren, sodass die historische Bedeutung des Begriffs »kolonial« in den Ausdrücken »Kolonialkrieg« oder »Dekolonisation«, zentralen Fakten der Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, unerklärt bleibt. Die fehlende Verbindung erschwert zudem das Verständnis dessen, wie Begriffe wie »dekolonial« und »postkolonial« sowie »neokolonial«, die sich nicht auf den Begriff »imperial«, sondern auf »kolonial« beziehen, Eingang in den heutigen Wortschatz gefunden haben. Eine Reflexion über die Anwendung des Begriffs in der Zeit der 1970er Jahre schließt den Eintrag ab:

»Diese Renaissance dürfte nicht zuletzt auch damit zusammenhängen, daß die rohstoffarmen unter den Ländern der Dritten Welt in den letzten Jahren in dramatische Versorgungsschwierigkeiten gerieten und dafür die Industrieländer, bzw. die von diesen beherrschten, ungünstigen terms of trade vor der Weltöffentlichkeit verantwortlich machten«. ³³

Hier wird nicht nur deutlich, dass die Verwendung des Begriffs »Imperialismus« durch die Länder des heutigen so genannten globalen Südens recht angemessen ist, sondern auch, dass in dem Artikel die Verantwortung der europäischen Länder für die jahrhundertelange Ausbeutung abgeschoben wird, wie die Rede von den »ungünstigen terms of trade« zeigt.

Nicht weniger wichtig – und vielleicht ideologisch bedeutsamer – ist jedoch die Tatsache, dass an keiner Stelle des Eintrags – und vielleicht der gesamten *Geschichtlichen Grundbegriffe* – erwähnt wird, dass der Sturz des Ancien Régime und der Beginn der Moderne in Europa nur durch die koloniale Ausbeutung möglich waren. Ihre wirtschaftliche Grundlage, die Versklavung, die mit dem Handel im Südatlantik bis ins 19. Jahrhundert verbunden war und die die Geschichte Europas, der USA, Lateinamerikas und Afrikas miteinander verknüpft, findet kaum Beachtung. ³⁴ Dabei spielten bei einem Zeitgenossen wie Karl Marx die Kolonialgeschichte und die Versklavung eine zentrale Rolle für das Verständnis der Industriegesellschaft, wie das letzte Teilkapitel des *Kapitals* aus dem Jahr 1867, »Die moderne Kolonisationstheo-

28 Ebd., S. 179, Fußnote 36 (Hvh. L. R. G.).

29 Ebd., S. 191.

30 Ebd., S. 182.

31 Ebd., S. 196.

32 Ebd. S. 227.

33 Ebd. S. 236.

34 Vgl. etwa Eric Williams: *Capitalism and Slavery* (1944), Richmond 1994.

rie«, zeigt.³⁵ Die Wahl der Lemmata für die *Geschichtlichen Grundbegriffe* beinhaltet immer eine politische Entscheidung und lässt sich nicht auf die »Natur der Sprache«³⁶ zurückführen.

III. KOLONIALGESCHICHTE IN DEN »IBERCONCEPTOS«

In der Einleitung der *Iberconceptos I* bezeichnet Javier Fernández Sebastián die Prozesse auf dem Weg zur politischen Unabhängigkeit der lateinamerikanischen Länder zu Beginn des 19. Jahrhunderts als »iberische Revolutionen«:

»[...] tiene muy poco sentido estudiar, por una parte, las revoluciones liberales en España y Portugal, y, por otro lado, las revoluciones americanas, como si se tratara de dos fenómenos independientes, puesto que, de hecho, estamos ante un único proceso revolucionario desencadenado por la crisis de 1808 y sus secuelas. [...] [L]as Revoluciones iberoamericanas [...] en conjunto conformaron una auténtica *Revolución atlántica* [...]«.³⁷

»[...] es macht wenig Sinn, einerseits die liberalen Revolutionen in Spanien und Portugal und andererseits die amerikanischen Revolutionen zu untersuchen, als ob es sich um zwei unabhängige Phänomene handelte, denn in Wirklichkeit haben wir es mit einem einzigen revolutionären Prozess zu tun, der durch die Krise von 1808 und ihre Folgen ausgelöst wurde. [...] [D]ie iberoamerikanischen Revolutionen [...] bildeten in ihrer Gesamtheit eine echte *Atlantische Revolution*«. [Übers. L. R. G.]

Die Eingrenzung der *Iberconceptos* auf den euro-amerikanischen atlantischen Raum,³⁸ d. h. auf die Einheit von Portugal, Spanien und den heutigen lateinamerikanischen Ländern, ist problematisch, denn sie vernachlässigt den grundlegenden Unterschied der historischen Erfahrung der Kolonisierung aus der Perspektive der Metropole und aus der Perspektive der Kolonien oder, präziser formuliert, die Art und

Weise, wie die Eliten in den Metropolen und in den Kolonien das sprachliche Repertoire des liberalen Staats für ihre je eigenen Interessen produktiv machten. Diese Art der historischen Perspektive negiert die koloniale Ausbeutung, die Kolonialgeschichte sowie das Kolonialsystem. Dies kann den Eindruck erwecken, dass das eigentliche Ziel der *Iberconceptos* darin besteht, die ehemalige Einheit des spanischen Kolonialreichs im Hinblick auf die Dynamik der Wissensproduktion wiederherzustellen.

Sebastián postuliert in einem nächsten Schritt, dass die sogenannten »iberischen Revolutionen« neben der Revolution in den Vereinigten Staaten von Amerika und der Französischen Revolution einen Platz in der Weltgeschichte verdienen:

»[...] aspiramos a que el estudio de las Revoluciones iberoamericanas *ocupe el lugar que merece* en los *currícula* académicos y quede incorporado en los próximos años al canon internacional de las llamadas »revoluciones atlánticas« – junto a las revoluciones norteamericana y francesa [...]«.³⁹

»[...] wir hoffen, dass die Untersuchung der iberoamerikanischen Revolutionen in den akademischen Lehrplänen *den ihr gebührenden Platz einnimmt* und in den kommenden Jahren in den internationalen Kanon der sogenannten »atlantischen Revolutionen« aufgenommen wird – neben der amerikanischen und der französischen Revolution«. [Übers. L. R. G.]

Sebastián weist zu Recht darauf hin, dass die brasilianische Unabhängigkeit ein Sonderfall ist. Dennoch wird sie in die Gruppe der »iberischen Revolutionen« aufgenommen. Dieser Ansatz ist fragwürdig, denn in der brasilianischen Geschichtsschreibung wird die der Prozeß, der zur Unabhängigkeit geführt hat, nicht als »Revolution« bezeichnet. Dafür gibt es klare Gründe. Die Historiographie beschreibt die Unabhängigkeit als ein Abkommen zwischen den brasilianischen Eliten und der portugiesischen Krone, das in seiner Bedeutung nicht mit den amerikanischen oder französischen Revolutionen vergleichbar ist, da es nicht von der Bevölkerung betrieben wurde und seine Prinzipien und Verfassung nicht universal gültig waren.⁴⁰ Im

35 Vgl. Karl Marx: »Das Kapital« (1867), in: Marx-Engels-Werke, Bd. 23, Berlin 2013, S. 792–802.

36 Vgl. Reinhart Koselleck: »Vorwort«, in: Brunner/Conzeders. (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe* (Anm. 2), Bd. 1, S. XIII–XXVII, hier S. XIV: »Daß die Auswahl von einer gewissen Willkür geleitet wurde, liegt schon in der Natur der Sprache, in der Vielschichtigkeit und Mannigfaltigkeit ihrer Ausdrucksmöglichkeit beschlossen«.

37 Sebastián: *Iberconceptos I* (Anm. 6), S. 39.

38 Vgl. Sebastián: *Iberconceptos II* (Anm. 6), S. 31 f.

39 Sebastián: *Iberconceptos I* (Anm. 6), S. 39 (Hvh. L. G.).

40 Emilia Viotti da Costa stellt fest: »The Brazilian elites that took power in 1822 were made up of planters, merchants, and their clients. Linked to the export-import economy, they were interested in maintaining traditional agrarian structures of production based on slave labor and latifundio. They opposed attempts to promote industrial development and

Falle Portugals manifestierte sich die Revolution des Jahres 1820, obwohl sie von den liberalen Prinzipien gegen den Absolutismus und für eine Verfassung inspiriert war, vornehmlich antiliberal und konservativ, da ihr Ziel primär in der Wiederherstellung des kolonialen Pakts bestand.⁴¹ In diesem Fall wird die Begriffsgeschichte zu einem Instrument, das ein verzerrtes Bild der Kolonialgeschichte schafft. Wenn Begriffe nicht differenziert werden, um ihre genaue Verbindung zu den politisch-sozialen Umwandlungen zu erklären, steht lediglich ihre allgemeine, unspezifische Bedeutung im Vordergrund: ›Revolution‹ wird hier zu einem leeren Begriff.

Sebastiáns Argumentation führt zu der These, dass die ›iberische Revolution‹ ein Ereignis ist, das als ein entscheidender Faktor für den Eintritt in die Moderne angesehen werden kann:

»[...] a partir de 1808 y en apenas dos o tres décadas, cambiaron profundamente la faz de nuestros países y supusieron para sus habitantes la entrada en ese nuevo marco histórico y político al que solemos aludir abreviadamente con la palabra *modernidad*«. ⁴²

»[...] ab 1808 und in kaum zwei oder drei Jahrzehnten haben sie [die iberischen Revolutionen] das Gesicht unserer Länder tiefgreifend verändert und bedeuteten für ihre Bewohner den Eintritt in jenen

resisted British pressure to abolish the slave trade, continuing to use Africans as the primary source of labor. [...] The presence in Brazil on the heir of the House of Bragança made it possible to achieve independence in 1822 without resorting to popular mobilization«. Emilia Viotti da Costa: *The Brazilian Empire. Myths & Histories*, Chapel Hill/London 2000, S. XXI.

41 Nach der napoleonischen Invasion im Dezember 1807 sah sich die portugiesische Königsfamilie gezwungen, nach Brasilien zu fliehen. In der Folge wurde der Sitz der Monarchie von Lissabon nach Rio de Janeiro verlegt. Dies kann als erster Schritt in Richtung Unabhängigkeit betrachtet werden, da es die Öffnung der Häfen und das Ende des Monopols erzwang. Dadurch war es der lokalen Elite möglich, Handelsbeziehungen zu allen Ländern der Welt aufzubauen. Brasilien wurde also von einem Vizekönigreich zu einem Vereinigten Königreich mit Portugal erhoben. Die »Revolução do Porto« beabsichtigte, den Status des Vereinigten Königreichs aufzuheben und Brasiliens Häfen wieder für den Handel mit Nicht-Portugiesen zu schließen. »The location of the government center in the colony imposed fundamental changes on colonial policies. [...] And the most harmful measure of all, from the point of view of Portugal, was the adoption of free trade policies and the elimination of the commercial monopolies the Portuguese formerly enjoyed.« Costa: *The Brazilian Empire* (Anm. 40), S. 12.

42 Sebastián: *Iberconceptos I* (Anm. 6), S. 35 f.

neuen historischen und politischen Rahmen, auf den wir gewöhnlich in abgekürzter Form mit dem Wort *Moderne* anspielen«. [Übers. L. R. G.]

Sebastián vertritt die Auffassung, dass die iberische Moderne dadurch gekennzeichnet ist, dass in ihr ›vormoderne‹ und ›moderne‹ Elemente koexistieren:

»A diferencia del caso francés [...], en las revoluciones hispánicas parece haberse dado un alto grado de pervivencia y readaptación de diversos elementos culturales, discursivos e institucionales del llamado »Antiguo Régimen«, produciéndose así una mayor continuidad [...] entre el viejo orden y las nuevas sociedades posrevolucionarias«. ⁴³

»Im Gegensatz zum französischen Fall [...] scheint es in den spanischen Revolutionen ein hohes Maß an Fortbestand und Anpassung verschiedener kultureller, diskursiver und institutioneller Elemente des so genannten »Ancien Régime« gegeben zu haben, wodurch eine größere Kontinuität [...] zwischen der alten Ordnung und den neuen postrevolutionären Gesellschaften entsteht«. [Übers. L. R. G.]

Das Nebeneinander dieser zwei Elemente bildet als Gegensatzpaar den Unterschied zur französischen Gesellschaft, die als beispielhaft gilt. Die Ursachen für diese Koexistenz werden jedoch nicht erforscht. Die Differenzen werden als natürliche Charakteristika der iberischen Modernisierung erachtet und nicht als Resultat historischer Prozesse. Die Historikerin Emilia Viotti da Costa erläutert, dass sich die divergierenden Geschwindigkeiten des ökonomischen und sozialen Wandels in den verschiedenen Regionen Europas und Amerikas, die in das Kolonialsystem eingebunden waren, wie folgt erklären lassen:

»While in England industrialization was opening the way to economic theories based on free trade and free labor, in Portugal and Spain, countries marginal to the Industrial Revolution, traditional mercantilist theories still enjoyed great prestige«. ⁴⁴

Dies impliziert, dass der Begriff ›Moderne‹ – ebenso wie der Begriff ›Revolution‹ – im lateinamerikanischen Kontext möglicherweise eine reaktionäre und konservative Bedeutung annimmt, die sich signifikant von der üblichen Bedeutung im Französischen,

43 Ebd., S. 29.

44 Costa: *The Brazilian Empire* (Anm. 40), S. 3.

Englischen und Deutschen unterscheidet. Der Begriff ›konservative Modernisierung‹ veranschaulicht dies exemplarisch.

Im Gegensatz zu vielen lateinamerikanischen Wissenschaftler:innen, die im gesamten 20. Jahrhundert das Problem des Missverhältnisses zwischen Metropole und Kolonie in der Terminologie von ›Zentrum‹ und ›Peripherie‹ reflektiert haben, erachtet Sebastián diese Differenz nicht als nachteilig:

»La aplicación del esquema cognitivo centro/periferia en historia política e intelectual deja [...] escaso margen para la sorpresa: a partir de tales premisas, la *modernidad* iberoamericana habrá de ser por fuerza, como mínimo, una modernidad tardía, frustrada e insuficiente.«⁴⁵

»Die Anwendung des kognitiven Schemas Zentrum/Peripherie in der politischen und intellektuellen Geschichte lässt [...] wenig Raum für Überraschungen: Unter diesen Prämissen muss die iberoamerikanische *Moderne* notwendigerweise zumindest eine späte, frustrierte und unzureichende Moderne sein.« [Übers. L. R. G.]

Um dieser in Sebastián's Worten »finsteren Diagnose«⁴⁶ zu entgehen, dass die iberische Moderne ›verspätet, frustriert und unzureichend‹ sei, bleibt ihm nichts anderes übrig, als die Existenz verschiedener ›modernidades‹ zu postulieren, ohne sich mit dem Prozess zu befassen, durch den diese verschiedenen Modernen entstanden sind – eben dem Prozess der Kolonialgeschichte. Darüber hinaus scheint diese Argumentation einen kompensatorischen Charakter zu haben, wobei eine Art Scham angesichts der lateinamerikanischen Moderne *sui generis* verborgen werden soll.

In Bezug auf diese dualistische Auffassung, die ›Rückständigkeit‹ und ›Moderne‹ als sich gegenseitig ausschließende Zustände einander gegenüberstellt, ist es hilfreich, das Argument des Literatur- und Kulturwissenschaftlers Roberto Schwarz zu erwähnen, dass die lateinamerikanischen Gesellschaften sowohl »rückständig« als auch »modern« seien – und diese Ambivalenz erfolge *gleichzeitig* und nicht chronologisch. Die von Roberto Schwarz in seiner Studie über Machado de Assis aufgestellte Prämisse lässt sich auf den lateinamerikanischen Kontext im Allgemei-

nen übertragen. Sie besagt, dass »die klassischen Merkmale der Rückständigkeit Brasiliens nicht als archaische Überbleibsel zu erachten seien, sondern als integraler Bestandteil der Reproduktion der modernen Gesellschaft, anders gesagt, als Indiz einer perversen Form des Fortschritts«.⁴⁷ Es gehe nicht darum, von einer Stufe zur nächsten zu wechseln. Laut Schwarz stellte die ›Fehlanpassung‹ der lateinamerikanischen Moderne einen funktionalen Faktor für die Aufrechterhaltung des globalen Kapitalismus dar, wobei es nicht um die ›Natur‹ oder das ›Wesen‹ dieser lateinamerikanischen Gesellschaften ging. Roberto Schwarz geht noch einen Schritt weiter: In seiner Argumentation wird der Gegensatz zwischen Kolonie und Metropole auf eine andere Art von ungleicher Beziehung verschoben, die sogar die Metropolen umfassen könnte.

»Doch es genügt, einen Blick auf die neue internationale Arbeitsteilung zu werfen, in der den ehemaligen Kolonien die Rolle der Verbraucher von Industriegütern und Lieferanten exotischer Produkte zukam, um zu verstehen, dass die moderne Entwicklung der Rückständigkeit nur in erster Linie eine brasilianische (oder lateinamerikanische) Anomalie war. Das eigentliche Fundament lag in der [...] ›ungleiche[n] und kombinierte[n] Entwicklung des Kapitalismus‹ [...], ein Ausdruck, der den besonderen soziologischen Gleichmut dieser Produktionsweise bezeichnet, die ihren ökonomischen Zweck – den Profit – entweder auf den Ruinen vorangegangener Formen der Unterdrückung verwirklicht oder indem sie diese reproduziert und verschärft.«⁴⁸

Die lateinamerikanischen Länder nahmen am globalen Geschehen teil und ihre Eliten unterzeichneten Verträge mit europäischen Ländern unter den Bedingungen liberaler, bürgerlicher und moderner Normen. Somit kann nicht behauptet werden, dass sie nicht Teil der liberalen, bürgerlichen und modernen Welt waren. Doch der Bevölkerung in Lateinamerika waren diese Normen fremd.

»Die Wertschätzung der Norm und ihre Verachtung lagen in der Natur der Sache [...] Gestützt auf anhaltende Klasseninteressen, die wiederum mit dem historischen Geflecht der Gesellschaft verbunden sind, erzeugte und verbreitete die alltägliche Anpassung

45 Sebastián: *Iberconceptos I* (Anm. 6), S. 37.

46 Ebd. Übers. L. R. G.

47 Roberto Schwarz: *Ein Meister an der Peripherie des Kapitalismus. Machado de Assis*, hg. von Laura Rivas Gagliardi, übers. von Melanie Strasser, Berlin 2023, S. 4.

48 Schwarz: *Ein Meister an der Peripherie des Kapitalismus* (Anm. 47), S. 22 f.

an die jeweiligen Formen des Zusammenlebens, die gemäß der damals vorherrschenden europäischen Ideologie als widersprüchlich zu nennen wären, jenes Oszillieren von Kriterien im sozialen Gefüge [...]«.⁴⁹

Aus dieser Perspektive trägt die in den *Iberconceptos* dargestellte Lösung wenig dazu bei, die komplexen Beziehungen zwischen den lokalen Eliten, ihren Interessen und Diskursen und der Mehrheit zu verstehen – Beziehungen, die kolonial sind, selbst wenn sich die Länder von Spanien und Portugal politisch unabhängig gemacht haben.

Die Frage der Versklavung und des Sklavenhandels sowie der Status der Arbeit und die Rechte des Einzelnen in den lateinamerikanischen Kolonien stellen einen weiteren kritischen Punkt für die Konzeption der *Iberconceptos* dar. Denn selbst im weitesten Sinne kann man nicht von Moderne sprechen, wenn die Arbeitsverhältnisse noch nicht frei und entlohnt sind, d. h. wenn die vorherrschende Arbeitsform nicht die Lohnarbeit ist. Dies ist der wichtigste Aspekt beim Übergang vom *Ancien Régime* zur Moderne und daraus ergibt sich die gesamte Ideologie des bürgerlichen Staates, die auf dem Begriff der Freiheit basiert. Mit anderen Worten: Die europäische Moderne entstand mit der Einführung von Grundrechten, die das System der Leibeigenschaft abschafften. In Lateinamerika war die Einführung der Grundrechte nach der formalen politischen Unabhängigkeit von den Metropolen im 19. Jahrhundert nicht für alle Menschen gültig, da Sklavenarbeit, Zwangsarbeit und Klientelismus – ganz zu schweigen von der Tatsache, dass die autochthone Bevölkerung vor dem Gesetz als unmündig angesehen wurde – den Großteil der Bevölkerung ausschloss. Roberto Schwarz bezeichnet diese Unvereinbarkeit von Terminologie und sozialer Praxis in Lateinamerika – die Aneignung liberaler Ideale durch das kaiserliche und sklavenhaltende Brasilien des 19. Jahrhunderts, in dem die Lohnarbeit keine Rolle spielte – als »Ideologie zweiten Grades«.⁵⁰ In Brasilien brachte der Gegensatz zwischen Herr und Sklave eine völlig andere Klassenstruktur hervor. Es entstand eine »Zwischenklasse« aus freien, aber armen Menschen, die de facto von den Großgrundbesitzern abhängig waren.⁵¹

Die lokalen herrschenden Klassen schufen eine Verfassung mit den europäischen liberalen Termini, während sie in der Praxis weiterhin die Verbrechen von Sklavenhandel und Zwangsarbeit begingen. Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts setzte die Industrialisierung ein.⁵² Darüber hinaus identifiziert Schwarz den Mechanismus der Gunst in der nachkolonialen Sozialstruktur als Bezug für die soziale Vermittlung zwischen drei grundlegenden Gruppen: dem Großgrundbesitzer, dem Versklavten/Zwangsarbeiter und den freien, aber armen Menschen, für die die Arbeit unter prekären Bedingungen stattfand.

Aus der kurzen Erörterung von Begriffen wie »iberische Revolution« und »Moderne«, die der in den *Iberconceptos* vermittelten historischen Perspektive zugrunde liegen, lässt sich ableiten, dass die aus der kolonialen Ausbeutung resultierenden Unterschiede und Problematiken unberücksichtigt bleiben. Mithilfe dieser Begriffe werden die Situationen der Metropolen und der Kolonien als gleichartig dargestellt, obschon sie in der Realität gegensätzlich waren.

IV. SCHLUSS

Gegenwärtig haben die ehemaligen Kolonien entweder die politische Unabhängigkeit erlangt oder sie sind in politische Formen wie das britische Commonwealth oder die französischen Überseedepartements übergegangen. Es ist nur möglich, über das koloniale Erbe bzw. seine Überbleibsel in der Gegenwart zu sprechen, wenn wir die Augen vor der Kontinuität der realen und effektiven Existenz der Kolonisierung in ihren verschiedenen Formen nicht verschließen. Ihre Widersprüche und Diskrepanzen müssen im Rahmen einer Weltgeschichte verstanden werden. Um dies zu begreifen, bedarf es eines Ansatzes der historischen Semantik, der Elemente aus den Bereichen Ökonomie, Soziologie, Politik und Literatur integriert und Begriffe als *tatsächliche* Faktoren und Indikatoren begreift, die das soziale Leben beeinflussen und gleichzeitig von diesem beeinflusst werden.

49 Ebd., S. 25.

50 Roberto Schwarz: »Deplatzierte Ideen«, in: Isabel Exner/Gudrun Rath (Hg.): *Lateinamerikanische Kulturtheorien: Grundlagentexte*, übers. von Jobst Welge, Konstanz 2015, S. 153–168 hier S. 158.

51 Vgl. dazu Laura Rivas Gagliardi: »Einführung in Roberto

Schwarz' kritisches Werk«, in: Schwarz: *Ein Meister an der Peripherie des Kapitalismus* (Anm. 47), S. IX–LVI, hier S. XXXIII.

52 Vgl. etwa Celso Furtado: *Economic Development of Latin America*, Cambridge 1977.

UMKÄMPFTE SEMANTIKEN ›EUROPAS‹ IN DER WELTANSCHAUUNGLITERATUR DER WEIMARER REPUBLIK

Tillmann Heise

Als Literaturwissenschaftler verspürt man einen gewissen Rechtfertigungsdruck, wenn man sich auf begriffsgeschichtliches Terrain vorwagt. Das hat vermutlich einiges mit einem Befund zu tun, den Carsten Dutt prägnant auf den Punkt gebracht hat: Die wesentlichen theoretischen und methodologischen Impulse für begriffshistorisches Arbeiten kamen im 20. Jahrhundert (und kommen im 21. Jahrhundert) nicht aus der Literaturwissenschaft.¹ Ebenso wenig wie die großen begriffsgeschichtlichen Lexikonprojekte, an denen Literaturwissenschaftler zwar mitunter maßgeblich beteiligt waren, die aber auch aus dem Mund eines (sehr berühmten) Literaturwissenschaftlers ihre vielleicht am häufigsten zitierte Kritik erfahren haben. Als altertümliche ›Pyramiden des Geistes‹ hat Hans Ulrich Gumbrecht die großen Lexika und mit ihnen die Begriffsgeschichte schlechthin 2006 polemisch verabschiedet.² Dass Gumbrecht mit dieser Auffassung recht isoliert dasteht, hat die Forschung – die geschichts- und literaturwissenschaftliche gleichermaßen – zwar ebenso konstatiert,³ allerdings ist weiterhin gut begründeter Konsens, was Dutt festgehalten hat: ›Was die theoretische Begründung und methodologische Normierung begriffshistorischer Arbeit angeht, war und ist die Literaturwissenschaft

keine exportierende, sondern eine importierende, eine übernehmende und lernende Disziplin.«⁴

Das hierin angelegte Lehrer-Schüler-Verhältnis kann aus Sicht des Literaturwissenschaftlers, der sich für begriffshistorische Fragen interessiert, in der analytischen Praxis bestimmten Verhältnisbestimmungen zwischen Begriffsgeschichte und Literaturwissenschaft Vorschub leisten. So lässt sich auch bei Dutt, einem besonders avancierten Vertreter einer begriffsgeschichtlich arbeitenden Literaturwissenschaft, eine gewisse Tendenz bei ebendieser erwähnten Verhältnisbestimmung erkennen: Er stellt mehrheitlich Überlegungen darüber an, wie die Literaturwissenschaft von der Begriffsgeschichte profitieren kann, indem zum Beispiel historische Semantiken von Begriffen in literarischen Texten erschlossen werden oder aber Analysebegriffe der Literaturwissenschaft selbst eine begriffshistorische Reflexion erfahren.⁵ Diese begriffsgeschichtlichen Impulse sind für eine Literaturwissenschaft, die sich als historisch arbeitende Disziplin versteht, unabdingbar und bilden eine wichtige Voraussetzung für den interdisziplinären Brückenschlag in die Geschichtswissenschaft. Was dabei jedoch zu kurz kommen kann, ist die umgekehrte Perspektive; inwiefern also die Literaturwissenschaft mit ihren Untersuchungsmethoden, Analyse kategorien und Korpora ihrerseits zur Begriffsgeschichte beitragen kann. Dabei geht es nicht darum, die Literaturwissenschaft in methodischer Hinsicht von der importierenden zur exportierenden Disziplin zu erklären. Im Sinne einer interdisziplinär offenen Begriffsgeschichte könnten meines Erachtens allerdings stärker als bisher die Potentiale literaturwissenschaftlichen, das meint auch: philologischen Arbeitens ausgeschöpft werden, und zwar besonders vonseiten der Literaturwissenschaft. In diese Richtung hat jüngst nun auch Dutt argumen-

1 Vgl. Carsten Dutt: ›Begriffsgeschichte als Aufgabe der Literaturwissenschaft‹, in: Christoph Strosetzki (Hg.): *Literaturwissenschaft als Begriffsgeschichte*, Hamburg 2010, S. 97–109, hier S. 97 f.

2 Hans Ulrich Gumbrecht: *Dimensionen und Grenzen der Begriffsgeschichte*, Paderborn/München 2006, S. 7. Dass in der Tat eine Verabschiedung der Begriffsgeschichte intendiert ist, wird schon durch den Untertitel der Einleitung deutlich, aus der oben zitiert wurde: ›Über den schnellen Aufstieg, die unsichtbaren Dimensionen und das plötzliche Abebben der begriffsgeschichtlichen Bewegung‹ (ebd.).

3 Vgl. Ernst Müller/Falko Schmieder: *Begriffsgeschichte und historische Semantik. Ein kritisches Kompendium*, Berlin 2016, S. 12; Christoph Strosetzki: ›Literaturwissenschaft als Begriffsgeschichte‹, in: ders. (Hg.): *Literaturwissenschaft als Begriffsgeschichte*, Hamburg 2010, S. 7–15, hier S. 9.

4 Dutt: ›Begriffsgeschichte‹ (Anm. 1), S. 101.

5 Vgl. ebd., S. 102–109.

tiert und in einer neuerlichen Positionsbestimmung von Literaturwissenschaft und Begriffsgeschichte an das Selbstbewusstsein der philologischen Zunft appelliert:

»Obschon die Begriffshistorie nicht nur ein Hilfsmittel, nicht nur subsidiäre Methodik, sondern eines der wichtigen Geschäfte der Literaturwissenschaft ist, hängt ihr hermeneutisch ertragreicher Einsatz von höherstufigen, semantisches Wissen transzendierenden Fähigkeiten ab, nicht zuletzt von unserer Fähigkeit, literarische Texte oder Textreihen ästhetisch sensibel und mit Sinn für ihre komplexe Kompositionalität zu interpretieren.«⁶

Hier ist das Lehrer-Schüler-Verhältnis in ein wechselseitig produktives Abhängigkeitsverhältnis überführt. Begriffsgeschichtliches Arbeiten entfaltet in dieser Lesart seine volle analytische Leistungsfähigkeit erst dann, wenn es eine Symbiose eingeht mit den literaturwissenschaftlichen Kompetenzen zur Analyse und Interpretation textueller Fakturen. Oder noch selbstbewusster (und nicht ohne Augenzwinkern): Man muss »freilich Literaturwissenschaftlerin oder Literaturwissenschaftler sein: privilegiert und in der Lage, die hermeneutischen Potenziale der Begriffshistorie im Verstehen literarischer Form zu entbinden.«⁷

Damit rennt man freilich offene Türen ein in einer Zeitschrift, die ja gerade der *interdisziplinären* Begriffsgeschichte ein Forum verschafft. Während diese Tür jedoch von der geschichtswissenschaftlichen Begriffsgeschichte weit geöffnet wird, stürmt die Literaturwissenschaft bislang noch nicht entschieden genug hindurch. Genau dies hat dieser Beitrag vor. Er tut dies mit Blick auf einen Begriff und eine historische Konstellation, die geradezu prädestiniert dafür erscheinen, sich ihnen mittels einer genuin interdisziplinären Begriffsgeschichte zu nähern, die »mit Koselleck über Koselleck hinaus« weist.⁸ Gemeint ist der Begriff bzw. das Begriffsfeld ›Europa‹ zur Zeit der Weimarer Republik; ein Begriff, der nicht nur, aber besonders im deutschsprachigen Raum nach 1918 breit und widersprüchlich verwendet und diskutiert wurde. Zu der besonderen Konjunktur dieses Begriffs

in Deutschland und Österreich trug maßgeblich bei, dass die Erfahrungen machtpolitischer und territorialer Verluste im Gefolge des Ersten Weltkriegs das Interesse an Nachkriegsordnungen begünstigten, die europäisch dimensioniert waren und in unterschiedlichster Weise auf die vielfältigen politischen, sozialen und kulturellen Verlust- und Verunsicherungserfahrungen reagierten.⁹

Angelehnt an Reinhart Koselleck lässt sich ›Europa‹ in dieser Verwendungsweise als »Zukunftsbegriff« beschreiben, da er »erst künftig zu erringende Positionen [...] sprachlich vorformuliert«, damit diese »überhaupt bezogen oder errungen« werden können.¹⁰ Andererseits hat man es bei oberflächlicher Betrachtung mit einem hochgradig politisierten und variabel ideologisierbaren Kampfbegriff zu tun, der in weiten Teilen der Bevölkerung Verwendung fand und diskutiert wurde. Bereits bei einer ersten Sichtung lassen sich alle vier Strukturmerkmale, die Koselleck mit Blick auf die sich in der Sattelzeit herausbildenden Grundbegriffe der politisch-sozialen Sprache identifiziert hat – Verzeitlichung, Politisierung, Ideologisierbarkeit, Demokratisierung –, wiederfinden.¹¹ Dennoch wurde das Lemma ›Europa‹ bekanntlich nicht in die *Geschichtlichen Grundbegriffe* aufgenommen, was Kiran Klaus Patel jüngst neben der konstitutiven semantischen Unschärfe des Europa-Begriffs auch auf die Tendenz der *Geschichtlichen Grundbegriffe* zurückgeführt hat, generell kaum Einträge zu räumlichen Begriffen aufzunehmen.¹² Umso begrüßenswerter ist es daher, dass diese Lücke im nun entstehenden Lexikon *Das 20. Jahrhundert in Grundbegriffen* geschlossen wurde und der Artikel zum Lemma

6 Carsten Dutt: »Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte: Die hermeneutischen Potenziale der Begriffshistorie«, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 97 (2023), S. 53–63, hier S. 60 (Hvh. T. H.).

7 Ebd., S. 63.

8 So der Titel einer am 12./13. Oktober 2023 am Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung (ZfL) veranstalteten Tagung.

9 Vgl. dazu Tillmann Heise: *Das ‚andere‘ Europa der Schriftsteller. Ideen, Schreibweisen und Netzwerke des antiliberalen Europa-Diskurses in Deutschland und Österreich (1918–1934)*, Berlin/Boston 2024; außerdem Gérard Raullet: »Zur kritischen Identität Europas. Philosophische Diskursfiguren der Zwischenkriegszeit«, in: Olivier Agard/Barbara Beßlich/Cristina Fossaluzza (Hg.): *Liberalismus (be-)denken. Europa-Ideen in Wissenschaft, Literatur und Kulturkritik (1900–1950)*, Wien 2023, S. 33–50.

10 Reinhart Koselleck: »Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte«, in: ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1979, S. 107–129, hier S. 113.

11 Vgl. Reinhart Koselleck: »Einleitung«, in: ders./Otto Brunner/Werner Conze (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 1, Stuttgart 1972, S. XIII–XXVII.

12 Vgl. Kiran Klaus Patel: »Europa«, in: Ernst Müller/Barbara Picht/Falko Schmieder (Hg.): *Das 20. Jahrhundert in Grundbegriffen. Lexikon zur historischen Semantik in Deutschland*, Basel/Berlin 2024, https://doi.org/10.31267/Grundbegriffe_19539752 (aufgerufen am 28.10.2024), Abs. 4.

›Europa‹ zu den ersten veröffentlichten Artikeln überhaupt gehört. Patels Kategorisierung ›Europas‹ als »Grundbegriff der deutschen Sprache des 20. Jahrhunderts«, die er »aus dem Spannungsverhältnis zwischen seiner grundsätzlichen inhaltlichen Offenheit und der erst in den letzten Jahrzehnten zunehmenden Entwicklung, ihn verstärkt mit dem System der EU zu assoziieren«,¹³ herleitet, ist unbedingt zuzustimmen. Den Europa-Begriff mit Blick auf das 20. Jahrhundert in einem Spannungsfeld aus »Polysemie und Verengung auf ein politisches Projekt« zu verorten und damit ein besonderes Augenmerk auf die Oszillationsprozesse zwischen diesen Polen zu lenken,¹⁴ konstituiert eine wichtige Ausgangsbasis, von der aus detailliertere begriffsgeschichtliche Analysen möglich werden und weiterhin nötig sind.

Besonders zwei Aspekte einer über Koselleck hinausweisenden Begriffsgeschichte scheinen mir für die hier behandelte Themenstellung relevant. Dazu gehört zum einen, mit Michael Makropoulos gesprochen, die »fiktional-konstruktive Seite historisch-sozialer Prozesse« gesondert in den Analysefokus zu rücken;¹⁵ also wie eingangs erwähnt mit literaturwissenschaftlichem Analysebesteck besonders auf die formale und sprachliche Faktur von Semantisierungsprozessen zu achten. Zum anderen lässt sich auch für meine Zwecke fruchtbar anwenden, was die Herausgeber des Lexikons *Das 20. Jahrhundert in Grundbegriffen* vorgeschlagen haben: neben diachronen Langfristperspektiven, die von Koselleck und den *Geschichtlichen Grundbegriffen* favorisiert wurden, auch die synchrone Dimension von Begriffen und ihren Aushandlungen stärker zu berücksichtigen.¹⁶ Ein dritter Aspekt weist streng genommen nicht über Koselleck hinaus, ist aber für den hier behandelten Zusammenhang methodisch besonders relevant: die enge Verzahnung von Begriffs- und Sozialgeschichte. Dabei soll jedoch nicht zwangsläufig die Begriffsge-

schichte als »notwendige Hilfe für die Sozialgeschichte« verstanden werden.¹⁷ Auch diese beiden Disziplinen lassen sich in ein horizontales statt vertikales Verhältnis setzen. Ganz konkret lassen sich Begriffsgeschichte und eine an den sozialen Trägergruppen von Diskursen besonders interessierte Intellektuellengeschichte fruchtbar aufeinander beziehen, wie zu zeigen sein wird.¹⁸

Die Perspektive dieses Beitrags ist damit bewusst keine panoramatische, sondern gewissermaßen eine mikroskopische, die anhand paradigmatischer Beispiele einen Blick in den ›Maschinenraum‹ von Begriffsbildungs- bzw. Semantisierungsprozessen wirft. Im ersten Teil stehen dazu – nach einem notwendig kursorischen Abriss europäistischer Forschungstendenzen – zwei konkurrierende Intellektuellenfiguren und deren Gruppierungen im Fokus, die für den Europa-Diskurs der 1920er Jahre besonders prägend waren: Richard Graf Coudenhove-Kalergis Paneuropa-Union und Karl Anton Prinz Rohans Kulturbund. Die Analyse dieser Konstellation gibt Aufschluss über die sozialen und diskursiven Konkurrenzbedingungen, die sich in die umkämpften Semantiken ›Europas‹ und ihre weltanschauungsliterarischen Vertextungsweisen einschreiben. Der zweite Teil knüpft daran an und zeigt anhand der zeitgenössisch äußerst populären Weltanschauungsmonographie *Das Spektrum Europas* (1928) Hermann Graf Keyserlings, welchen kompositorischen Aufwand Autoren mitunter betrieben, um angesichts einer verschärften Konkurrenz den eigenen Weltanschauungsangeboten suggestiv empirische Evidenz zu erschreiben.

Der gewählte Zeitabschnitt (Weimarer Republik) und die fokussierten Quellen (Weltanschauungsliteratur) stehen dabei in einem engen wechselseitigen Verhältnis. Die seit Horst Thomé so genannte ›Weltanschauungsliteratur‹, also das »Korpus von Texten, die den expliziten Anspruch erheben, die ›Weltanschauung‹ des Verfassers argumentativ darzustellen« und dabei

13 Ebd., Abs. 3.

14 Ebd.

15 Michael Makropoulos: »Historische Semantik und Positivität der Kontingenz. Modernitätstheoretische Motive bei Reinhart Koselleck«, in: Hans Joas/Peter Vogt (Hg.): *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks*, Berlin 2011, S. 481–513, hier S. 482.

16 Ernst Müller/Barbara Picht/Falko Schmieder: »Das 20. Jahrhundert in Grundbegriffen. Lexikon zur politisch-sozialen und kulturellen Semantik in Deutschland«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 63 (2021), S. 7–29, hier S. 10: »Waren die Begriffsgeschichten der GG dominant diachron organisiert, so werden die Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts – allein schon wegen des kürzeren Untersuchungszeitraums und der vergleichenden Ost-West-Perspektive – stärker synchron zu untersuchen sein.«

17 Koselleck: »Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte« (Anm. 10), S. 109. Zur Verhältnisbestimmung zwischen Begriffs- und Sozialgeschichte bei Koselleck vgl. Müller/Schmieder: *Begriffsgeschichte und historische Semantik* (Anm. 3), S. 303–307.

18 Vgl. zum Methodenprofil der Intellektuellengeschichte Daniel Morat: »Intellektuelle und Intellektuellengeschichte«, *Docupedia-Zeitgeschichte*, 20.11.2011, https://docupedia.de/zg/Intellektuelle_und_Intellektuellengeschichte (aufgerufen am 27.05.2024); zur Bedeutung der Sozialfigur des Intellektuellen für das 20. Jahrhundert außerdem jüngst Gangolf Hübinger: »Intellektuelle«, in: Müller/Picht/Schmieder (Hg.): *Das 20. Jahrhundert* (Anm. 12), https://doi.org/10.31267/Grundbegriffe_14863976 (aufgerufen am 28.10.2024).

»breite Darlegungen wissenschaftlicher Ergebnisse mit waghalsigen Hypothesen, metaphysischen Theoriefragmenten, autobiographischen Mitteilungen, persönlichen Glaubensbekenntnissen, ethischen Handlungsanweisungen, zeitpolitischen Diagnosen und gesellschaftlichen Ordnungsmodellen« verbinden,¹⁹ ist zwar keine Erfindung der Weimarer Republik. Aber deren historischen Ausgangsbedingungen, die Zäsur 1918/19 und die bereits von den Zeitgenossen gefürchteten »Gefahren der ›Weltanschauungsnot‹ und der ›Weltanschauungslosigkeit‹, die es sofort auszuräumen gilt«,²⁰ schufen die idealen Bedingungen für die Hochkonjunktur eines Schreibverfahrens, das auf die Stiftung eines ganzheitlichen Orientierungswissens abzielte.²¹ Vice versa zählen weltanschauungsliterarische Texte zu den zentralen Medien öffentlicher intellektueller Kommunikation in der Weimarer Republik im Allgemeinen und mit Blick auf den Europa-Diskurs im Besonderen. Immerhin avancierte Oswald Spenglers weltanschauungsliterarisches Opus magnum *Der Untergang des Abendlandes* (1918/1922) nicht nur zu einem absoluten Bestseller, der »in keinem gebildeten Haushalt der Weimarer Republik fehlen durfte«,²² sondern auch zum zentralen Referenztext des deutschsprachigen Europa-Diskurses. Für eine literaturwissenschaftliche Begriffsgeschichte, die sich für die Semantisierungsprozesse des Europa-Begriffs, seine spezifischen Vertextungsweisen und pragmatischen Funktionalisierungen interessiert, stellen weltanschauungsliterarische Texte damit eine hervorragende Quelle dar.

I. ›EUROPA‹ ALS MOBILISIERUNGS- UND GLAUBENSBEGRIFF

Begriffs-, ideen- oder diskursgeschichtliche Arbeiten zu Europa sind seit langer Zeit Legion, spätestens seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert entstand eine kaum mehr zu überblickende Fülle an Arbeiten, die sich grob unterschiedlichen Konjunkturen zurechnen lassen: Nach dem Zweiten Weltkrieg und mit den wirtschaftlichen Integrations- und politischen Annäherungsmaßnahmen in Europa setzte eine erste Welle ideen- und politikhistorischer Untersuchungen ein, die mehrheitlich einen »unitaristische[n] Impuls« erkennen ließen, insofern sie Europa als eine auf geistigem Wege konstituierte beziehungsweise zu konstituierende Gemeinschaft und als »Klammeridentität« partikularer Identitäten perspektivierten.²³ Einen zweiten konjunkturellen Schub, einen regelrechten Europaenthusiasmus, erlebte die Europäistik im Zuge der Wendejahre 1989/90, sowohl einzel- als auch interdisziplinär. Viele Studien zeigten allerdings latente identifikatorische und präsentistische Tendenzen, da sie implizit von einer weitgehenden Kongruenz aktueller und historischer Semantiken des Europa-Begriffs ausgingen.²⁴ Besonders um die Jahrtausendwende versuchte die Europäistik dann vermehrt, solche analytischen Präsentismen durch Anleihen an der historischen Diskurssemantik zu vermeiden. Für die Untersuchung von europäischen ›Identitäten‹, die seit den 1990er Jahren besonders hoch im Kurs standen,²⁵ bedeutete dies, nicht etwa nach einer überzeitlichen oder gar ›wahren‹ europäischen Identität zu fahnden, sondern vielmehr die vielfältigen und

19 Horst Thomé: »Weltanschauungsliteratur. Vorüberlegungen zu Funktion und Texttyp«, in: Lutz Danneberg/Friedrich Vollhardt (Hg.): *Wissen in Literatur im 19. Jahrhundert*, Tübingen 2002, S. 338–380, hier S. 338.

20 Anna S. Brasch/Christian Meierhofer: »Weltanschauung und Textproduktion. Überlegungen zu einem Verhältnis in der Moderne«, in: dies. (Hg.): *Weltanschauung und Textproduktion. Beiträge zu einem Verhältnis in der Moderne*, Berlin 2020, S. 9–42, hier S. 25.

21 Vgl. zum Totalitätsanspruch der Weltanschauungsliteratur Horst Thomé: »Der Blick auf das Ganze. Zum Ursprung des Konzepts ›Weltanschauung‹ und der Weltanschauungsliteratur«, in: Werner Frick/Susanne Komfort-Hein (Hg.): *Aufklärungen: Zur Literaturgeschichte der Moderne. Festschrift für Klaus-Detlef Müller*, Tübingen 2003, S. 387–401.

22 Peter Sloterdijk: »Weltanschauungsessayistik und Zeitdiagnostik«, in: Bernhard Weyergraf (Hg.): *Literatur der Weimarer Republik 1918–1933*, München 1995, S. 309–339, hier S. 327.

23 Nicolas Detering: »Neuere Europadebatten in den historischen Kulturwissenschaften des 21. Jahrhunderts«, in: Michaela Nicole Raß/Kay Wolfinger (Hg.): *Europa im Umbruch. Identität in Politik, Literatur und Film*, Stuttgart 2020, S. 35–49, hier S. 37. Vgl. als prominentes Beispiel für diesen »unitaristische[n] Impuls« die viele Jahre lang besonders einflussreiche Studie von Heinz Gollwitzer: *Europabild und Europagedanke. Beiträge zur deutschen Geistesgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts*, München 1951. Gollwitzer interessierte sich dezidiert für »Kundgebungen europäischen Gemeinschaftsbewußtseins« (ebd., S. 12).

24 Auf derartige Tendenzen weist kritisch hin Olaf Asbach: »Konstruktionen einer politischen Identität Europas. Dimensionen und Fallstricke eines Diskurses zwischen Wissenschaft und Politik«, in: Ingrid Baumgärtner/Claudia Brinker-von der Heyde/Andreas Gardt u.a. (Hg.): *Nation – Europa – Welt. Identitätsentwürfe vom Mittelalter bis 1800*, Frankfurt a. M. 2007, S. 281–295.

25 Vgl. stellvertretend Gerard Delanty: *Inventing Europe. Idea, Identity, Reality*, London 1995; Rien T. Segers/Reinhold Viehoff (Hg.): *Kultur, Identität, Europa. Über die Schwierigkeiten und Möglichkeiten einer Konstruktion*, Frankfurt a. M. 1999.

disparaten Versuche historischer Akteure aufzuzeigen, eine solche Identität zu konstruieren.²⁶ In diesem Zusammenhang erhielt auch eine lange Zeit vernachlässigte Tradition des Europa-Begriffs erstmals Aufmerksamkeit, nämlich seine Verwendung in dezidiert antiliberalen weltanschaulichen Kontexten.²⁷ Während die (begriffsgeschichtliche) Methodenreflexion in diesen Arbeiten unterschiedlich stark ausgeprägt ist, bemüht sich der Politikwissenschaftler Olaf Asbach am ausführlichsten und systematischsten um die Grundlegung einer »nicht-identifikatorischen Analyse der historischen Semantik Europas«: Mit seiner »systematische[n] Verschränkung von begriffs- und diskursgeschichtlichen, ideen-, sozial- und kulturgeschichtlichen Ansätzen« bezweckt er, die Heterogenität historischer Europa-Entwürfe von der Antike bis ins 17. Jahrhundert gerade nicht ex post zugunsten einer Meistererzählung zu homogenisieren, sondern erhebt sie selbst zum Untersuchungsgegenstand.²⁸

Die Methodenreflexionen der jüngeren Europäistik lassen sich auch für die Semantiken und Verwendungsweisen des Begriffs ›Europa‹ in der Weimarer Republik und damit für eine historische Konstellation fruchtbar machen, die im Vergleich zur politischen und wirtschaftlichen Integration Europas nach 1945 weiterhin weniger intensiv beforscht wird.²⁹ Selbst mit Blick auf die in der Europäistik verhältnismäßig stark repräsentierte Paneuropa-Union des österreichischen Publizisten Richard Graf Coudenhove-Kalergi lassen sich mit dem Ansatz einer interdisziplinären Begriffsgeschichte noch analytische Potentiale erschließen.

Das gilt zum Beispiel für Coudenhoves knapp 200 Seiten lange Monographie *Pan-Europa* von 1923, die als Gründungsdokument und zentrale Programmschrift der Paneuropa-Union gilt und daher in der Forschung auch überwiegend konsultiert wird, um deren Agenda herauszuarbeiten.³⁰ Darüber hinaus lässt sich die *Pan-Europa*-Monographie stärker als bisher aber auch als Weltanschauungsschrift lesen, die den Begriff ›Europa‹ semantisiert bzw. mit dem Neologismus ›Pan-Europa‹ sowie den im Text leitmotivisch wiederholten ›Vereinigten Staaten von Europa‹ in ein erweitertes Begriffsnetz einbettet. Coudenhove selbst bietet explizit terminologische Unterscheidungskriterien an,³¹ hält die Unterteilung in einen geographisch konnotierten Begriff ›Europa‹ und einen politisch konnotierten Begriff ›Paneuropa‹ aber selbst nicht konsequent durch. Stattdessen weisen die Verwendungen von ›Europa‹, ›Pan-Europa‹ und ›Vereinigte Staaten von Europa‹ immer gleichermaßen geographische wie politische Bedeutungsdimensionen auf.

Ein wiederkehrendes Klassifikationsmuster lässt sich dagegen eher in zeitlicher Hinsicht erkennen, insofern die drei Begriffsvarianten wiederholt mit je eigenen zeitlichen Markern versehen werden: ›Europa‹ dient dabei überwiegend zur Benennung eines gegenwärtigen Zustands, den Coudenhove abwertend als »Chaos von Völkern und Staaten, eine Pulverkammer internationaler Konflikte, eine Retorte künftiger Weltkriege«³² expliziert. ›Paneuropa‹ und ›Vereinigte Staaten von Europa‹ dagegen fungieren als Zukunftsbegriffe im Koselleck'schen Sinne: Sie benennen etwas, das es realiter noch nicht gibt, das es aber aus Sicht des Sprechenden, nicht zuletzt markiert durch die Verwendung des spezifischen Begriffs, in Zukunft geben soll.³³

26 Vgl. Ute Frevert: *Eurovisionen. Ansichten guter Europäer im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2003, S. 16; stärker literaturwissenschaftlich gewendet außerdem Daniel Weidner (Hg.): *Figuren des Europäischen. Kulturgeschichtliche Perspektiven*, München/Paderborn 2006.

27 Vgl. Jürgen Elvert: *Mitteleuropa! Deutsche Pläne zur europäischen Neuordnung (1918–1945)*, Stuttgart 1999; Vanessa Conze: *Das Europa der Deutschen. Ideen von Europa und Deutschland zwischen Reichstradition und Westorientierung (1920–1970)*, München 2005; Guido Müller: *Europäische Gesellschaftsbeziehungen nach dem Ersten Weltkrieg. Das Deutsch-Französische Studienkomitee und der Europäische Kulturbund*, München 2005; Christian Bailey: *Between Yesterday and Tomorrow. German Visions of Europe 1926–1950*, New York/Oxford 2013; Dieter Gosewinkel (Hg.): *Anti-liberal Europe. A Neglected Story of Europeanization*, New York 2015; Heise: *Das ‚andere‘ Europa der Schriftsteller* (Anm. 9).

28 Olaf Asbach: *Europa – vom Mythos zur Imagined Community? Zur historischen Semantik „Europas“ von der Antike bis ins 17. Jahrhundert*, Hannover 2011, hier S. 26 f.

29 Das schlägt sich auch aktuell nieder im Lexikonartikel Patel: »Europa« (Anm. 12), in dem die Weimarer Republik im Vergleich zur Vorgeschichte und zur Zeit nach 1945 verhältnismäßig kurz behandelt wird.

30 Die Forschung zum Komplex Paneuropa fokussierte meist entweder auf die Geschichte der Paneuropa-Union oder auf die Biographie Coudenhove-Kalergis; vgl. Vanessa Conze: *Richard Coudenhove-Kalergi. Umstrittener Visionär Europas*, Gleichen/Zürich 2004; Anita Pretenthaler-Ziegerhofer: *Botschafter Europas. Richard Nikolaus Coudenhove-Kalergi und die Paneuropa-Bewegung in den zwanziger und dreißiger Jahren*, Wien/Köln/Weimar 2004. Coudenhove konzipierte ›Pan-Europa‹, dessen Verwirklichung er durch die Paneuropa-Union anstrebte, als politischen und wirtschaftlichen Zusammenschluss aller europäischen Staaten unter Ausschluss von Großbritannien und Russland, aber inklusive sämtlicher Kolonien der westeuropäischen Staaten.

31 Vgl. Richard Coudenhove-Kalergi: *Pan-Europa*, Wien 1923, S. 37: »Den politischen Begriff Europa nenne ich zur Unterscheidung von seinem geographischen Doppelgänger: Pan-Europa.«

32 Ebd., S. 23.

33 Vgl. ebd., S. 153: »Die Krönung der paneuropäischen Be-

Wie sich an diesen variierenden zeitlichen Markern erkennen lässt, semantisiert Coudenhove das Begriffsfeld Europa doppelt – als vom Untergang bedroht und gleichzeitig zukunftssträchtig – und stellt es damit in ein typisch kulturkritisches Spannungsfeld aus »Verfallsdiagnose und Erlösungshoffnung«.³⁴ In Abgrenzung von Oswald Spenglers morphologischem Geschichtsmodell im *Untergang des Abendlandes*, das Kulturen lebensaltermetaphorisch in Phasen der Geburt, Jugend, Adoleszenz und des Sterbens unterteilt,³⁵ konstatiert Coudenhove: »Europa stirbt nicht an Altersschwäche, sondern daran, daß seine Bewohner einander mit den Mitteln moderner Technik totschiessen und zugrunderichten.«³⁶ Auch die fatalistische Technik- und Zivilisationsemphase Spenglers, der mit dem von ihm prophezeiten Untergang des Abendlandes die Hoffnung auf einen imperialistischen Wiederaufstieg Deutschlands verknüpft hatte,³⁷ teilt Coudenhove somit nicht. Stattdessen fungiert bei ihm als Erlösungshoffnung der Zukunftsbegriff ›Paneuropa‹, dem bereits im Vorwort die räumlichen Gegenbegriffsfelder Westen/Amerika und Osten/Russland gegenübergestellt werden: »Weder der Westen noch der Osten will Europa retten: Rußland will es erobern – Amerika will es kaufen. Durch diese Skylla der russischen Militärdiktatur und die Charybdis der amerikanischen Finanzdiktatur führt nur ein schmaler Weg in eine bessere Zukunft. Dieser Weg heißt Pan-Europa und bedeutet: Selbsthilfe durch Zusammenschluß Europas zu einem politisch-wirtschaftlichen Zweckverband.«³⁸

Diese Konstellierung variiert einerseits das in der Weimarer Republik verbreitete Gegenbegriffspaar ›Abendland‹ versus ›Westen‹ und setzt an die Stelle des ›Abendlandes‹ den emphatischen Begriff ›Paneuropa‹.³⁹ Durch dessen Verortung in einem

streben wäre die Konstituierung der Vereinigten Staaten von Europa nach dem Muster der Vereinigten Staaten von Amerika.«

34 Brasch/Meierhofer: »Weltanschauung und Textproduktion« (Anm. 20), S. 17.

35 Vgl. Oswald Spengler: *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte*, Bd. 1, Wien/Leipzig 1918.

36 Coudenhove: *Pan-Europa* (Anm. 31), S. VIII.

37 Vgl. Spengler: *Untergang des Abendlandes* (Anm. 35), S. 52–54. Vgl. dazu Barbara Beßlich: »Untergangs-Missverständnisse. Spenglers literarische Provokation und Deutungen der Zeitgenossen«, in: Manfred Gangl/Gilbert Merlio/Markus Ophälders (Hg.): *Spengler – Ein Denker der Zeitenwende*, Frankfurt a. M. 2009, S. 29–51.

38 Coudenhove: *Pan-Europa* (Anm. 31), S. XI.

39 Vgl. zu diesem Gegenbegriffspaar in der Weimarer Republik jüngst Jasper M. Trautsch: »Westen, Abendland«, in: Müller/Picht/Schmieder (Hg.): *Das 20. Jahrhundert* (Anm.

räumlich codierten existentiellen Bedrohungsszenario (»Militärdiktatur« oder »Finanzdiktatur«) wird ihm über die geographische und politische Bedeutungsdimension hinaus ein dezisionistischer Handlungsimpuls eingeschrieben. Dieser wird am Schluss des Textes noch intensiviert, wenn als neuer Gegenbegriff zu ›Pan-Europa‹ ›Anti-Europa‹ eingeführt wird: »Es muß eine klare Scheidung eintreten zwischen Pan-Europäern und Anti-Europäern, zwischen Freunden und Gegnern der Föderation. Sobald die Pan-Europäer in allen Parlamenten des Erdteiles die Mehrheit erlangen, ist die Durchführung des Zusammenschlusses gesichert.«⁴⁰ Die Freund-Feind-Rhetorik des Vorworts wird hier einerseits wiederaufgegriffen und bildet so formal eine Klammer um die gesamte *Pan-Europa*-Schrift, sie wird andererseits aber auch über bestimmte geopolitische Konkurrenzkräfte hinaus generalisiert und radikalisiert: Als feindlich erscheint nun jeder, der sich nicht zu ›Paneuropa‹ bekennt.

Diese Aufforderung zum Bekenntnis verweist auf eine pragmatische Dimension, auf einen zentralen Funktionszusammenhang des Europa-Begriffs: die Mobilisierung potentieller Anhänger. Immerhin bezeichnet ›Paneuropa‹ nicht nur in kontinentaler Hinsicht einen zu errichtenden ›politisch-wirtschaftlichen Zweckverband‹ als Friedenssicherungsinstrument, sondern auch eine Gruppierung, die Coudenhove zur Propagierung und politischen Lobbyarbeit ins Leben ruft: die Paneuropa-Union. Die Freund-Feind-Rhetorik kann somit einerseits gewiss als suggestive Strategie gelesen werden, Rezipienten von der inhaltlichen Richtigkeit und Notwendigkeit seines in die Zukunft zielenden Paneuropa-Begriffs mitsamt der geographischen und politischen Bedeutungsdimensionen zu überzeugen; andererseits aber zielt sie sehr viel unmittelbarer auf die Gewinnung von Anhängerschaft für die Paneuropa-Union in der Gegenwart. Von Bekenntnishaftigkeit kann hier durchaus im religiösen Sinne gesprochen werden, wenn man berücksichtigt, wie explizit Coudenhove den zwischen Gruppenbezeichnung und Zukunftsvision oszillierenden Paneuropa-Begriff zu einer Art Glaubensbegriff überhöht:

»Ob ein Gedanke Utopie bleibt oder Realität wird, hängt gewöhnlich von der Zahl und der Tatkraft seiner Anhänger ab. Solange an Pan-Europa Tausende glauben – ist es Utopie; wenn erst Millionen daran glauben – ist es politisches Programm; sobald

12), https://doi.org/10.31267/Grundbegriffe_52409580 (aufgerufen am 28.10.2024).

40 Coudenhove: *Pan-Europa* (Anm. 31), S. 166 f.

hundert Millionen daran glauben – ist es verwirklicht. Die Zukunft Pan-Europas hängt also davon ab, ob die ersten tausend Anhänger die Glaubens- und Werbekraft besitzen, um Millionen zu überzeugen und die Utopie von gestern in eine Wirklichkeit von morgen zu verwandeln.«⁴¹

Die pragmatische Dimension des Paneuropa-Begriffs, die Funktionalisierung als Mobilisierungs- und Glaubensbegriff, schlägt die Brücke von der Begriffs- zur Sozialgeschichte und verweist auf einen übergreifenden Trend. Die Verwendung des Europa-Begriffs im Kontext intellektueller Vergemeinschaftungen bei Coudenhove und seiner Paneuropa-Union ist kein Einzelfall, sondern in der Weimarer Republik vielfach zu beobachten. Es entstanden nach 1918 zahlreiche Vereine, Bünde, Unionen, Schulen etc., also mal stärker, mal schwächer institutionalisierte Gruppierungen, die sich meist um eine (mehr oder weniger) charismatische Intellektuellenfigur herum zusammenfanden, in der Regel ein eigenes Publikationsorgan herausgaben und sich dem Thema Europa, genauer: der Semantisierung des Europa-Begriffs unter den Bedingungen einer als krisenhaft erlebten Gegenwart verschrieben.⁴²

Das führte zu einem erheblichen Konkurrenzdruck zwischen den Gruppierungen, die mit unterschiedlichen Weltanschauungsangeboten um Anhängerschaft warben. Dass dieser sozialhistorisch zu beobachtende Konkurrenzdruck in unmittelbarer Relation zur Verwendung und Semantisierung des Europa-Begriffs stand, zeigt sich besonders anschaulich am spannungsreichen Verhältnis zwischen der Paneuropa-Union Coudenhoves und einer anderen Intellektuellen-Gruppierung, dem 1922 von Karl Anton Prinz Rohan in Wien gegründeten Kulturbund. Die Ähnlichkeiten zwischen diesen beiden Gruppen sind frappierend und vereinzelt Gegenstand der Forschung geworden.⁴³ Beide wurden von hoch-

adligen und sendungsbewussten österreichischen Privatiers gegründet und geleitet, beide gaben eine eigene Zeitschrift heraus (Coudenhove die Zeitschrift *Pan-Europa*, Rohan die *Europäische Revue*), beide dehnten ihren Aktionsradius schnell auf große Teile Europas aus, beide zielten zur Vermeidung eines weiteren Kriegs auf die Etablierung einer neuen politischen und sozio-kulturellen Ordnung in Europa. Und, vielleicht am wichtigsten, beide zielten zur Unterstützung ihres Vorhabens auf die gleiche soziale Trägerschaft: öffentliche Intellektuelle und Funktionseliten aus Politik, Wirtschaft und Kultur.⁴⁴ Zwar gab es auch programmatische Differenzen – so lehnte Rohan, anders als Coudenhove, den Völkerbund kategorisch ab und präferierte in politischer Hinsicht ein von Othmar Spann inspiriertes ständestaatliches Modell,⁴⁵ während Coudenhove ›Pan-Europa‹ auf der Basis moderner Nationalstaaten konzipierte –, allerdings lesen sich Coudenhoves *Pan-Europa*-Monographie und Rohans ebenfalls 1923 erschienene Weltanschauungsbroschüre *Europa. Streiflichter* passagenweise wie Doppelgänger.

So stimmen beide Texte darin überein, dass die politische Größe der Nation durch eine zu etablierende künftige Ordnung Europas nicht ersetzt werden dürfe, sondern vielmehr deren Basis bilden müsse. Bei Coudenhove heißt es: »Gelingt es diesem paneuropäischen Kulturgefühl, sich durchzusetzen, so wird jeder gute Deutsche, Franzose, Pole und Italiener auch ein guter Europäer sein.«⁴⁶ Und bei Rohan liest man: »Es müssen sich also die Völker zu einer politischen Einheit finden. Und dies ist nur möglich auf dem Wege

gedanken und seiner Wirkung in der Zwischenkriegszeit am Beispiel der Konzepte Richard Coudenhove-Kalergis«, in: Jürgen Elvert/Jürgen Nielsen-Sikora (Hg.): *Leitbild Europa? Europabilder und ihre Wirkungen in der Neuzeit*, Stuttgart 2009, S. 119–125; Anita Pretenthaler-Ziegerhofer: »Europa-Utopien. Paneuropa, Kulturbund und die Idee einer paneuropäischen Akademie«, in: *Historische Mitteilungen* 24 (2011), S. 206–221.

41 Ebd., S. XII.

42 Dina Gusejnova zählt für das Jahrzehnt nach dem Ersten Weltkrieg 13 Zeitschriften, Reinhard Frommelt 14 Vereine in Deutschland und Österreich, die sich zur Reflexion über Europa mit wahlweise politischem, wirtschaftlichem oder kulturellem Fokus gründeten; vgl. Dina Gusejnova: »Adel als Berufung. Adlige Schriftsteller im deutschsprachigen Europadiskurs, 1919–1945«, in: Eckart Conze/Wencke Meteling/Jörg Schuster u. a. (Hg.): *Aristokratismus und Moderne. Adel als politisches und kulturelles Konzept, 1890–1945*, Köln/Weimar/Wien 2013, S. 252–280, hier S. 259–261; Reinhard Frommelt: *Paneuropa oder Mitteleuropa. Einigungsbestrebungen im Kalkül Deutscher Wirtschaft und Politik 1925–1933*, Stuttgart 1977, S. 100–107.

43 Vgl. Vanessa Conze: »Leitbild ›Paneuropa‹? Zum Europa-

44 Vgl. Tillmann Heise: »›Konservative Revolution‹ transnational? Der Kulturbund und die *Europäische Revue* als Beispiel für einen europäischen Antiliberalismus der Zwischenkriegszeit«, in: *Brücken. Zeitschrift für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft* 29 (2022), S. 59–76; Guido Müller: »Jenseits des Nationalismus? ›Europa‹ als Konzept grenzübergreifender adlig-bürgerlicher Elitendiskurse zwischen den beiden Weltkriegen«, in: Heinz Reif (Hg.): *Adel und Bürgertum in Deutschland*, Bd. 2: *Entwicklungslinien und Wendepunkte im 20. Jahrhundert*, Berlin 2001, S. 235–268.

45 Vgl. zu Rohans Programmatik Nils Müller: »Karl Anton Rohan (1898–1975). Europa als antimoderne Utopie der Konservativen Revolution«, in: *Jahrbuch für Europäische Geschichte* 12 (2011), S. 179–203.

46 Coudenhove: *Pan-Europa* (Anm. 31), S. 144.

eines Übernationalismus, der vom guten Deutschen, Franzosen usw. zum guten Europäer führt.«⁴⁷ Bis in die Formulierung und das unmarkierte Nietzsche-Zitat (›guter Europäer‹)⁴⁸ hinein decken sich hier die Vorstellungen einer harmonischen Koexistenz von nationaler und europäischer Identität, die in beiden Texten zudem unter Rückgriff auf ähnliche Metaphern zu einem Basis-Überbau-Verhältnis konstellierte werden: »Das paneuropäische Gemeinschaftsgefühl, der europäische Patriotismus muß Platz greifen als Krönung und Ergänzung des Nationalgefühls«,⁴⁹ formuliert Coudenhove, und Rohan fordert, die Krönungs- durch eine Palastmetaphorik ersetzend, dass »auf den nationalen Autonomien als Säulen, auf den heutigen Staaten als Kapitälern die neue große Kuppel gewölbt werden müsse[]: Die Vereinigten Staaten von Europa«. ⁵⁰ Über das Bekenntnis zur politischen und kulturellen Ordnungsgröße der Nation hinaus kommen sich Coudenhove und Rohan also auch in der affirmativen Verwendung des Zukunftsbegriffs ›Vereinigte Staaten von Europa‹ sehr nah.⁵¹

Diese Nähe zwischen den Europa-Programmatiken von Paneuropa-Union und Kulturbund wurde insbesondere aus der Sicht Rohans als Nachteil im Konkurrieren um Anhängerschaft und öffentlichkeitswirksame Gewährleute empfunden, wie nachgelassene, bislang nicht edierte Briefen Rohans an den österreichischen Kulturbund-Sekretär Friedrich Schreyvogel erhellen. Im April 1926 hatte sich Ignaz Seipel, der zwischen 1922 und 1924 christlich-sozialer Bundeskanzler der Republik Österreich und seit 1925 leitendes Mitglied des Kulturbundes war, zusätzlich noch zum Präsidenten der Paneuropa-Union in Österreich ernennen lassen.⁵² Gegenüber Schreyvogel verurteilt Rohan Seipels Entscheidung scharf als

illoyal und befürchtet, dass diese als Signalwirkung für konservativ-katholische Kreise dienen könnte, sich eher der Paneuropa-Union als dem Kulturbund zuzuwenden.⁵³ Besonders deutlich wird die Konkurrenzsituation, wenn Rohan den Kulturbund gegenüber der Paneuropa-Union in einer »Offensivstellung« verortet und am Beispiel Seipels sein Denken in Freund-Feind-Schemata offenbart: So fordert er etwa Schreyvogel dazu auf, ein Treffen mit Seipel zu arrangieren, denn er müsse »bald Klarheit darüber haben, wie Seipel steht, um ihn gelegentlich selbst in der [Europäischen] Revue angreifen zu lassen, falls sich dies als notwendig herausstellen sollte«. ⁵⁴ Beinahe paranoide Tendenzen lassen sich bei Rohan erkennen, wenn er über die Beweggründe für Seipels Eintritt in die Paneuropa-Union reflektiert und dabei eine mögliche Unterwanderung und ›feindliche Übernahme‹ der Paneuropa-Union zugunsten des Kulturbundes ins Spiel bringt.⁵⁵

Auch auf programmatischer Ebene sah sich Rohan zur Distinktion von Coudenhove gezwungen: So adressiert er etwa in einer Glosse in der von ihm herausgegebenen *Europäischen Revue* explizit die Verwechslungsgefahr zwischen den beiden Gruppierungen, die daher rühre, dass sie »zu einer Zeit in die Öffentlichkeit getreten [seien], in der der Begriff ›Europa‹ noch keineswegs populär war«. ⁵⁶ In der Gegenwart des Jahres 1926 allerdings, also nach den Locarno-Verträgen, »da Führer und öffentliche Meinung der Welt allen Ernstes dieses Ziel Europa

47 Karl Anton Rohan: *Europa. Streiflichter*, Leipzig 1923, S. 36 f.

48 Vgl. zur Figur des ›guten Europäers‹ in Nietzsches Werk Enno Rudolph: »Nietzsches Europa«, in: Renate Reschke/Volker Gerhardt (Hg.): *Nietzsche und Europa – Nietzsche in Europa*, Berlin 2007, S. 45–52.

49 Coudenhove: *Pan-Europa* (Anm. 31), S. 166.

50 Rohan: *Europa* (Anm. 47), S. 37.

51 Dass diese Nähe womöglich kein Zufall ist, sondern aus einem Austausch der beiden Autoren erwachsen sein könnte, deutet ein späterer Text Rohans an, in dem er Kritik an Coudenhoves Paneuropa-Programm übt. In einer Fußnote heißt es dort: »Die folgenden Bedenken habe ich Coudenhove, soweit dies damals möglich war, mündlich vorgebracht, als er vor Niederschrift ›Pan-Europas‹ so freundlich war, mir seine Grundgedanken auseinandersetzen.« Karl Anton Rohan: »Glossen des Herausgebers. Paneuropa«, in: *Europäische Revue* 1 (1926), S. 349–353, hier S. 350.

52 Vgl. o. A.: »Paneuropäische Union«, in: *Neue Freie Presse*, 25.04.1926, S. 10.

53 Vgl. Karl Anton Rohan an Friedrich Schreyvogel, 28.04.1926, in: *Nachlass Friedrich Schreyvogel*, Wienbibliothek im Rathaus, I.N. 190.203, S. 1: »Ich finde es grotesk und ein Zeichen vollständigen Mangels an politischem Stil, dass einer der Herausgeber des ›Abendlandes‹, in dem ein für allemal mit Pan-Europa abgerechnet worden ist, nunmehr Präsident des Wiener Komités wird, das, wie Du weisst, das erste bestehende Komité am Kontinent ist. [...] Und da ist es gerade Seipel, der der ganzen Sache ein europäisches Relief gibt. Selbstverständlich wird nun das ganze Zentrum mitmachen und unsere Offensivstellung dadurch diskreditieren. Ich finde es durchaus unloyal und einen Beweis dafür, dass es schwer ist, mit Oesterreichern Politik zu machen.«

54 Ebd.

55 Vgl. ebd.: »Tritt Seipel nur formell in die Pan-Europa-Bewegung ein, ohne das Steuer in die Hand zu nehmen, und die ganze Bewegung mit einem Ruck unter Drohung seines Austrittes in unser Lager zu bringen, so werde ich wohl dafür sorgen müssen, dass er öffentlich erfährt, was für eine kapitale Dummheit er gemacht hat, und ich würde dies mit einigem Nachdruck tun können, da mir hier nicht nur die deutsche Rechte, sondern, wenn es not tut, die ganzen romanischen und auf die englische Politik eingestellten Länder zur Verfügung stehen.«

56 Rohan: »Glossen des Herausgebers« (Anm. 51), S. 349.

anzustreben beginnen«, hält Rohan eine deutlichere Markierung der Unterschiede zwischen Paneuropa-Union und Kulturbund für notwendig, weil in seinen Augen »beide eigentlich nichts miteinander gemein haben außer einem sehr allgemeinen Zielbegriff: ›Europa«.⁵⁷

Die Abgrenzung nimmt Rohan in der Folge selbst vor, indem er am gemeinsamen, »allgemeinen Zielbegriff ›Europa« ansetzt, um diesen mittels semantischer Zuschreibungen ausdifferenzieren.⁵⁸ Bezeichnenderweise zielt Rohans Begriffsarbeit dabei weniger auf die Konturierung eines eigenen, positiven Europa-Begriffs als vielmehr auf die ›Fremd«-Semantisierung des von Coudenhove für sich beanspruchten Paneuropa-Begriffs, dem Rohan die politische Festlegung auf einen demokratischen Liberalismus zuschreibt und daraus dessen vermeintlich fehlende Zukunftsfähigkeit ableitet:

»Coudenhove geht offenbar Demokratie über alles. Gegen persönlichen Geschmack wäre nichts einzuwenden. Aber er begründet sein ganzes Paneuropa auf der Annahme, daß Demokratie das europäische System von morgen sei. Wohlverstanden: Demokratie im Sinne der heutigen demokratischen Parteien, im Sinne der liberalen Doktrin. [...] Liberalismus im alten Sinne stirbt von innen mangels Lebensberechtigung. Wer aber auf etwas Sterbendem Zukunft aufbaut wie dies Paneuropa tut, verurteilt sich meist zum Mitsterben.«⁵⁹

Bemerkenswert ist hier nicht, dass Rohan den Liberalismus politisch für überkommen hält – daraus macht er in seinen publizistischen Äußerungen selten einen Hehl –, sondern dass er Coudenhove ein parteipolitisch zu taxierendes Bekenntnis zur liberalen Demokratie als ›europäische[m] System von morgen« zuschreibt. Dieses nämlich findet sich bei Coudenhove selbst gar nicht, der eher eine ausgeprägte Faszination für Mussolini und unverhohlene Sympathien für neoaristokratische Herrschafts- und Gesellschaftsmodelle erkennen lässt;⁶⁰ so wie Rohan selbst auch.⁶¹ Das heißt: Rohan semantisiert den Begriff Paneuropa in weltanschaulicher Hinsicht viel libe-

ral-demokratischer als Coudenhove selbst, und er tut dies nicht, um als wohlwollender Coudenhove-Exeget eine variierte Lesart anzubieten, sondern um den Paneuropa-Begriff insgesamt zu diskreditieren. Zugleich kann er damit auf die semantische Ausdifferenzierung eines eigenen Europa-Begriffs weitgehend verzichten. Dieser erscheint dank des konstruierten Gegenbegriffs ›Paneuropa« ohnehin ex negativo als die einzig überlebensfähige, weil nicht »mangels Lebensberechtigung« zum »Mitsterben« verurteilte Zukunftsoption. Wohlgemerkt nicht, weil er den politisch ausgefeilteren Plan bereithielte – ganz im Gegenteil –, sondern allein deswegen, weil er ideengeschichtlich nicht an die Tradition des Liberalismus anknüpft. Die Bedeutungszuschreibungen sind somit eingebettet in einen größeren politisch-weltanschaulichen Diskurszusammenhang, der die Legitimität des Liberalismus insgesamt zur Debatte stellt. Rohans ex negativo entwickelter Europa-Begriff lässt sich daher mit Benjamin Gittel auch als »Geocode« beschreiben, also als »wesentlicher Bestandteil eines geokulturellen Deutungsmusters«, mit dem »die kulturelle Identität verhandelt, die Vergangenheit einer Kultur gedeutet und ihre Zukunft entworfen« wird.⁶²

II. ›EUROPA« ALS GEOCODE: HERMANN GRAF KEYSERLINGS »DAS SPEKTRUM EUROPAS« (1928)

Die Funktionalisierung des Begriffs ›Europa« als variabel semantisierbarer Geocode erfreute sich in den Weltanschauungsdiskursen der Weimarer Republik großer Beliebtheit, was hier nicht in extenso dargestellt werden kann.⁶³ Anhand eines seinerzeit enorm populären und breit besprochenen weltanschauungsliterarischen Textes soll aber zumindest ein exemplarischer Eindruck davon vermittelt werden: Es handelt sich um die knapp 500 Seiten lange Monographie *Das Spektrum Europas* Hermann Graf Keyserlings, die allein zwischen 1928 und 1931 in insgesamt fünf Auflagen zunächst im auf Weltanschauungsliteratur spezialisierten Heidelberger Niels Kampmann Verlag und dann in der Deutschen Verlags-Anstalt erschien.⁶⁴ Während der Text in der

57 Ebd.

58 Vgl. ebd.: »Europa und Europäertum, Paneuropa und Paneuropäertum scheinen dasselbe zu sein, sind es aber nicht.«

59 Ebd., S. 352 f.

60 Vgl. Conze: *Umstrittener Visionär Europas* (Anm. 30), S. 12 f.

61 Vgl. Müller: »Karl Anton Rohan« (Anm. 45).

62 Benjamin Gittel: »Geocodes. Zu Struktur und Funktionsweise geokultureller Deutungsmuster in der Zwischenkriegszeit«, in: *Kulturpoetik* 23 (2023), S. 182–205, hier S. 185.

63 Vgl. dazu Heise: *Das ‚andere‘ Europa der Schriftsteller* (Anm. 9).

64 Während die ersten vier Auflagen bei Kampmann in Heidelberg erschienen, wechselte Keyserling mit der fünften Auflage in die Deutsche Verlags-Anstalt; vgl. Hermann Keyserling: *Das Spektrum Europas*, 5., erw. Aufl., Stuttgart

Spätphase der Weimarer Republik nach Spenglers *Untergang des Abendlandes* als wichtigste weltanschauliche Europa-Monographie gelten konnte, ist er heute – weitgehend in Vergessenheit geraten – wie sein Autor Keyserling auch.⁶⁵ Dieser weckt bestenfalls noch Assoziationen zum deutlich bekannteren, über mehrere Ecken verwandten Schriftsteller Eduard von Keyserling, spielt ansonsten in der Literaturgeschichte aber höchstens eine untergeordnete Rolle.⁶⁶

Keyserlings ›Nachleben‹ steht so gesehen in einem asymmetrischen Verhältnis zu seiner zeitgenössischen Bekanntheit. Geboren 1880 als Spross eines alten deutsch-baltischen Adelsgeschlechts, lebte Keyserling nach einem Studium der Geologie in Genf, Heidelberg und Wien nach der Jahrhundertwende als Privatier und freier Schriftsteller auf dem Familienanwesen im heutigen Estland und unternahm in den Jahren 1911/12 eine Weltreise, deren Erlebnisse er in seinem 1919 erschienenen *Reisetagebuch eines Philosophen* verarbeitete.⁶⁷ Dieses weltanschau-

ungsliterarische *Reisetagebuch* machte Keyserling schlagartig einer größeren Öffentlichkeit in der jungen Weimarer Republik als Dichterphilosoph bekannt.⁶⁸ Gesteigert wurde seine Bekanntheit zusätzlich durch die sogenannte Schule der Weisheit, einen semi-institutionalisierten Intellektuellenzirkel, den Keyserling nach seiner Flucht vor der Russischen Revolution 1920 unter Patronage des ehemaligen Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt auf der Darmstädter Mathildenhöhe gegründet hatte.⁶⁹ Ungeachtet ihrer durchaus verschrobenen, esoterischen Programmatik avancierte die Schule der Weisheit in den 1920er Jahren zu einem wichtigen Zentrum für den Austausch namhafter, zumeist kulturkritischer Intellektueller.⁷⁰ Ähnlich wie Coudenhove und Rohan kombinierte also auch Keyserling Gruppenbildung mit Weltanschauungsproduktion, erreichte mit seinem *Spektrum Europas* allerdings eine deutlich größere Leserschaft. Aus heutiger Sicht mag dieser Verkaufserfolg angesichts der eigentümlichen Faktur des *Spektrums* verwundern, im Zeitkontext hingegen ist er als Teil einer Hochkonjunktur von Weltanschauungsliteratur à la Oswald Spengler so verwunderlich nicht.

Im Erstdruck von 1928 widmet sich das *Spektrum* in je eigenen, unterschiedlich langen Kapiteln elf Nationen beziehungsweise Regionen Europas, gerahmt von einer Einführung, die Erkenntnisinteresse und Vorgehen skizziert, sowie einem abschließenden Kapitel mit Resümee-Charakter, das schlicht ›Europa‹ übertitelt ist. Die Reihenfolge der einzelnen Kapitel lässt keine stringente Struktur oder kohärentes Muster erkennen, sondern erweckt in geographischer Hinsicht eher den Eindruck einer Zick-Zack-Tour durch Europa: Von England geht es über Frankreich und Spanien nach Deutschland, von dort nach Italien, Ungarn, die Schweiz, die Niederlande und Schweden und zuletzt ins Baltikum und auf den Balkan.⁷¹

1931.

65 Keyserling ist sowohl in der Philosophie als auch der Literaturwissenschaft eine Randgestalt, was sich in seiner Erforschung widerspiegelt. Die umfangreichsten, aber zuweilen etwas zu unkritischen Arbeiten stammen von der Philosophin Ute Gahlings, die sich große Verdienste bei der Erschließung des Keyserling-Nachlasses in Darmstadt erworben hat; vgl. Ute Gahlings: *Hermann Graf Keyserling. Ein Lebensbild*, Darmstadt 1996; dies.: »An mir haben die Nazis beinahe ganze Arbeit geleistet. Über den Umgang der Nationalsozialisten mit Hermann Graf Keyserling«, in: Frank-Lothar Kroll (Hg.): *Deutsche Autoren des Ostens als Gegner und Opfer des Nationalsozialismus. Beiträge zur Widerstandsproblematik*, Berlin 2000, S. 47–74.

66 Die Literaturwissenschaft interessierte sich, wenn überhaupt, für Keyserling in komparatistischer oder interkultureller Perspektive, arbeitete dabei allerdings Keyserlings essentialistisches Kulturverständnis nicht deutlich genug heraus; vgl. László V. Szabó: »Transkulturalität in Hermann von Keyserlings *Reisetagebuch eines Philosophen*«, in: Andrea Bánffii-Benedek/Boszák Gizella/János-Szatmári Szabolcs u. a. (Hg.): *Netzwerke und Transferprozesse. Beiträge der VII. Internationalen Germanistentagung an der Christlichen Universität Partium Großwardein/Nagyvárad/Oradea, 8.–9. September 2016*, Wien 2018, S. 204–217; Anna Dąbrowska: »Inter- und ›transkulturelle‹ Aspekte in *Das Spektrum Europas* von Graf Hermann Keyserling«, in: Katarzyna Jaśtał/Agnieszka Palej (Hg.): *Transkulturelle Perspektiven. Die deutschsprachige Literatur der Moderne in ihren Wechselwirkungen*, Krakau 2009, S. 161–172; Hugo Dyserinck: »Die Bedeutung Hermann Keyserlings aus der Sicht einer europäischen Komparatistik«, in: Michael Schwidtal/Jaan Undusk (Hg.): *Baltisches Welterlebnis. Die kulturgeschichtliche Bedeutung von Alexander, Eduard und Hermann Graf Keyserling*, Heidelberg 2007, S. 367–377; Stawomir Lesniak: »Graf Hermann Keyserling und Europa«, in: *German Life and Letters* 58 (2005), S. 293–305.

67 Hermann Keyserling: *Das Reisetagebuch eines Philosophen*, 2 Bde., Darmstadt 1919.

68 Zum Leben und Wirken Keyserlings vgl. insgesamt Gahlings: *Keyserling. Ein Lebensbild* (Anm. 65).

69 Vgl. ebd., S. 120 f.

70 Vgl. ebd., S. 159 f.; außerdem Dina Gusejnova: *European Elites and Ideas of Empire, 1917–1957*, Cambridge 2016, S. 123. Zu den Rednern auf den jährlichen Tagungen der Schule der Weisheit zählten unter anderem die Kulturphilosophen Ernst Troeltsch und Max Scheler, der Psychologe C. G. Jung, die Theologen Friedrich Gogarten und Martin Dibelius, der Rabbiner Leo Baeck sowie der elsässische Schriftsteller Otto Flake; vgl. die Übersicht über die Tagungen der Schule der Weisheit in Hermann Keyserling/Oskar A. H. Schmitz: *Sinnsuche oder Psychoanalyse. Briefwechsel aus den Tagen der Schule der Weisheit*, hg. von Goedela Keyserling, Darmstadt 1970, S. 142–145.

71 Vgl. Hermann Keyserling: *Spektrum Europas*, Heidelberg 1928, Inhaltsverzeichnis. Nachweise hieraus im Folgenden mit Angabe der Seitenzahl direkt im Text.

Anders als noch in seinem *Reisetagebuch eines Philosophen*, in dem die Beschreibungen der faktischen Reiserichtung ostwärts einmal um den Globus entspricht,⁷² spiegelt das *Spektrum* auf den ersten Blick keine planvolle Europareise wider. Vielmehr scheint das Arrangement der Kapitel zufällig, assoziativ zustande gekommen.

Auch gattungstypologisch lässt sich der Text nicht eindeutig bestimmen: Es ist weder ein Reisebericht noch eine wissenschaftliche ethnologische Abhandlung noch ein Roman. Eher hat man es mit einem komplexen Texthybrid aus Gegenwartsdiagnostik, ›Völkerpsychologie‹, Kulturkritik und Zukunftsvision zu tun, immer wieder durchwoben mit persönlichen Anekdoten. Der pragmatische Status ist ebenso ambig: Es ist kein genuin fiktionaler Text, dafür erhebt er zu deutlich einen Erklärungs- und Deutungsanspruch für die außertextuelle Wirklichkeit. *Das Spektrum Europas* allein faktual zu lesen jedoch scheint nicht minder problematisch: Seine kaskadenhaften ›völkerpsychologischen‹ Diagnosen, darunter unzählige apodiktische Setzungen wie »unter wurzelechten Spaniern gibt es keine Proleten« (96 f.), lassen sich schwerlich auf ihren Wahrheits- oder Wirklichkeitsgehalt hin überprüfen.⁷³ Adäquater scheint ein Rezeptionsansatz, der sich dem Text über seine Schreibweisen nähert und die Genremerkmale weltanschauungsliterarischer Texte präsent hält, die für gewöhnlich einen prononcierten Weiterklärungsgestus mit Argumentations- und Kompositionsverfahren kombinieren, die weniger auf kausallogische Stringenz denn auf affektive Persuasion abzielen.⁷⁴ Ein plastisches Beispiel dafür ist bereits die von Keyserling in der Einführung

erwähnte Vorgehensweise der »Spektralanalyse« (15), die sich im Titel des Buches, *Das Spektrum Europas*, widerspiegelt.

Mit der in der Physik, Chemie und Astronomie verwendeten Methode der Spektralanalyse lassen sich alle Formen der Strahlung in ihre Einzelteile zerlegen und deren Wert exakt messen, etwa so, wie man weißes Licht in seine Spektralfarben aufgliedern kann. Die Analogie liegt insofern nahe, als Keyserling in seinem Buch das als Einheit verstandene Europa in seine Teile, also seine Einzelnationen und -regionen, aufzugliedern und deren Stellenwert innerhalb des Gesamtgefüges zu bestimmen versucht. Durch die Bezeichnung des eigenen Analyseprogramms als Spektralanalyse entsteht eine spürbare Spannung zwischen dem Anspruch des Textes auf wissenschaftliche Genauigkeit und Trennschärfe einerseits und Keyserlings in der Einleitung ebenso offengelegten produktionsästhetischen Vorgehen andererseits, das vom Modus der strukturierten wissenschaftlichen Analyse wiederum abrückt, wenn er konstatiert: »Diese Einführung, die ich post festum schrieb, mag den Eindruck erwecken, als hätte dem Buch von Hause aus ein abstrakter Plan zugrunde gelegen: in Wahrheit sind die Bilder der Völker, die ich zeichne, vollkommen spontane Gestaltungen meines Unbewußten.« (15)

Keyserlings epistemologisches Programm ist folglich nicht die rationale wissenschaftliche Analyse, sondern intuitives, gleichsam visionäres Schauen und Erkennen, das er dezidiert in den Bereich des künstlerischen Schaffens rückt: »Verstehen ist eben ein anderes als Wissen; es ist unmittelbares Sinn-Erfassen, nicht anders, wie die Malerei als Kunst, im Unterschied vom Handwerk des Kopisten, ein unmittelbares Erfassen der Bedeutung des Sichtbaren in seinem Zusammenhange ist.« (11) Seine Ausführungen im *Spektrum Europas* zielen in diesem Sinne nicht darauf ab, eine äußere Wirklichkeit abzubilden; vielmehr erheben sie den Anspruch, Wirklichkeit überhaupt erst zu stiften bzw. sie aus dem Verborgenen heraus zum Vorschein zu bringen, und zwar eine Wirklichkeit, die durchaus auch im Widerspruch zu empirischen Erscheinungen der Gegenwart stehen kann. Keyserling lässt seinen Text somit zwischen positivistischer Genauigkeit und Rationalismuskritik, zwischen quasiwissenschaftlicher Geltungsabsicht und künstlerischem Gestaltungsprinzip oszillieren. Als integrierender Faktor, der zwischen diesen Widersprüchen vermittelt, bleibt einzig der *poeta vates* Keyserling übrig, der sich als Erkenntnissubjekt dezidiert in den Vordergrund stellt und sich autorinsze-

72 Vgl. die Kapitelstruktur des *Reisetagebuchs*: Vom Familiensitz in Rayküll geht es »I. Nach den Tropen«, dahinter verbergen sich die Stationen im Mittelmeerraum bis zum Indischen Ozean. Sodann folgen »II. Ceylon« und »III. Indien«, bevor es »IV. Nach dem fernen Osten«, genauer »V. China« und »VI. Japan«, geht. Den letzten Teil bildet die Reise »VII. Nach der neuen Welt«, im Speziellen nach »VIII. Amerika«, bevor die Beschreibung im abschließenden Kapitel »IX. Heimgekehrt« an den Ausgangspunkt der Reise, Rayküll, zurückkehrt. Vgl. Keyserling: *Reisetagebuch* (Anm. 67), S. V–XXV.

73 ›Völkerpsychologische‹ Deutungsmuster erfreuten sich in Anknüpfung an den Psychologen Wilhelm Wundt und dessen zehnbändiges Hauptwerk mit dem Titel *Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte* (1900–1920) im frühen 20. Jahrhundert großer Beliebtheit; vgl. Uwe Wolfradt: »Die Völkerpsychologie von Wilhelm Wundt«, in: Claus Deimel/Sebastian Lentz/Bernhard Streck (Hg.): *Auf der Suche nach Vielfalt. Ethnographie und Geographie in Leipzig*, Leipzig 2009, S. 185–192.

74 Vgl. Thomé: »Weltanschauungsliteratur« (Anm. 19), insb. S. 338–340.

natorisch vorrational-visionäre Erkenntnisfähigkeiten zuschreibt.⁷⁵ Mit prophetischem Gestus versetzt er sich somit selbst in eine »privilegierte Beobachtungsposition«,⁷⁶ immunisiert seinen Text gegen sachliche Einwände und fordert implizit zu einer dezisionistischen Rezeptionshaltung auf: Entweder stimmt man seiner Weltsicht bekenntnishaft-emphatisch zu oder lehnt sie ab. Angebote zu einer differenziert-analytischen Auseinandersetzung unterbreitet der Text hingegen nicht.

Aller Hybridität und Formenvielfalt des Textes zum Trotz lässt sich ein wiederkehrendes, die disparaten Bestandteile verbindendes Motiv erkennen: das semantische Feld des Adels und der ›Adeligkeit‹.⁷⁷ Ob es um das Zusammenwirken von Kollektiven oder Individuen geht oder um anthropologische Fragen des persönlichen Ethos, stets dominieren Vorstellungen von Ungleichheit, von Höher- und Minderwertigkeit, von Qualität und Exklusivität statt Durchschnitt und Masse.⁷⁸ In der Einführung heißt es bekenntnishaft: »Ich glaube ferner an eine Hierarchie der Menschheitswerte. Kraft und Schönheit sind ein absolut Höheres als Häßlichkeit und Schwäche; so ist es Überlegenheit gegenüber der Subalternität, aristokratische gegenüber plebejischer Artung.« (14) Auf ›Europa‹ übertragen heißt das konkret: Manche Nationen sind wertvoller und wichtiger als andere, es

gibt mit den Worten Keyserlings »höher und niedriger stehende Völker« (14). Die Diagnosen nationaler Rangunterscheide mögen im Ton weniger chauvinistisch oder revanchistisch formuliert sein als bei einschlägigen Vertretern der ›konservativen Revolution‹, sie operieren dennoch mit einer vergleichbaren kulturesentialistischen Matrix und referieren intertextuell auf deren Theoreme. Wenn Keyserling recht despektierlich England attestiert, es habe »das Zeitliche schon gesegnet« (52), und Frankreich jeden »Führerberuf in Zeiten des Neubeginns« (68) abspricht, begründet er das Lebensaltermetaphorisch mit der vermeintlichen Betagtheit der beiden Nationen und alludiert damit die Programmschrift vom *Recht der jungen Völker* des ›konservativ-revolutionären‹ Autors Arthur Moeller van den Bruck.⁷⁹

Analog zu Moeller prophezeit auch Keyserling das machtpolitische Wiedererstarken Deutschlands und plädiert sowohl in politischer als auch in kultureller Hinsicht für dessen Vorreiterrolle in Europa. Mit Blick auf den Völkerbund konstatiert Keyserling: »Soll dieser jemals segensreich wirken, dann muss deutscher Geist ihn beseelen.« (68) Darüber hinaus prognostiziert er insgesamt die »Wiedereroberung Europas durch deutschen Geist« (68) in Gestalt einer Neuauflage des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation im 20. Jahrhundert: »Denn im inniger zusammenhängenden Europa von morgen wird die geistige Wurzel dessen, was einmal in Gestalt des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation erblühte, nämlich die übernational-europäische Idee, in zeitgemäßer, erweiterter Form die Geschichte erneut bestimmen.« (68)

Keyserling recurriert damit auf das traditionsreiche und nach 1918 wieder besonders populäre Missionsnarrativ eines deutschen ›Sonderbewusstseins‹, das seit dem frühen 19. Jahrhundert Deutschland oder ›den Deutschen‹ aufgrund der jahrhundertelangen

75 Vgl. Keyserling: *Spektrum Europas* (Anm. 71), S. 15: »Aber daß ich sie [die Spektralanalyse] vornehmen konnte, setzt eben voraus, daß mir Europa von Hause aus eine Einheit ist, aus bestimmten, notwendig hineingehörigen, sich gegenseitig ergänzenden Komponenten zusammengesetzt.«

76 Brasch/Meierhofer: »Weltanschauung und Textproduktion« (Anm. 20), S. 13.

77 Die Begriffe ›Adel‹ beziehungsweise ›neuer Adel‹ fungieren bei Keyserling, wie für den Neuadels-Diskurs der Weimarer Republik typisch, weniger als soziologische Kategorie zur Bezeichnung einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht denn als kultureller Code und Bildspender für anthropologische Merkmale wie ›natürliche Überlegenheit‹, ›Führungswillen‹ und ›Formbewusstsein‹ und daraus abgeleitet für politische und gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen, die einem zugrunde liegenden Elitismus Ausdruck verleihen. Vgl. dazu Eckart Conze/Wencke Meteling/Jörg Schuster u. a.: »Aristokratismus und Moderne 1890–1945. Einleitung«, in: dies. (Hg.): *Aristokratismus und Moderne* (Anm. 42), S. 9–29; außerdem umfassend Alexandra Gerstner: *Neuer Adel. Aristokratische Elitekonzeptionen zwischen Jahrhundertwende und Nationalsozialismus*, Darmstadt 2008.

78 Keyserlings neuadlige weltanschauliche Matrix gehört damit zum Tableau jener politischen, sozialen und anthropologischen »Ordnungen der Ungleichheit«, die Stefan Breuer als verbindendes programmatisches Moment der deutschen Rechten seit 1871 benannt hat; vgl. Stefan Breuer: *Ordnungen der Ungleichheit – die deutsche Rechte im Widerstreit ihrer Ideen 1871–1945*, Darmstadt 2001.

79 Dieser in rechten Kreisen populäre Text hatte 1919 in direkter Reaktion auf die deutsche Niederlage im Ersten Weltkrieg die kulturesentialistische These aufgestellt, dass es junge dynamische und alte erstarrte ›Völker‹ gebe, dass ferner Deutschland das junge Volk schlechthin, die westlichen Siegermächte England und Frankreich hingegen besonders ›alt‹ seien und dass daher Deutschland der rasche machtpolitische Wiederaufstieg unmittelbar bevorstehe; vgl. Arthur Moeller van den Bruck: *Das Recht der jungen Völker*, München 1919. Vgl. zu Moeller van den Bruck insgesamt Volker Weiß: *Moderne Antimoderne. Arthur Moeller van den Bruck und der Wandel des Konservatismus*, Paderborn u. a. 2012; und zum *Recht der jungen Völker* im Speziellen André Schlüter: *Moeller van den Bruck. Leben und Werk*, Köln/Weimar/Wien 2010, S. 279–287.

Erfahrungen mit dem Heiligen Römischen Reich die besondere Fähigkeit und Berechtigung zuschreibt, überationale Ordnungen zu stiften und anzuführen.⁸⁰ Ideengeschichtlich betrachtet ist Keyserlings Votum für eine deutsche Superiorität in Europa also nicht sehr innovativ. Bemerkenswert ist sein Text hingegen in formaler Hinsicht: Denn er propagiert nicht einfach pamphletartig die Überlegenheit Deutschlands in Europa, sondern macht sich die Mühe, auf 500 Seiten ein gesamteuropäisches Panorama zu erstellen. Das dient gewiss auch dazu, die Sonderstellung Deutschlands kontrastreich hervorzuheben, muss in erster Linie aber als das zentrale Schreib- und Kompositionsverfahren betrachtet werden, mit dem Keyserling seiner Weltanschauung insgesamt, auch über das deutsche ›Sonderbewusstsein‹ hinaus, Anschaulichkeit verleiht. Die panoramatische Anlage des Textes stiftet, mit Thomé gesprochen, »Pseudo-Empirizität« für weltanschauliche Abstrakta,⁸¹ die sich bei Keyserling in geopolitische, soziale, kulturelle und anthropologische Versatzstücke auffächern.

Die Empirie suggerierenden Schreibverfahren des Textes lassen sich besonders gut auch im Spanien-Kapitel von *Spektrum Europas* beobachten, das bereits 1926 im Rahmen einer realen Spanienreise Keyserlings entstand und in Auszügen in der *Europäischen Revue* Karl Anton Rohans vorab publiziert wurde.⁸² Formal verwendet das Spanien-Kapitel verschiedentlich Schreibweisen des Reiseberichts, wenn etwa in der Beschreibung der spanischen Topographie der subjektive Blick des reisenden Betrachters narrativ simuliert wird.⁸³

»Zunächst der Gesamteindruck, wie er in mir, unmittelbar nach meiner Spanien-Fahrt, Gestalt gewann. [...] In Madrid mußte ich immer wieder an Karakorum denken, das Tusculum von Dschenghis-Khan [sic]: die königliche Stadt umgibt eine Landschaft von zentralasiatischer Herbheit, Großartigkeit und

Weite. Jener strenge Himmel mit seinen pyramidenartigen Wolken, jene bräunliche Steppe mit ihren wie zersprengten spärlichen Bäumen, jene rauhen schneeigen Sierras, die das Ganze einrahmen, ergeben ein Gesamtbild erhabener Öde, wie es nur die Wüstenlandschaft bietet« (96)

Das verwendete Vokabular und die geographischen Anspielungshorizonte erzeugen eine weniger deskriptive als hochgradig suggestive Landschaftsdarstellung: Durch die assoziative Überblendung der zentralspanischen Landschaft um Madrid mit der Topographie der ehemaligen Hauptstadt des Mongolischen Reiches, Karakorum, evoziert der Text eine *Mental Map*, die Spanien in ein Distanzverhältnis zu Europa rückt. Die Iberische Halbinsel ist in dieser Lesart nicht Teil Europas und auch kein direkter Nachbar, sondern durch die suggestive Verortung in der zentralasiatischen Steppe sinnbildlich das außer-europäische ›Andere‹.

Aus heutiger Sicht mag diese Verortung Spaniens außerhalb Europas befremdlich anmuten, im frühen 20. Jahrhundert dagegen hatte diese Vorstellung, besonders in Spanien selbst, einige Konjunktur. Keyserling gibt durch die immerhin neunmalige Nennung Miguel de Unamunos selbst einen nur leicht verschlüsselten intertextuellen Hinweis auf den entsprechenden Diskurs. Der spanische Schriftsteller Unamuno zählte zu den wichtigsten Intellektuellen, die nach dem endgültigen Zusammenbruch des spanischen Kolonialreiches 1898 die außenpolitische Rolle Spaniens und insbesondere sein Verhältnis zu Europa neu verhandelten. Innerhalb dieses Diskurses votierte die eine Seite eher fortschrittsoptimistisch für eine stärkere Orientierung an der europäischen Moderne als Ausweg aus der gegenwärtigen Krise Spaniens, die andere Gruppe argumentierte eher kulturkritisch, dass das Modell der europäischen Zivilisation die spanische Krise noch verschärfen würde, und propagierte daher die Rückbesinnung auf das vermeintlich kulturell ›Eigene‹.⁸⁴

80 Vgl. Jürgen Elvert: *Mitteleuropa! Deutsche Pläne zur europäischen Neuordnung (1918–1945)*, Stuttgart 1999, insb. S. 9–16, 44–73. Zur Entstehung dieses ›Sonderbewusstseins‹ in der Literatur um 1800 außerdem Hannes Höfer: *Deutscher Universalismus. Zur mythologisierenden Konstruktion des Nationalen in der Literatur um 1800*, Heidelberg 2015.

81 Thomé: »Weltanschauungsliteratur« (Anm. 19), S. 353.

82 Vgl. Hermann Keyserling: »Spanien und Europa«, in: *Europäische Revue* 2 (1926), S. 353–362.

83 Vgl. zu rhetorischen Subjektivierungsstrategien als genretypischer Schreibweise des Reiseberichts Erhard Schütz: »Autobiographie und Reiseliteratur«, in: Bernhard Weyergraf (Hg.): *Literatur der Weimarer Republik, 1918–1933*, München 1995, S. 549–600, hier S. 589.

84 Vgl. überblicksartig zu dieser spanischen Intellektuellengeneration, der sogenannten *Generación del 98*, zu der neben Unamuno auch Ortega y Gasset gerechnet wird, Hans-Jörg Neuschärfer: »Vom Krausismus zur Generation von 98: die Auseinandersetzung über die Erneuerung Spaniens«, in: ders. (Hg.): *Spanische Literaturgeschichte*, Stuttgart/Weimar 2011, S. 310–320. Unamuno nahm im Laufe des frühen 20. Jahrhunderts beide Positionen ein: Während er um 1900 noch für eine moderate Europäisierung Spaniens plädierte und grundsätzlich zwischen den beiden Lagern in Spanien zu vermitteln versucht hatte, verschob sich sein Standpunkt spätestens mit dem Ende des Ersten Weltkriegs und seinem Pariser Exil, in das er vor der spanischen

Keyserling knüpft an diesen Diskurs um kulturelle Identität und Alterität an, dreht aber die Betrachtungsperspektive um: Er inszeniert sich als Europäer, der aus einem krisenhaften Europa in die außereuropäische ›Fremde‹ reist und dort nach Inspiration für den Ausweg aus der Krise Europas sucht. Zugleich dienen Unamunos Reflexionen über die grundlegende Verschiedenheit Spaniens und Europas als intertextuelle Folie, die das Argumentationsgerüst des Spanien-Kapitels strukturiert. Denn so wie in allen Kapiteln von *Spektrum Europas* versucht Keyserling im Sinne seiner Spektralanalyse auch Spaniens spezifische Bedeutung für Europa zu eruieren und identifiziert sie gerade in der Nicht-Zugehörigkeit zu Europa, die er unterschiedlich exemplifiziert. Über die zuvor erwähnte topographische Distanzierung hinaus konstruiert er dazu eine historische Meistererzählung, die auch in geistesgeschichtlicher Hinsicht Spaniens Trennung von Europa hervorhebt:

»Der Reformationsgeist wehte an ihm [Spanien] vorüber. Seit Philipp II. hat es in immer höherem Grad ein in sich zurückgezogenes, zusammengezogenes Eigenleben geführt. Die französische Revolution hat es als Revolution überhaupt nicht, es hat auch den Weltkrieg nicht mitgemacht. Vor allem aber nicht den Prozeß der Intellektualisierung, der von Reformation und Renaissance an aller Nicht-Spanier wesentliches historisches Erlebnis bedeutet. Das war bisher Spaniens Nachteil. Nun setzt aber eben jetzt die kontrapunktische Gegenbewegung gegen das 18. Jahrhundert und dessen Früchte ein. Und damit wird Spanien – gemäß den Gesetzen der ›Symbolik der Geschichte‹ – auf einmal sinnbildlich-zeitgemäß.« (190)

Indem Keyserling ›Spanien‹ nicht nur geographisch, sondern auch historiographisch als das polare ›Andere‹ Europas, als Heterotopie im Sinne Michel Foucaults,⁸⁵ semantisiert, verwendet er den Begriff als weltanschaulich überformten Geocode. Dieser versinnbildlicht die sogenannte ›kontrapunktische Gegenbewegung gegen das 18. Jahrhundert und dessen Früchte‹, also die Opposition zur Aufklärung

und zivilisatorischen Moderne in Europa, verräumlicht so gesehen Keyserlings weltanschauliche Affinitäten und weist ihnen vermeintlich empirisch einen Ort zu.⁸⁶

Auch wenn Keyserling konkrete politische Zeitbezüge in seinem Text weitgehend ausspart und historische bzw. anthropologische Fragen in den Fokus rückt, muss bei der Verwendung des Spanien-Begriffs 1928 dennoch die realhistorische Dimension der zwischen 1923 und 1930 regierenden Militärdiktatur Miguel Primo de Riveras zumindest mitgedacht werden. Spanien stellte in dieser Hinsicht auch realiter ein Gegenmodell zu den Republiken in Deutschland und Österreich dar, an deren Leser sich der Text vorrangig richtet.

Darüber hinaus geocodiert der Spanien-Begriff nicht nur eine antiliberalen Kritik am Europa der Gegenwart, sondern in Strukturanalogie zum zeittriadischen Reflexionsmodus der Kulturkritik auch positiv konnotierte Zukunftsvisionen:⁸⁷ An die Stelle einer in kulturkritischen Texten häufig idealisierten Vergangenheit tritt im *Spektrum Europas* der Geocode Spanien, statt einer Rückbesinnung auf vermeintlich bessere Zeiten proponiert Keyserling die weltanschauliche ›Hispanisierung‹ Europas. Neben einer generellen Abkehr von den ›Ideen von 1789‹ ist damit konkreter auch die Etablierung neuadliger Herrschafts- und Gesellschaftsordnungen in Europa gemeint. ›Spanien‹ nämlich semantisiert Keyserling nicht nur als Ort der Gegen-Moderne, sondern auch als Residuum eines adlig konnotierten Herrschaftsethos und damit als Ausgangspunkt einer neuen, dezidiert aristokratischen Form der Demokratie:⁸⁸

»Für mich besteht kein Zweifel: Spanien steht ethisch an der Spitze der heutigen europäischen Menschheit. In der übrigen zersetzen sich alle adel-

Militärdiktatur Primo de Riveras 1924 geflohen war, deutlich zum zivilisations- und rationalismuskritischen spanischen ›Sonderweg‹. Europa galt ihm fortan als das kulturell ›Andere‹ Spaniens, das in seiner Exil-Essayistik an Bedeutung verlor; vgl. Anne Kraume: *Das Europa der Literatur. Schriftsteller blicken auf den Kontinent (1815–1945)*, Berlin/New York 2010, S. 63–85, 126–151.

85 Vgl. Michel Foucault: »Andere Räume«, in: Karlheinz Barck (Hg.): *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*, Leipzig 1990, S. 34–46.

86 Zur Konstruktion und Bedeutungsaufladung von Räumen im Zuge des *Spatial Turn* vgl. Julia Lossau: »Räume von Bedeutung. *Spatial Turn*, *Cultural Turn* und Kulturgeographie«, in: Moritz Csáky/Christoph Leitgeb (Hg.): *Kommunikation – Gedächtnis – Raum. Kulturwissenschaften nach dem ‚Spatial Turn‘*, Bielefeld 2009, S. 29–43.

87 Vgl. zur triadischen Zeitstruktur der Kulturkritik Georg Bollenbeck: *Eine Geschichte der Kulturkritik. Von Rousseau bis Günther Anders*, München 2007, S. 19 f.

88 Vgl. Keyserling: *Spektrum Europas* (Anm. 71), S. 112: »Aber es gibt kein Volk von ursprünglicherem und tieferverwurzeltem Ethos. Das ganze Spaniertum ist Haltung. [...] Und dies ergibt ganz selbstverständlich, daß jeder nicht aus der Art geschlagene Spanier Herr ist, insofern Hersein selbstverständliches Würdegefühl und die Anerkennung der Devise ›noblesse oblige‹ bedeutet. Denn der Mensch als Mensch ist ja der Herr der Schöpfung. Nur Herrsein ziemt ihm.«

bedingenden Bindungen. In Spanien entsteht gerade dank diesen ein *moderner* Zustand. Dort entsteht die einzig menschenwürdige Demokratie, denn solche kann es allein unter im Sinn nicht des ›unten‹, sondern des ›oben‹ Gleichberechtigten geben«. (113)

Keyserling semantisiert den Begriff Demokratie hier im Sinne eines neoaristokratischen Herrschaftsmodells der Ungleichheit, in dem zum politischen Subjekt nur die aufgrund ihres Ethos quasi natürlich zum Herrschen Berufenen gehören. Indem Keyserling diesem Modell zudem das positiv konnotierte Adjektiv ›modern‹ zuschreibt, fungiert ›Spanien‹ nicht mehr nur als das ›Andere‹, als die ›Peripherie‹ Europas im Sinne einer Abweichung vom Normalfall, sondern wird gerade wegen der ihm zugeschriebenen Andersartigkeit zum Zentrum einer neuen, dezidiert nicht in aufklärerisch-liberaler Tradition stehenden Moderne erhoben.

Das Begriffsfeld Europa (samt seiner Unter- und Gegenbegriffe) fungiert bei Keyserling so gesehen als Bildspender und Zukunftsbegriff zugleich. Einerseits dient es als System raumsemantischer Codes, um bestimmte Weltanschauungen pseudoempirisch zu beglaubigen, andererseits werden die damit konkretisierten Ideen und Theoreme, von der deutschen Superiorität bis zum neuen Adel, auch selbst als favorisierte Funktionsprinzipien einer künftigen europäischen Ordnung lesbar. Produktionsästhetisch gewendet könnte man sagen: Keyserling postuliert seine Weltanschauung nicht einfach nur, er schreibt sie dem Begriff Europa selbst ein.

III. FAZIT

Die mikroskopische Perspektive dieses Beitrags hat mindestens zweierlei sichtbar gemacht:

1) Die für begriffsgeschichtliches Arbeiten schlechthin gebotene Berücksichtigung pragmatischer Kontexte erweist sich beim Begriff(sfeld) Europa in der Weimarer Republik als besonders notwendig und ertragreich. Dessen häufig zu beobachtende Gleichzeitigkeit von semantischer Vagheit und dezisionistischer Emphase lässt sich über die bloße Beschreibung hinaus erst vor dem sozialhistorischen Horizont weltanschaulich überformter Interessengruppierungen, die im Konkurrenzkampf um die gleichen Ressourcen (Anhängerschaft, öffentliche Sichtbarkeit) ›Europa‹ zum Mobilisierungs- und Glaubensbegriff funktionalisierten, hinreichend erklären.

2) In den solcherart antagonistisch strukturierten Weltanschauungsdiskursen der Weimarer Republik lässt sich eine Konjunktur in der Verwendung von ›Europa‹ als vielfach semantisierbarem Geocode beobachten, mit dem sich konzeptuelle Abstrakta komplexitätsreduzierend veranschaulichen ließen. Wie am Beispiel von Hermann Graf Keyserlings *Spektrum Europas* gezeigt wurde, ist ein derart codierter Europa-Begriff besonders im weltanschaulich rechten Spektrum attraktiv, weil er politische und soziokulturelle Zukunftsmodelle abseits der politischen Realitäten, also der parlamentarischen Republiken in Deutschland und Österreich bzw. des als ›westlich‹ verunglimpften Völkerbunds, zu imaginieren erlaubt und diese Imaginationen zugleich in einem etablierten, vielfach anschlussfähigen Begriff konzentriert. Dank einer interdisziplinären, an der Schnittstelle von Intellektuellengeschichte und Literaturwissenschaft operierenden Begriffsgeschichte können solche Dimensionen des Europa-Begriffs, können die Bedingungen und Schreibweisen seiner umkämpften Semantiken nuanciert erschlossen werden.

DIE UNMÖGLICHE MÖGLICHKEIT DER GESCHICHTE EINES BEGRIFFS

BEOBACHTUNGEN DER SÄKULARISIERUNG UND DER SPRACHLICHE WANDEL DER RELIGIÖSEN SEMANTIK

Lorenz Trein

I.

In seiner Untersuchung des sprachlichen Wandels der beiden Begriffe ›Säkularisation‹ und ›Säkularisierung‹ kommt der Historiker Hartmut Lehmann zu einem überraschenden Ergebnis.¹ Dieses lautet etwas verkürzt, dass eigenständige, von ›Säkularisation‹ unterschiedene Einträge zu ›Säkularisierung‹ in Lexika und Handwörterbüchern ab den 1930er Jahren aufkommen, sich zunehmend, aber keineswegs geradlinig ab den 1950er Jahren auch vom Umfang her schärfer von Einträgen zur ›Säkularisation‹ abheben, um in den 1980er Jahren – mit dem Eintrag in den *Geschichtlichen Grundbegriffen* – eine stabile Form zu gewinnen, die zum Ende des Jahrhunderts wieder fraglich wird. »Lange Zeit«, so Lehmann, sei der »Begriff [Säkularisierung] nicht lexikonfähig« gewesen. »Als er schließlich aufgenommen wurde, blieb er, da er noch am ehesten in Form der Geschichte seiner Problematisierung dargestellt werden konnte, schillernd, gar ambivalent. Bei der Verwendung dieses Begriffs scheint somit besondere Vorsicht geboten.«²

Methodisch ist Lehmann, dessen Untersuchung weitgehend den deutschen Sprachgebrauch fokussiert, an »präziser Information«³ und »begrifflicher Klarheit«⁴ interessiert. Begriffsgeschichte fokussiert hier den Wandel des Sprachgebrauchs als Herausbildung von Eindeutigkeit. Der Fokus auf Lexika rückt einen Ansatz in den Mittelpunkt, der die »sozialgeschicht-

lich[e]« Relevanz eines Begriffs daran bemisst, ob dieser »als Teil der Sprachnorm« ausgewiesen werden kann, für welche Konversations- und Fachlexika sowie Handbücher als Gradmesser fungieren.⁵ Umgekehrt setzt Begriffsgeschichte auch an der Mehrdeutigkeit von Begriffen an. Dabei kann es um die Frage gehen, was im Zuge der sprachlichen Normierung von Grundbegriffen ausgeblendet wird und welche Gegenbegriffe zur Herausbildung diskursiver Unterscheidungen beitragen, in welche Begriffe eingebettet sind. Sprachliche Normierung lässt sich sowohl in den Gegenständen der Begriffsgeschichte als auch im historiographischen Blick auf diese beobachten.

Ein aufschlussreiches Beispiel ist der Islamdiskurs um 1900.⁶ Während der ›Islam‹, ein Begriff, der in dieser Zeit langsam an die Stelle älterer Bezeichnungen wie ›Mohammedanismus‹ trat, auch im alltäglichen Sprachgebrauch zu den sogenannten Weltreligionen gezählt wurde, stand gleichzeitig infrage, inwiefern dieser eine Religion im modernen Sinne sei. ›Modern‹ konnte dabei positiv und negativ besetzt sein. Ersteres z. B. im Sinne einer Normierung, die bestimmte Anforderungen an Religion stellt, etwa mit Blick auf das Verhältnis zu Politik, Erziehung, Wirtschaft sowie gesellschaftlichem Fortschritt im Allgemeinen. Letzteres z. B. im Sinne einer Zivilisations- und Christentumskritik. Diese war nicht nur in der Hinsicht säkular, dass bestimmte Unterscheidungen von Religion im

1 Hartmut Lehmann: »Säkularisation und Säkularisierung. Zwei umstrittene historische Deutungskategorien«, in: ders.: *Säkularisierung. Der europäische Sonderweg in Sachen Religion*, Göttingen 2004, S. 36–56, hier S. 56.

2 Ebd.

3 Ebd., S. 49.

4 Ebd., S. 53.

5 Hans Ulrich Gumbrecht: »Modern, Modernität, Moderne« (1978), in: ders.: *Dimensionen und Grenzen der Begriffsgeschichte*, München 2006, S. 37–80, hier S. 39. Kritisch zu Gumbrechts Blick auf die Begriffsgeschichte Helge Jordheim: »Begriffsgeschichte According to Gumbrecht – Or: What Meaning Can and Cannot Convey«, in: *Redescriptions: Political Thought, Conceptual History and Feminist Theory* 13.1 (2009), S. 209–218.

6 Dazu Lorenz Trein: *Begriffener Islam. Zur diskursiven Formation eines Kollektivsinguars und zum Islamdiskurs einer europäischen Wissenschafts- und Religionsgeschichte*, Würzburg 2015.

Blick auf den Islam eine Rolle spielten, sondern auch als Suche nach einer neuen Religion in einem umkämpften religiösen Feld.⁷ Dass ›Islam‹ und ›Religion‹ in diesem Diskurs nicht einfach als Synonyme galten, wird historiographisch oftmals einem ›kulturprotestantischen‹ Blick zugeschrieben, wenngleich sich die Umbrüche im Begriffsfeld nur schwer auf einen bestimmten Strang eines theologischen Religionsdiskurses zurückführen und auch jenseits wissenschaftlicher Diskurse und in alltagssprachlicher Hinsicht beschreiben lassen, was begriffsgeschichtlich bislang kaum berücksichtigt ist.⁸

II.

Ungeachtet des Problems, ob Religion im Vergleich zu anderen Begriffen in herausgehobenem Maße mit sprachlichen Normierungen zu tun hat, die auch den Blick auf die Gegenstände der Begriffsgeschichte und der Religionswissenschaft prägen, liegt die Herausforderung einer Historisierung von Religionsdebatten im 20. Jahrhundert in der wechselseitigen Bezogenheit der beiden Begriffe ›Religion‹ und ›Säkularisierung‹ aufeinander. Das schließt mehrere Fragen ein: Zum einen, inwiefern ›Säkularisierung‹ ein Begriff ist, dessen Bedeutung sich auch jenseits eines Bezuges zu Religion im engeren Sinne entfaltet, etwa wenn die Gesellschaft als ganze oder das Empfinden von Zeit und Geschichte als ›säkularisierte‹ beschrieben werden. Zum anderen, »wie der Säkularisierungsdiskurs mit dem Religionsbegriff umgeht«.⁹ Dieser Diskurs, so die These bei Christiane Frey, Uwe Hebekus und David Martyn, »zeichnet sich paradoxerweise weniger dadurch aus, dass er die Religion auf Abstand hält,

als vielmehr dadurch, dass er nahezu obsessiv mit ihr befasst ist«.¹⁰

Zum lexikalischen Verschwinden der ›Säkularisation‹, die im 20. Jahrhundert ein über weite Strecken stabiles lexikalisches Bedeutungsfeld voraussetzt, führt Lehmann das *Historische Wörterbuch der Philosophie* (1992, Bd. 8) und das *Handbuch religionswissenschaftlicher Grundbegriffe* (2001, Bd. 5) an.¹¹ Letzteres enthält, was vielleicht überraschen mag, wie auch die *Geschichtlichen Grundbegriffe* kein eigenes Stichwort ›Religion‹.¹² Das hat auch mit einer speziellen Sicht auf den Begriff der ›Säkularisierung‹ zu tun, wie eine Überlegung von Burkhard Gladigow, einem der Mitherausgeber des *Handbuchs religionswissenschaftlicher Grundbegriffe*, nahelegt.¹³ So heißt es bei Gladigow, die Religionswissenschaft habe den »für europäische Verhältnisse typischen komplexen religiösen Orientierungen« auch deshalb nur wenig »Aufmerksamkeit geschenkt«, weil »die sukzessive Ausgliederung unterschiedlicher Lebensbereiche aus den christlichen Normierungsansprüchen generell als ›Säkularisierung‹ interpretiert« worden sei.¹⁴ Das habe dazu geführt, dass »Säkularisate zugleich pauschal aus dem Bereich von Religion ausgeschieden« wurden.¹⁵ Laut Gladigow ist der Säkularisierungsbegriff problematisch, weil er mit theologischen Vorstellungen davon zu tun hat, was Religion bedeuten soll.¹⁶ Solche Normierungen gehören allenfalls auf die Gegenstandsebene. Begrifflich wird stattdessen das Verhältnis von Religion und Kultur fokussiert. Der Einwand bedeutet aber nicht, dass in der kulturwissenschaftlichen Beschreibung keine Unterscheidungen der Religion im Spiel sind.¹⁷ »Sätze der Religi-

7 Siehe z. B. Khalid Banning: »Die Rettung«, in: *Moslemische Revue* 1/1 (1924), S. 27–31. Banning spricht nicht von ›Säkularisierung‹, betont aber wiederholt, ›das Christentum‹ habe seinen Zenit überschritten.

8 Für einen ›deutsch-jüdisch-protestantischen Islam‹ vgl. die Arbeiten von Hugo Marcus in der *Moslemischen Revue*. Die Zeitschrift wurde von der Ahmadiyya in Berlin herausgegeben, die in den 1920er Jahren die Wilmsdorfer Moschee errichtete. Zu Marcus vgl. Marc David Baer: *German, Jew, Muslim, Gay: The Life and Times of Hugo Marcus*, New York 2020. Öffentlichkeitswirksam wurde über den Islam auch auf den Kolonialkongressen diskutiert. Siehe dazu Lorenz Trein: »›Unparteilichkeit ist nie die Sache religiöser Polemik gewesen‹: Wissenschaftlichkeit, Religion und ›Islamfrage‹ im Kontext der Kolonialkongresse in Berlin 1905 und 1910«, in: *Argos: Perspektiven in der Religionswissenschaft* (erscheint 2025).

9 Aus dem Einführungskapitel zu Christiane Frey/Uwe Hebekus/David Martyn (Hg.): *Säkularisierung. Grundlagentexte zur Theoriegeschichte*, Berlin 2020, S. 23.

10 Ebd.

11 Lehmann: »Säkularisation und Säkularisierung« (Anm. 1), S. 55.

12 Stattdessen gibt es einen Eintrag »Definitionen der Religion« von Günter Kehrer, in: Hubert Cancik/Burkhard Gladigow/Karl-Heinz Kohl (Hg.): *Handbuch religionswissenschaftlicher Grundbegriffe*, Bd. 4, Stuttgart u. a. 1998, S. 418–425 sowie einen Eintrag »Religionstypen«, verfasst von Carsten Colpe, in: Cancik/Gladigow/Kohl (Hg.): *Handbuch religionswissenschaftlicher Grundbegriffe*, S. 425–434.

13 Zu Gladigow vgl. Christoph Auffarth/Alexandra Grieser/Anne Koch (Hg.): *Religion in der Kultur – Kultur in der Religion. Burkhard Gladigows Beitrag zum Paradigmen-Wechsel in der Religionswissenschaft*, Tübingen 2021.

14 Burkhard Gladigow: »Europäische Religionsgeschichte«, in: Hans G. Kippenberg/Brigitte Luchesi (Hg.): *Lokale Religionsgeschichte*, Marburg 1995, S. 21–42, hier S. 35.

15 Ebd.

16 Zur Weite des Begriffsfeldes vgl. z. B. Siegfried von Kortzfleisch: *Religion im Säkularismus*, Stuttgart 1967.

17 Als Gegenvorschlag unterbreitet Christoph Auffarth die Unterscheidung von intendierter Religion als »normative

onswissenschaft«, so Hubert Cancik einleitend im *Handbuch religionswissenschaftlicher Grundbegriffe*, »sind nicht selbst religiöse Sätze, sondern diese sind ihr Gegenstand.«¹⁸

Dass Begriffsnormierungen im Verdacht stehen, theologische Sprachspiele zu bedienen, ist Gegenstand und Metakritik der Begriffsgeschichte.¹⁹ Die Begriffsgeschichte stellt die Suche nach begrifflicher Eindeutigkeit als methodisches Kriterium in ein besonderes Licht. So haben Ernst Müller und Falko Schmieder die in den *Geschichtlichen Grundbegriffen* im Rahmen eines Artikels erfolgte Zweiteilung von »Säkularisation« und »Säkularisierung«, die laut Lehmann für eine später nicht mehr erreichte lexikalische Eindeutigkeit steht,²⁰ als »konfessionell stark gebunden« charakterisiert:

»Bekam der Begriff seine Ambivalenz zunächst im Protestantismus, nämlich in Gogartens rechter Spielart der dialektischen Theologie (Gogarten gehörte nach 1933 den ›Deutschen Christen‹ an),

Instanz« und von Religion als »soziale Handlungspraxis, die aus einem kulturell tradierten Zeichenschatz sinnstiftende Handlungsmuster übernimmt, auf die historische Situation anpasst und mit besonderer Autorität legitimiert«. Christoph Auffarth: »Theologie als Religionskritik in der Europäischen Religionsgeschichte«, in: *Zeitschrift für Religionswissenschaft* 15.1 (2007), S. 5–27, hier S. 10.

- 18 Hubert Cancik: »Feststellung und Festsetzung religionswissenschaftlicher Grundbegriffe«, in: ders./Burkhard Gladigow/Matthias Laubscher (Hg.): *Handbuch religionswissenschaftlicher Grundbegriffe*, Bd. 1, Stuttgart u. a. 1988, S. 19–25, hier S. 22. Zu Gladigow in diesem Zusammenhang aufschlussreich Horst Junginger: »Etsi deus non daretur: die Säkularität der Religionswissenschaft«, in: Auffarth/Grieser/Koch (Hg.): *Religion in der Kultur* (Anm. 13), S. 119–139.
- 19 Bei Auffarth dazu z. B. der Abschnitt »Säkularisierung als Effekt religionskritischer Neudefinitionen des ›Wesens des Christentums‹«, in: Auffarth: »Theologie als Religionskritik« (Anm. 17), S. 14–16, mit der zentralen These: »Christliche Theologie nach der Säkularisation zieht sich nicht nur zurück, sie begrenzt auch den Bereich, der als Religion zu benennen ist.« (Ebd., 15) Zu theologischen Begriffsgeschichten vgl. auch Georg Pfeleiderer/Harald Matern (Hg.): *Die Religion der Bürger. Der Religionsbegriff in der protestantischen Theologie vom Vormärz bis zum Ersten Weltkrieg*, Tübingen 2021, als Fortführung von Ernst Feil: *Religio, Bd. 4: Die Geschichte eines neuzeitlichen Grundbegriffs im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, Göttingen 2007. Kritisch zu Feil Michael Bergunder: »Umkämpfte Historisierung: Die Zwillingsgeburt von ›Religion‹ und ›Esoterik‹ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und das Programm einer globalen Religionsgeschichte«, in: Klaus Hock (Hg.): *Wissen um Religion: Erkenntnis – Interesse. Epistemologie und Episteme in Religionswissenschaft und Interkultureller Theologie*, Leipzig 2020, S. 47–131, hier S. 48–52.
- 20 Vgl. Lehmann: »Säkularisation und Säkularisierung« (Anm. 1), S. 53.

so fällt auf, dass die weitere, auf Affirmation des Begriffs zielende Debatte, die den Begriff nicht mehr theologisch-dogmatisch, sondern begriffshistorisch verwendet, vorrangig katholisch geprägt war; vielleicht nicht zufällig, fallen die Debatten doch in die Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzils und der Neubestimmung des Verhältnisses der Kirche gegenüber dem Staat.«²¹

Hans Joas' These, die *Geschichtlichen Grundbegriffe* seien »im Bewußtsein eines unaufhaltsam voranschreitenden Säkularisierungsprozesses konzipiert«,²² wirft so betrachtet Fragen auf. Diese haben mit einer theologischen Lesbarkeit der Säkularisierung zu tun, die in der Begriffsgeschichte auch jenseits eines religiösen Diskussionszusammenhangs im engeren Sinn eine Rolle spielt. Dazu mehr in den folgenden Abschnitten. Dass eine Kritik der Säkularisierungsthese (im Sinne eines gesellschaftlichen Bedeutungsverlustes von Religion) mit einer Theorie katholischer Aneignungen der Moderne zusammenfallen kann, zeigt auch das Werk des Religionssoziologen José Casanova.²³ Dieser hat die Säkularisierungsthese in die drei Fragenkomplexe ›Ausdifferenzierung, ›Niedergang‹ und ›(Ent-)Privatisierung‹ von Religion aufgeteilt und zuletzt in eine globale Perspektive überführt. Casanova wartet mit einer These auf, die für die Historisierung von ›Islam‹, ›Religion‹ und ›Säkularisierung‹ als diskursiv miteinander verflochtenen Begriffen wichtig ist. Der nicht so neue Diskurs über den Islam als eine Religion, die mit der Moderne inkompatibel sei, weist Parallelen mit der Wahrnehmung des Katholizismus im 19. Jahrhundert auf.²⁴

-
- 21 Ernst Müller/Falko Schmieder: *Begriffsgeschichte und historische Semantik. Ein kritisches Kompendium*, Berlin 2016, S. 166 f. Dort auch der Hinweis, dass die Zweiteilung gegen die von Hans Blumenberg vorgetragene Kritik erfolgt.
- 22 Hans Joas: »Die Kontingenz der Säkularisierung. Überlegungen zum Problem der Säkularisierung im Werk Reinhart Kosellecks«, in: ders./Peter Vogt (Hg.): *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks*, Berlin 2011, S. 319–338, hier S. 331.
- 23 Vgl. Hermann-Josef Große Kracht: »Öffentliche Religionen im säkularen Staat (Casanova)«, in: Thomas M. Schmidt/Annette Pitschmann (Hg.): *Religion und Säkularisierung. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart u. a. 2014, S. 114–126.
- 24 Vgl. José Casanova: *Europas Angst vor der Religion*, übers. von Rolf Schieder, Berlin 2009. Zum Zusammenhang von Säkularisierungsthese und Kulturkampf vgl. auch Manuel Borutta: »Genealogie der Säkularisierungstheorie: Zur Historisierung einer großen Erzählung der Moderne«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 36 (2010), S. 347–376.

III.

Zur theologischen Lesbarkeit affirmativer und kritischer Implikationen des Säkularisierungsbegriffs hat Daniel Weidner unlängst eine weitere interessante Beobachtung formuliert. Gegen die These von Hermann Lübke, die dialektische Theologie zeige ein »Desinteresse am Säkularisierungs-Problem«, betont Weidner, dass die »Rede von der Religion als dem ›ganz Anderen‹, ›Fremden‹, ›Unverfügbaren‹« jene von ‚Säkularisierung‘ im 20. Jahrhundert stark beeinflusst hat.²⁵ Dieser Einfluss hat theologische, aber auch viele andere Beobachter mit Blick auf die Annahme eines unüberbrückbaren Gegensatzes von säkularem Zeit- und Geschichtsempfinden und eschatologischen Geschichtskonzeptionen umgetrieben, die begriffsgeschichtlich als zwei Pole erscheinen, um welche die Rede von säkularisierter Eschatologie sowohl in ihren affirmativen als auch kritischen Bezügen kreist.²⁶ Das wirft Schwierigkeiten mit einem genealogischen Säkularisierungsbegriff auf, der sich für theologische Implikationen säkularer Ansprüche auf Religion als Säkularisierung solcher Implikationen interessiert. Weidner betont ebenfalls zu Recht, dass diese Rede paradox erscheint, so etwa, wenn es bei Karl Löwith heißt, der »Fortschrittsglaube« habe »die Vorsehung ›ersetzt‹«, in welcher er »›wurzelt‹«,²⁷ oder wenn bei Blumenberg die Rede davon ist, eschatologische Naherwartung sei »›unübersetzbar‹« in Geschichtsphilosophie.²⁸ Hier scheint, auf allen Seiten der Debatte und gleichsam quer durch die Lager, etwas vorausgesetzt, das Hermann Lübke als »Bedingung« eines kulturdiagnostischen Säkularisierungsbegriffs umschreibt: dass »die moderne Kultur einerseits und ihre christliche Herkunft und Vergangenheit andererseits [als] [...] sich ausschließende, miteinander kämpfende Gegensätze erfahren werden«. ²⁹ Die Rede von Säkularisierung, so Weidner, ist hochgradig »unbestimmt«, ³⁰ pendelt zwischen Gestaltwandel und Auflösung von Religion. Es ist ihre Mehrdeutigkeit, die sie kommunikativ anschlussfähig

macht. Entsprechend geht es um »eine Form der Rede, deren Evidenz indirekter, weniger strikt, aber auch umfassender und vielleicht sogar komplexer ist als die des Begriffs. Rhetorik«, so Weidner, »macht etwas wahrscheinlich, sie überzeugt oder überredet, sie veranschaulicht und gibt Orientierung im Vorbegrifflichen. Denn sie wird da wichtig, wo das Begriffliche an seine Grenzen kommt.«³¹

Der Gestaltwandel betrifft auch das Begriffsfeld von Religion als sich wandelndem Bezugsrahmen des Säkularisierungsbegriffs. Zunächst noch angelehnt an den auf Klöster verweisenden, die Enteignung und den Entzug von Kirchengütern anzeigenden Begriffsgebrauch (›Säkularisation‹), wurde das Begriffsfeld im 20. Jahrhundert vielfach mit neuen Bedeutungshorizonten versehen. Als Problem des Gegensatzes und der Übersetzung von Christentum und Moderne, aber auch von Christentum und anderen Religionen, in Verbindung mit Fragen der Politik, der Integration und Institutionalisierung des Islam. Verändert haben sich auch die Bezugsprobleme des Begriffsgebrauchs und das religiöse Feld, auf welches der Begriff bezogen wird und in welches er eingebettet ist. Als »genealogische Erklärung« und »normative Rechtfertigung für den säkularen Charakter europäischer Demokratien« wird ›Säkularisierung‹ zunehmend herausgefordert.³² Der ›säkulare Staat‹ sieht sich mit dem Vorwurf konfrontiert, er führe nicht nur zu einer Gleichbehandlung von Religionen, sondern fordere auch ein bestimmtes Religionsverständnis, auf das sich beziehen muss, wer das Recht auf Religionsfreiheit in Anspruch nimmt.³³ Letzteres tritt z. B. im Streit zwischen Kirchen und staatlichen Instanzen um Deutungshoheit in Fragen des (Nicht-)Habens von Religion im Kontext von Asylentscheidungen zu Tage. Offen ist auch, ob die Ausweitung des Begriffsfeldes Religion durch die Brille der ›Säkularisierung‹ angemessen erfasst werden kann.

Weidners Überlegungen sind auch in einer weiteren Hinsicht aufschlussreich. Obwohl »viele dem Konzept der Säkularisierung vorwerfen, es sei ›letztlich‹ theologisch«, wie in jüngster Zeit im Umfeld kritischer Studien zum Säkularismus argumentiert, würde eine theologische Lesbarkeit des Begriffs oftmals nicht gesehen, was »die Rede von der Säkularisierung

25 Daniel Weidner: *Rhetorik der Säkularisierung. Über eine Denkfigur der Moderne*, Frankfurt a. M. 2024, S. 97; Hermann Lübke: *Säkularisierung. Geschichte eines ideenpolitischen Begriffs* (1965), Freiburg 2003, S. 90.

26 Vgl. Lorenz Trein: »›Weil das Christentum nie eine Geschichte hat haben wollen‹. Theologische Voraussetzungen und eschatologische Ambiguität der Säkularisierung in religionswissenschaftlicher Sicht«, in: *Theologische Zeitschrift* 76.1 (2020), S. 56–77; ders.: *Beobachtungen der Säkularisierung und die Grenzen der Religion*, Tübingen 2023.

27 Weidner: *Rhetorik der Säkularisierung* (Anm. 25), S. 159.

28 Ebd., S. 218.

29 Lübke: *Säkularisierung* (Anm. 25), S. 40.

30 Weidner: *Rhetorik der Säkularisierung* (Anm. 25), S. 159.

31 Ebd., S. 24.

32 Casanova: *Europas Angst* (Anm. 24), S. 8–10, hier S. 8.

33 Vgl. Astrid Reuter: *Religion in der verrechtlichten Gesellschaft. Rechtskonflikte und öffentliche Kontroversen um Religion als Grenzarbeiten am religiösen Feld*, Göttingen 2014.

theologisch blind« mache.³⁴ Auf methodische Implikationen dieser These will ich unten eigens zurückkommen. Sofern es dabei um Zusammenhänge geht, die »das geschichtliche Verhältnis« betreffen, »in dem die moderne Zivilisation sich zu ihrer christlich geprägten Vergangenheit befindet«,³⁵ stellt sich die Frage nach den epochalen Signaturen des Säkularisierungsbegriffs. In einem Überblick zu Säkularisierungsdebatten hat der Soziologe Hartmut Tyrell darauf verwiesen, dass dieser genealogische Fragehorizont keineswegs von Dauer war. »Die ›genealogische‹ Begriffsvariante von ›Säkularisierung‹, die in der Nachkriegszeit zunächst so dominant war, spielte, so viel Kredit sie auch hatte, in den Debatten der Folgezeit keine bedeutende Rolle mehr. Auch eine theologisch vorgetragene Kritik an der Moderne und ihrer ›Legitimität‹ ist seither kaum noch zu hören.«³⁶ Was bei Tyrell, der für die jüngere Zeit weitgehend religionssoziologische Debatten fokussiert, außen vor bleibt, ist das Interesse an einem genealogischen Begriff der ›Säkularisierung‹, wie es sich in kritischen Studien zum ›Säkularismus‹ und zum Begriff des ›Säkularen‹ (etwa bei Talal Asad oder Gil Anidjar) oder in den Diskussionen zum Anthropozän (etwa bei Bruno Latour) beobachten lässt.³⁷

Gleichzeitig hat sich der Begriff, so die These bei Lucian Hölscher, in den 1960er Jahren zu einer religiösen Reflexionsformel entwickelt, die einerseits einen kirchlichen Reformdiskurs darüber artikuliert, wie »Liturgie« zeitgemäß gestaltet werden kann, zum anderen die »Sorge« vor einem »weiteren Abfall der modernen Gesellschaft von Gott«.³⁸ In Beobachtungen eines gesellschaftlichen Bedeutungsverlustes

von Religion spiegelt sich auch der kirchliche Blick auf andere Religionen. Thomas Mittmann argumentiert, »dass sich beide Kirchen die Säkularisierungserwartungen [...] der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit an muslimische Migranten seit Mitte der 1970er Jahre zu eigen machten«.³⁹ Während »sich die christlichen Institutionen [...] als paradigmatische Vorbilder einer ›säkularen Religion‹« beobachteten, wurde das für den Islam so nicht gesehen.⁴⁰ Daraus wurde ein kirchliches »Mitspracherecht« am Islamdiskurs abgeleitet, was sich Mittmann zufolge bis in die Gegenwart fortsetzt.⁴¹

IV.

Was die lexikalische und auch alltagssprachliche Spannweite des Begriffsfeldes in dieser Zeit betrifft, sei an dieser Stelle exemplarisch auf das (bei Lehmann nicht besprochene) *Lexikon der Religionen* aus dem Jahr 1987 verwiesen, welches das von Franz König begründete *Religionswissenschaftliche Wörterbuch* von 1956 fortführt.⁴² Während sich im *Wörterbuch* kein Stichwort findet, auch nicht zu ›Säkularisation‹, wird im *Lexikon* unter ›Säkularisation‹ ohne weitere Angabe auf ›Säkularisierung‹ verwiesen. Dieses Stichwort ist in zwei Abschnitte über »Begriffsgeschichte« und »Erscheinungsformen« geteilt. Der erste Abschnitt macht ungefähr ein Drittel der Gesamtlänge des Eintrags aus (vgl. 572). Zur Begriffsgeschichte wird auf Studien von Hermann Lübke und Hans Blumenberg verwiesen. Diese hätten gezeigt, »daß der Ursprung des Begriffs Säkularisierung, wie er im Westen gebraucht wird, zeitlich wie räumlich einigermaßen feststeht. Er gehört entwicklungs-geschichtlich in das 19. Jahrhundert, und zwar in den abendländischen Sprachraum« (ebd.). Sodann werden »Säkularisation, Säkularisierung, Säkularismus und Säkularität« voneinander differenziert: »Alle diese Wörter haben es mit der Welt, Weltlichkeit, Welt-Wer-

34 Weidner: *Rhetorik der Säkularisierung* (Anm. 25), S. 97.

35 Lübke: *Säkularisierung* (Anm. 25), S. 86. In diesem Zusammenhang spricht Lübke von »Säkularisierung« als »genealogische Kategorie«.

36 Hartmann Tyrell: »Säkularisierung. Eine Skizze deutscher Debatten seit der Nachkriegszeit«, in: Michael Hainz/Gert Pickel/Detlef Pollack u. a. (Hg.): *Zwischen Säkularisierung und religiöser Vitalisierung. Religiosität in Deutschland und Polen im Vergleich*, Wiesbaden 2014, S. 51–66, hier S. 56.

37 Trein: *Beobachtungen der Säkularisierung* (Anm. 26).

38 Lucian Hölscher: »Die Säkularisierung der Kirchen. Sprachliche Transformationsprozesse in den langen 1960er Jahren«, in: Wilhelm Damberg (Hg.): *Soziale Strukturen und Semantiken des Religiösen im Wandel. Transformationen in der Bundesrepublik Deutschland 1949–1989*, Essen 2011, S. 203–214, hier S. 208. Zur Liturgie: »Die Säkularisierung der Kirchensprache richtete sich daher in den langen 1960er Jahren in erster Linie gar nicht nach außen, sondern nach innen. Ihr zentrales Feld war die Reform der kirchlichen Liturgie, welche über die Sprache hinaus auch andere symbolische Formen des Gottesdienstes umfasste. In experimentierender Erkundung wurden dabei immer neue Medien und Ausdrucksmittel erprobt« (ebd., S. 212).

39 Thomas Mittmann: »Säkularisierungsvorstellungen und religiöse Identitätsstiftung im Migrationsdiskurs. Die kirchliche Wahrnehmung ›des Islams‹ in der BRD seit den 1960er Jahren«, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 51 (2011), S. 267–289, hier S. 270.

40 Ebd. Dazu mehr in Lorenz Trein/Christoph Auffarth (Hg.): *Säkulare Religion. Ein Beitrag zur Säkularisierungsdebatte*, Tübingen 2024.

41 Mittmann: »Säkularisierungsvorstellungen und religiöse Identitätsstiftung im Migrationsdiskurs« (Anm. 39), S. 285.

42 Vgl. Hans Waldenfels (Hg.): *Lexikon der Religionen*, Freiburg u. a. 1987. Nachweise hieraus im Folgenden mit Angabe der Seitenzahl direkt im Text; Franz König (Hg.): *Religionswissenschaftliches Wörterbuch. Die Grundbegriffe*, Freiburg 1956.

dung und im negativen Sinn mit Verweltlichung zu tun.« (ebd.) »Säkularisation« stehe – im Anschluss an Lübke – für den »Entzug oder die Entlassung einer Sache, eines Territoriums oder einer Institution aus kirchlich-geistlicher Observanz und Herrschaft«; »Säkularisierung«⁴³ für »den Prozeß der Loslösung der verschiedenen Elemente des menschlichen Lebensbereiches (wie Anschauungen, Sitten, Gesellschaftsformen, selbst Sachen und Personen) oder von dessen Gesamtheit aus der Bestimmung durch die Religion«; »Säkularität« heiße »dann das Ergebnis des genannten Prozesses«, »Säkularismus« hingegen »entweder der zu einem weltanschaulichen Programm erhobene Säkularisierungsprozeß oder das in falscher Weise ideologisierte Ergebnis des Prozesses« (ebd.). Letzterer sei aber keineswegs als ein historisch partikularer zu verstehen.

»Der Säkularisierungsprozeß [...] ist nicht nur ein geistes- und gesellschaftsgeschichtliches Produkt der aufgeklärten Neuzeit, sondern ein der Geschichte schon immer Innewohnendes. Denn immer dann ist von einer Säkularisierung zu sprechen, wenn der Mensch sich frei macht von religiös geprägten Verhaltensmustern und sich orientiert an den immanenten Eigengesetzlichkeiten der Wirklichkeitsbereiche.« (ebd.)

Der Abschnitt zu den »Erscheinungsformen« bringt eine globale Perspektive ins Spiel: »Säkularisierung im Abendland«, »in Asien« und »Weltweite Säkularisierung« (572 f.).⁴⁴ In Europa (»Abendland«) wird

»eine klare Herausforderung des Christentums und seiner institutionellen Form« gesehen (572). Gleichzeitig geht es um Ideologisierung von »Diesseitigkeit und Innerweltlichkeit« und Reaktionen der Theologien darauf in zwei Richtungen: einer scharfen Unterscheidung, die »das Christentum aus dem Kontext religiöser Angebote und Ansprüche« heraushebt, was an eine theologische Religionskritik anschließt, und einer religiösen Vereinnahmung von »Säkularisierung« als in Religion selbst angelegtem Freisetzungsprozess (ebd.). Zu »Asien« wird betont, dass »Säkularisierung« hier sowohl »westlich« bedingt als auch Ausdruck eigener »Entwicklungen« und zwischen Weltbegriffen der dortigen Religionen zu unterscheiden sei (572 f.). Global stellen sich für »Säkularisierung« – als Herausforderung des Fortbestehens von Religion – unter Bedingungen einer durch »moderne Technik« verschalteten Welt neue Bezugsprobleme wie »die Pluralität der Weltanschauungen« oder »immanente [...] Transzendenz Erfahrung[en]« (573).

Als globales Phänomen wird »Säkularisierung« auch in der 19. und 20. Auflage des *Brockhaus* (1992/1998) benannt.⁴⁵ Die als Online-Format erscheinende *Brockhaus-Enzyklopädie*, die der 21. Auflage des *Brockhaus* (2005-2006) nachfolgt, enthält folgende Begriffsbestimmung (daneben geht es um »Wortgeschichte«, »Philosophisch-theologische Erklärungsmuster« sowie »Aktuelle Problematik«):

»Der Begriff Säkularisierung sowie der oft synonym verwendete Terminus Säkularisation bezeichnen im Wesentlichen drei Phänomene: 1) die historischen Vorgänge, die zur Überleitung geistlicher Besitztümer in die Verfügungsgewalt des Staates geführt haben (Säkularisation); 2) jenen gesamt-kulturellen Prozess, der in der europäischen Neuzeit zu einer immer größeren Autonomie der Lebensgestaltung und Weltanschauung gegenüber kirchlichen und religiösen Ordnungssystemen geführt hat; 3) die ideelle Transformation und das Weiterwirken ursprünglich christlicher Sinngehalte außerhalb des im engeren Sinn religiösen Bereichs. Von der Säkularisierung zu scheiden ist der ähnliche Begriff »Säkularismus«, der sowohl die definitive Lösung von der Religion als auch eine Art historisch feststellbares Resultat der Säkularisierung bezeichnet; dieses antireligiöse

43 Im Anschluss an Keller, Albert: »Säkularisierung«, in: Karl Rahner/Adolf Darlap/Gustave Weigl u.a. (Hg.): *Sacramentum Mundi. Theologisches Lexikon für die Praxis*, Bd. 4, Freiburg 1969, Sp. 360–371; vgl. Raab, Heribert: »Säkularisation«, in: Rahner/Darlap/Weigl u.a. (Hg.): *Sacramentum Mundi. Theologisches Lexikon für die Praxis*, Sp. 353–359.

44 Im *Wörterbuch der Religion* von Anton Anwander heißt es, dass »Säkularisation [...] im eigentlichen Sinn [...] auf das Christentum, noch genauer auf die katholische Kirche beschränkt sei« – beide Begriffe werden hier synonym verwendet mit Blick auf »die ohne kirchliche Erlaubnis erfolgende Einziehung und Verwendung von Gütern kirchlichen Eigentums und kirchlicher Bestimmung für staatliche und weltliche Zwecke.« Anton Anwander: *Wörterbuch der Religion*, 2., neubearb. Aufl., Würzburg 1962, S. 466–467, hier S. 466. Der Eintrag ist deckungsgleich mit dem der ersten Auflage (vgl. Anton Anwander: *Wörterbuch der Religion*, Würzburg 1948, S. 255–256). Die »Säkularisation« wird hier ambivalent bewertet: »Trotz rechtlicher Umkleidung war die große S. ein »ungeheurer Rechtsbruch« (Treitschke) und sie schädigte das katholische Caritaswirken und den Rang im Geistes- und Gesellschaftsleben der Nation, der den Katholiken gebührt, bis zur Gegenwart schwer. [...] Zudem darf man nicht einseitig das Unrecht und das Unglück der S. betonen; sie räumte mit veralteten Begriffen und Methoden

auf, kam dem wirtschaftlichen Zusammenbruch mancher Klöster und allzu weltlicher geistlicher Unternehmungen nur zuvor und ließ jedenfalls mehr Kunst und Kultur bestehen als die Weltkriege.« (ebd., S. 256)

45 Vgl. Lehmann: »Säkularisation und Säkularisierung« (Anm. 1), S. 54.

Selbstverständnis ist zwar eine Möglichkeit innerhalb der Formen der Säkularisierung, aber nicht mit ihr identisch.⁴⁶

Im *Lexikon der Globalisierung* (2011) klingen kritische Töne an, die mit Erwartungen an Religionen im modernen Verfassungsstaat zu tun haben:

»Um Politik vor Religion zu schützen und Religionsfreiheit zu verteidigen, muß der Staat ›Religion‹ zunächst identifizieren. Insoweit dies Gegenstand des Rechts wird, eignet sich der Staat die theologische Aufgabe an, etwas als Ausdruck von Religion zu definieren, und zwingt den BürgerInnen seine Definition auf. Dies können religiöse BürgerInnen als Einmischung in ihren privaten Glauben verstehen.«⁴⁷

V.

Eine Überlagerung historischer und normativer Begriffsdimensionen lässt sich in der *Brockhaus-Enzyklopädie* an der Rede von den »Schwächen der Säkularisierung in der Neuzeit« ausmachen, »unter denen der moderne Mensch mehr oder weniger bewusst« leide und die im »›Verbrauch‹ geistiger Werte im Sinne des allgemeinen Konsums oder in einer Sakralisierung innerweltlicher Vorgänge« lägen.⁴⁸ Offen sei,

»[o]b sich im Austausch mit anderen kulturellen und religiösen Traditionen auch neue Möglichkeiten ergeben, die Einseitigkeiten einer totalen Entmythisierung oder Remythisierung zu überwinden sowie das dualistische Auseinanderfallen von areligiös-innerweltlichem Selbstverständnis und religiösem Glauben, von gegenwärtiger Welterfahrung und Traditionsbezug, von wissenschaftlichem Weltbild und umfassender Sinnerfahrung, von Individualität und Gemeinschaft.«⁴⁹

Hier scheint die Annahme eine Rolle zu spielen, dass Religion und Wissenschaft prinzipiell als Gegensätze und Transzendenz nur mit Blick auf Außerweltliches erfahren werden.⁵⁰

Dass solche Normierungen von Religion Gegenstand ideologiekritischer Reflexionen werden, lässt sich exemplarisch im erwähnten *Lexikon der Globalisierung* (2011) beobachten.⁵¹ Hier zeigt sich ganz deutlich der Wandel von Bezugsproblemen des Säkularisierungsbegriffs in postkolonialen Kontexten anhand von Konflikten um Integration, der Hinterfragung der weltanschaulichen Neutralität des Staates und dessen Umgang mit dem Islam und religiösen Minderheiten, die auch eine Folie für die Beobachtung einer fortschreitenden Säkularisierung im Sinne eines weiter um sich greifenden Akzeptanzverlustes der Kirchen sind.⁵² In der postkolonialen Kritik am Säkularismus werden säkulare Ansprüche auf Religion mit Blick auf moderne Religionsbegriffe, muslimische Frömmigkeitspraktiken und Konzepte öffentlicher Religion im modernen Nationalstaat als ›theologische‹ hinterfragt. Gleichzeitig ist die christliche Herkunft des Begriffsfeldes (›Säkularisierung‹, ›das Säkulare‹, ›säkular‹, ›Säkularismus‹) ein wichtiges Stichwort der Diskussion.⁵³ Das gilt auch für den breiteren Sprachgebrauch. In der *Brockhaus-Enzyklopädie* werden »die ideelle Transformation und das Weiterwirken ursprünglich christlicher Sinngehalte außerhalb des im engeren Sinn religiösen Bereichs« als ein »Phänomen« der »Säkularisierung« bezeichnet.⁵⁴

Die Historisierung des Begriffsfeldes wird erklären müssen, warum die Wiederaufnahme eines genealogischen Säkularisierungsbegriffs, im Sinne einer ›Kategorie historischer Illegitimität‹ (Hans Blumenberg), Optionen einer Modernekritik aktualisiert, in welcher die christliche (Vor-)Geschichte des »Säkula-

46 O. V.: »Säkularisierung«, in: *Brockhaus Enzyklopädie Online*, <https://brockhaus-de.emedien.uni-muenchen.de/ecs/enzy/article/säkularisierung> (aufgerufen am 29.02.2024). Der Eintrag »Säkularisation« hingegen ist ungleich kürzer; vgl. O. V.: »Säkularisation«, *Brockhaus Enzyklopädie Online*, <https://brockhaus-de.emedien.uni-muenchen.de/ecs/enzy/article/säkularisation> (aufgerufen am 29.02.2024).

47 Talal Asad: »Säkularisierung«, in: Ferdinand Kreff/Eva-Maria Knoll/Andre Gingrich (Hg.): *Lexikon der Globalisierung*, Bielefeld 2011, S. 344–347, hier S. 345.

48 O. V.: »Säkularisierung« (Anm. 46).

49 Ebd.

50 Vgl. dazu kritisch Trein/Auffarth (Hg.): *Säkulare Religion* (Anm. 40).

51 Asad: »Säkularisierung« (Anm. 47), S. 347: »Der säkularisierte Staat beabsichtigt einen geeinten Staatskörper loyaler BürgerInnen zu schaffen, in dem spezifische religiöse Vorstellungen nicht entzweierend wirken. Dafür muss der Staat jedoch einen entsprechenden Typus von BürgerInnen formen und Religion identifizieren und überwachen.«

52 Zum Akzeptanzverlust aus kirchlicher Sicht vgl. den von der EKD herausgegebenen Band *Wie hältst du's mit der Kirche? Zur Bedeutung der Kirche in der Gesellschaft. Erste Ergebnisse der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung*, Leipzig 2023. Zu kirchlicher Islamkritik seit dem 11. September 2001 vgl. Mittmann: »Säkularisierungsvorstellungen und religiöse Identitätsstiftung im Migrationsdiskurs« (Anm. 39), S. 286–288.

53 Vgl. Asad: »Säkularisierung« (Anm. 47), S. 344.

54 O. V.: »Säkularisierung« (Anm. 46).

rismus« – im *Lexikon der Globalisierung* »die Trennung von Religion und Staat als zentrales Element der Säkularisierung«⁵⁵ – genau dort eine Rolle spielt, wo ein Gegensatz zum Islam aufgemacht wird, der zu verschiedenen Bedeutungszuordnungen führt. Dazu hat Aziz Al-Azmeh unlängst eine interessante Beobachtung formuliert:

»[I]t is noteworthy that the grafting of secularism onto the history of Christianity has for some time now been very much in vogue, primarily in arguments against Islam's receptivity to secularism. Asad concurs entirely, like the vast majority of secularism's Islamist and post-colonial critics. This is a variation on an older trope of denigration directed at the Enlightenment, later at Marxism, and now at secularism, when considered as both pseudo-religious and para-religious movements. This is an old trope, used by Herder and de Maistre, persisting most famously with Carl Schmitt, shared by Heidegger's ambivalent acolyte Karl Löwith, and leaving an imprint on the Frankfurt School. This trope continued to flourish in Cold War polemics that continues to thrive today.«⁵⁶

Wenn Talal Asad, der Verfasser des Stichworts im *Lexikon der Globalisierung* (2011), an anderer Stelle davon spricht, dass die lebensweltliche Realität des ›Säkularen‹, welche er von Naturwissenschaften und Menschheitsgeschichte als Erklärungsmächten dominiert sieht, ein religiöses Zeit- und Geschichtsempfinden problematisch bis unmöglich erscheinen lässt, also beide in einen Gegensatz bringt,⁵⁷ stellt sich andererseits auch hier wieder das Problem der theologischen Lesbarkeit des Bedeutungsfeldes der

Säkularisierung im Allgemeinen und der Suche nach religiösen Alternativen im Kontext anthropologischer Erkundungen des ›Säkularen‹ im Besonderen.⁵⁸

An dieser Stelle möchte ich die bereits angeklungene Frage nach dieser Lesbarkeit etwas zuspitzen, die Daniel Weidner zufolge auch mit der Beobachtung zu tun hat, die Rede von Säkularisierung »sei ›letztlich‹ theologisch«.⁵⁹ Das ist oftmals als Einwand gegen säkulare Ansprüche auf Religion gemeint. Diese erscheinen illegitim, weil in ihnen theologische Unterscheidungen oder Narrative nachwirken, die nicht mehr als solche erkannt werden. ›Säkular‹ meint dann genau diese Unbestimmtheit zwischen einer religiösen Abkunft und einer säkularisierten Gegenwart, eine Unbestimmtheit, die immer erst noch ausgedeutet werden muss und neue Begriffseinsätze fordert. Gleichzeitig werden Begriffsgeschichten, die nahelegen, dass Säkularisierung theologisch mit ganz widersprüchlichen Bewertungen versehen ist, in der Wiederaufnahme eines genealogischen Säkularisierungsbegriffs in den postkolonialen Studien über den Säkularismus, die einen theologischen Zusammenhang des Begriffs unterstellen, selten in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt. Vermutlich spricht Weidner in diesem Zusammenhang von einer »Blindheit« des Säkularisierungsdiskurses; diese sei »wohl zugleich Ausdruck und Folge davon, dass man heute oft von Säkularisierung spricht, um selbst Theologie zu betreiben, ohne das einzugestehen«.⁶⁰

Die Aufgabe einer Begriffsgeschichte besteht auch darin, diese Ambiguität im Licht des sprachlichen Wandels nachzuzeichnen, etwa mit Blick auf die Rezeption theologischer Begriffssprachen im breiteren kirchlichen Diskurs und der Alltagssprache, aber auch in anderen Wissensfeldern wie der Philosophie, Anthropologie oder Geschichtswissenschaft. Historisierung und Genealogie, welche die Kontingenz von Begriffs- und Diskursfeldern in Rechnung stellen, erlauben, Begriffe auch in nicht-theologischen Kontexten als theologisch deutbar zu beschreiben. Als Beispiel möchte ich auf eine Stelle aus dem unlängst edierten Briefwechsel zwischen Reinhart Koselleck und Hans Blumenberg verweisen. In einem längeren

55 Asad: »Säkularisierung« (Anm. 47), S. 344.

56 Aziz Al-Azmeh: »Secularism and its Enemies«, *Working Paper Series of the CASHSS „Multiple Secularities – Beyond the West, Beyond Modernities“* 15, Leipzig University 2020, <https://doi.org/10.36730/2020.1.msbwbm.15> (aufgerufen am 29.10.2024), S. 32 f. Das ließe sich an die Frage nach »ideenpolitischen Implikate[n] der Säkularisierungs-Kritik« anschließen. Hermann Lübke: »Säkularisierung als geschichtsphilosophische Kategorie«, in: Helmut Kuhn/Franz Wiedmann (Hg.): *Die Philosophie und die Frage nach dem Fortschritt*, München 1964, S. 221–239, hier S. 237. Al-Azmeh kritisiert die These in mehrerlei Hinsicht, u. a. mit Blick auf ihr ahistorisches Religionsverständnis. Dazu auch Jonathan Sheehan: »In the Christian Archives: Sacrifice, the Higher Criticism, and the History of Religion«, in: *Modern Intellectual History* 19.4 (2022), S. 1208–1226.

57 Talal Asad: »Autobiographical Reflections on Religion and Anthropology«, in: *Religion and Society: Advances in Research* 11 (2020), S. 1–7, hier S. 6.

58 Auf eine gewisse Nähe zu den Positionen der »radikalen Orthodoxie« um John Milbank weist hin Michaela Neuling: *Zwischen Dolorismus und Perfektionismus. Konturen einer politischen Theologie der Verwundbarkeit*, Paderborn 2018, S. 171–173.

59 Weidner: *Rhetorik der Säkularisierung* (Anm. 25), S. 97.

60 Ebd.

Brief vom Dezember 1975 kommt Koselleck ausführlich auf Blumenbergs »Einwände gegen die Säkularisierungsthesen«⁶¹ zu sprechen:

»Nun ist sicher unbestreitbar, daß der Fortschritt, auf einen reinen Begriff gebracht, nichts mit der Eschatologie, soweit sie auf ihren christlichen Begriff gebracht wird, zu tun hat. Insofern stimme ich Ihnen aus Gründen der theoretischen Sauberkeit völlig zu, wenn Sie sich gegen Ableitungsthesen wehren. Aber solche ex-post zu treffenden Unterscheidungen greifen während der frühen Neuzeit nur sehr schlecht, weil meines Erachtens die von mir genannten Zwischenformen aufweisbar sind, ohne eindeutig einem geschichtlichen Fortschrittslager oder einem christlichen Hoffnungslager zugewiesen werden zu können. Gerade wenn man die Geschichte nicht substantialistisch denkt, müssen doch solche Übergangsformen erst recht erlaubt sein. Wie soll man sie benennen? Wenn Säkularisierung soviel bedeuten soll wie ›Entjenseitigung‹, dann könnte der Ausdruck doch wohl verwendet werden. Im übrigen halte ich es für richtig, daß man nach Ihrer Kritik besser auf diesen Ausdruck verzichten sollte, zumal er so viele Nebenbedeutungen in sich versammelt, die in die Irre führen.«⁶²

Ungeachtet der Frage, ob Koselleck mit der Unterscheidung von Begriff beziehungsweise Theorie und Geschichte Blumenbergs Kritik an dieser Stelle treffend erfasst,⁶³ fällt doch der Hinweis ins Auge, dass »Fortschritt« und »Eschatologie« strenggenommen nicht auf einen Begriff gebracht werden können. Gleichzeitig scheint das Interesse an »Zwischenformen« ohne eine solche Unterscheidung wenig sinnvoll zu sein. Wissenssoziologisch gesprochen kann wechselseitige Durchdringung nur dann beobachtet werden, wenn eine Differenzierung dessen, was sich durchdringt, vorausgesetzt ist.⁶⁴ Das schließt eine

Grenze ein (hier zwischen Eschatologie und Fortschritt), die nicht einfach gegeben ist, sondern durch Akteure oder Beobachter ausgehandelt wird und auch verschoben werden kann. Hier setzt Begriffsgeschichte mit der Beobachtung einer Kontingenz des Begriffs- oder Diskursfeldes an, das Säkularisierung auch als Entfaltung von Paradoxien in den Blick bringt. Die moderne »Machbarkeit der Geschichte« unterscheidet sich von einem eschatologischen Geschichtsbewusstsein, weil sie in einer genealogischen Beziehung zum »aus dem Christentum stammenden Erwartungshorizont einer paradiesischen Zukunft« steht.⁶⁵ Andernfalls, so Koselleck, wäre das moderne Zeit- und Geschichtsempfinden schlicht unbestimmbar.⁶⁶

VI.

Die Historisierung eines genealogischen Säkularisierungsbegriffs, die dessen Mehrdeutigkeit und Unbestimmtheit offenlegt, ist insofern unabgeschlossen, als jede Genealogie einen blinden Fleck aufweist, der Gegenstand einer weiteren Genealogie und Begriffsgeschichte werden kann. Damit lässt sich in verschiedener Hinsicht umgehen. Eine Antwort hat mit der Untersuchung des sprachlichen Wandels der Bezugsprobleme dieses Begriffes zu tun. Diese macht Verschiebungen im Religionsdiskurs deutlich, die keineswegs nur das Verhältnis von Islam und Säkularismus betreffen. Auch mit den Diskussionen um das Anthropozän, die längst Teil der Alltagssprache geworden sind, werden Diagnosen der Moderne aufgeworfen, die an die ältere Diskussion über säkularisierte Eschatologie anschließen.⁶⁷ Dabei geht

61 Jan Eike Dunkhase/Rüdiger Zill (Hg.): *Hans Blumenberg, Reinhart Koselleck. Briefwechsel 1965–1994*, Berlin 2023, S. 76.

62 Ebd., S. 78 f.

63 Vgl. auch ebd., S. 78: »Ihre theoretischen Unterscheidungen zwischen der Eschatologie und dem Fortschritt sind in sich völlig zwingend und schlüssig. Aber das historische Material kennt eben eine Fülle von Übergangsformeln, Zwischenlösungen, logisch widersprüchlichen Aussagen, Vermischung von Methodenbewußtsein und Hoffnungsstrukturen.«

64 So Volkhard Krech: »Die operative Schließung der Religion und ihre semantische sowie sozialstrukturelle Relevanz: Anmerkungen zu Wolfgang Eßbachs *Religionssoziologie* in differenzierungstheoretischer Hinsicht«, in: Trein/Auffarth (Hg.): *Säkulare Religion* (Anm. 40), S. 115–154, hier S. 117.

65 Dunkhase/Zill (Hg.): *Hans Blumenberg, Reinhart Koselleck* (Anm. 61), S. 79.

66 Im Zusammenhang: »Wenn man aus dem Fortschrittsglauben alle Perfektionsideale wegstreicht, wenn man aus ihm den Vorsehungsglauben wegstreicht, so bleibt in der Tat nur die Machbarkeit der Geschichte übrig: das ist aber nur ein Aspekt des Fortschrittsglaubens, der theoretisch als der einzig neue Gedanke gekennzeichnet werden mag. Aber ohne das Polster der anderen überkommenen Vorstellungen ist er zur Gänze nicht bestimmbar. Und wenn wirklich nur die Machbarkeit der Modernitätskern des Fortschrittsglaubens wäre, so wäre er schnell als reiner Irrtum bloßer Utopie über Bord gegangen. Ohne die Rückversicherung an den stoischen Vorsehungsglauben und ohne den aus dem Christentum stammenden Erwartungshorizont einer paradiesischen Zukunft würde die vermeintliche Machbarkeit der Geschichte schnell in sich zusammensinken.« (Ebd.) Vgl. zu Löwith auch ebd., S. 76 f., wo Koselleck sich verteidigt. Er habe sich in seiner Dissertation methodisch von diesem abgehoben.

67 Vgl. Lorenz Trein: »Über die Unverfügbarkeit der Geschich-

es um die Frage nach der Rolle des Christentums in der Ausformung neuzeitlicher Mensch-Natur-Verhältnisse und damit verbundene Forderungen nach einer neuen Religion. Solche Debatten sind keineswegs nur auf akademische Kreise im engeren Sinn beschränkt, sondern haben weltweit zu Reaktionen institutionalisierter Religionen etwa darauf geführt, wie mit den Herausforderungen des Klimawandels angesichts der Forderungen nach einem neuen ökologischen Ethos umzugehen sei.⁶⁸

Eine andere Antwort hat mit der Überlegung zu tun, Paradoxien in den Beobachtungen der Säkularisierung als solche ernst zu nehmen und Unterscheidungen zu beschreiben, die solchen Beobachtungen zugrunde liegen und durch diese hervorgebracht werden. Das bindet die Historisierung der Mehrdeutigkeiten und Unbestimmtheiten, die »Rhetorik der Säkularisierung« (Daniel Weidner), in die das Reden von und mit Begriffen eingelassen ist, an einen gesellschaftstheoretischen Rahmen zurück, der davon ausgeht, dass der Gebrauch von Begriffen oftmals, aber keinesfalls immer, im Wissen darum erfolgt, dass Begriffe auch anders verwendet werden und anders verwendet werden können. Das lässt darauf schließen, dass sich Beobachter voneinander unterscheiden und genau dadurch in einer Wechselbeziehung stehen, was semantische Transfers bedingt. Benjamin Ziemann hat für die »Jahrzehnte seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs« von einer »rapide[n] Proliferation von Säkularisierungssemantiken« gesprochen.⁶⁹ Dabei bezieht er sich auf eine Überlegung von Niklas Luhmann, der »Säkularisierung« unter »semantische Formen« rechnet, »mit denen religiöse Beobachter ihren Platz in einer durch funktionale Differenzierung geprägten Gesellschaftsform beschreiben und auf diese Herausforderung einer ›säkular‹ erscheinenden Umwelt reagieren«. ⁷⁰ Luhmanns Überlegung ist insofern interessant, als diese Semantik auch jenseits religiöser Beobachter Verbreitung findet. Von einem Gegensatz von »Religion und Säkularisierung« will er aber »nur in einem religiösem Kontext« sprechen, im

Sinne einer »Beschreibung durch einen bestimmten Beobachter, nämlich die Religion«. ⁷¹ Hier wird die Mehrdeutigkeit und Unbestimmtheit eines Begriffs limitiert, um ihn einerseits als religiösen identifizieren zu können und andererseits in Rechnung zu stellen, dass Religion und Säkularisierung, in unserem Falle Geschichte und Eschatologie, auch aus Sicht anderer Beobachter als Gegensätze beschrieben werden: »alle[r]«, »die zu beobachten versuchen, wie vom Religionssystem aus beobachtet wird«. ⁷² Das heißt, Beobachtungen von Säkularisierung aus religiöser Sicht sind auch für andere Beobachter der Religion aufschlussreich, ohne dadurch zu religiösen Beobachtungen zu werden. Wenn dabei, wie mit Blick auf das Verhältnis von Fortschritt und Eschatologie, von Gegensätzen die Rede ist, was sich für Koselleck, Blumenberg, Löwith und viele andere gut zeigen lässt, erweisen sich Luhmanns Überlegungen auch für die Begriffsgeschichte als außerordentlich aufschlussreich. Anders als von einem genealogischen Säkularisierungsbegriff nahegelegt, muss hier zur Beschreibung semantischer Transfers keine verkappete Theologie (›säkularisierte Eschatologie‹) unterstellt werden und umgekehrt kein sprachlich normierender Gegenbegriff davon, was Religion eigentlich heißen soll.

te: Transzendenzbezüge historischer und sozialer Zeit in Diskursen über das Anthropozän«, in: Barbara Picht/Henning Trüper (Hg.): *Epochenwenden und Epochenwandel* (erscheint 2025).

68 Hinweise dazu in Bron Taylor: *Dunkelgrüne Religion. Naturspiritualität und die Zukunft des Planeten*, übers. von Kocku von Stuckrad, Leiden 2020 (engl. 2009).

69 Benjamin Ziemann: »Säkularisierung und Neuformierung des Religiösen: Religion und Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts«, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 51 (2011), S. 3–36, hier S. 10.

70 Ebd.

71 Niklas Luhmann: *Die Religion der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 2002, S. 282 f.

72 Ebd., S. 289. Dazu ausführlicher Trein: *Beobachtungen der Säkularisierung* (Anm. 26).

STRUCTURES OF REPETITION KOSELLECK, SERIALITY, AND THE PRACTICES OF CONCEPTUAL HISTORY

Sean Franzel

Though the term seriality is not a central element of Koselleck's critical vocabulary, his writings are very much attuned to how patterns of repetition and variation—defining features of serial forms—shape experiences of historical events,¹ organize language use, and inform how historical sources are produced and evaluated. Koselleck explores how human actors experience structures of repetition and eventfulness in historical time by identifying similarities and variation in multiple related phenomena or events, with certain events forming series that unfold sequentially or synchronically. Koselleck also provides tools for viewing different linguistic usages as series by exploring how language depends both upon repeated use and subtle (and not so subtle) variation. Relatedly, he is quite aware of serial publication as a constitutive feature of a variety of historical sources that are at the heart of the scholarly practices informing conceptual history, including the efforts of modern lexicons and other research aids—from the Grimm brothers' dictionary to the *Geschichtliche Grundbegriffe* (GG) lexicon and beyond—to build upon and successively augment each other. Whether understood in experiential, semantic, or material terms, serial structures and forms play a central part in Koselleck's thought, and his work has the potential to enrich recent debates about seriality.

Concepts of seriality have become an integral part of multiple scholarly debates in the past fifty years or so. Discussions of seriality represent a point of convergence between different disciplines, including history and historiography, literary studies, art history, media history, and more. These debates involve parsing whether seriality is primarily a quality of phenomena themselves or whether it is more aptly understood as a mode of representation based in specific forms

and media formats. Such debates have the potential to inform historiographical and metahistoriographical discussions, and can also indicate where conceptual history and other related research programs can both build upon and go beyond Koselleck's work. To explore these questions, I begin this essay by exploring the concept of seriality and its historical applications before turning to Koselleck's engagement with concepts proximate to seriality and serial form such as »structures of repetition« (*Wiederholungsstrukturen*). As Stefan-Ludwig Hoffmann puts it in his recent study on Koselleck, his »theory of history can be understood as the search for historical structures of repetition in a time of extremes,« i. e. in Koselleck's own time of modernity.² After exploring several key terms of Koselleck's critical vocabulary, including his insight that series of actions, events, and linguistic usages have different temporalities and can be seen to stand in relation to one another as »layers of time« (*Zeitschichten*), I turn to how the practices of conceptual history involve the examination of serial forms as well as the production of history writing in serial form. Approaching Koselleck's broad body of work through the lens of seriality thereby has the potential to highlight its interdisciplinary ramifications.

I. SERIALITY AS ›SUBSTANCE‹ AND ›METHOD‹

On a general level, a series is a set or sequence of multiple entities organized according to the relationships of these different parts; the Latin word *serere* means to join together or bind. *Reihe* (row), a German term for series, has clear spatial connotations, along with implicitly suggesting temporal relations

1 Cf. Umberto Eco: »Interpreting Serials«, in: idem (ed.): *The Limits of Interpretation*, Bloomington 1990, pp. 83–100.

2 Stefan-Ludwig Hoffmann: *Der Riss in der Zeit. Reinhart Kosellecks ungeschriebene Historik*, Frankfurt a. M. 2023, p. 363.

of sequence. The term has multiple applications in mathematics, science, electrical and electronic technology, and serves as a key term of cultural and literary history as well as art and music history. It is common to understand series as structures of similar things that repeat in some regular way: the early twentieth-century biologist Paul Kammerer defined the series as »a lawful repetition of the same or similar things and events—a repetition (accumulation) in time or space, whose individual cases cannot be connected through the same continuing cause as far as careful investigation can tell.«³ As Kammerer describes it, the formation of a series is a process that unfolds over time and is characterized by a repetitive accumulation (*Häufung*) of elements. In discussions of the structural organization of series, it has also been common to distinguish between series with a closed set of elements and those with an open-ended set with an increasing number of elements. The historian Benedict Anderson, for example, describes how the nineteenth-century census is based on a conception of a »bound« series—*x* number of inhabitants, no more, no less—and identifies newspapers and popular performances as sites of »unbound« seriality, due to their ability to continue on indefinitely.⁴

Across a variety of interdisciplinary research programs, the terms series and seriality are used both to account for features of related things in the world and to describe media or constructed forms or formats that are created for specific communicative or representational ends. The literary scholar Eva Geulen describes this dual sense of seriality as a distinction between series as »substance« and series as »method,« i. e., of series either as »composed of already given phenomena that are, as it were, inherently predisposed to being grouped together, [or] as tool, technique, and a mode of construction—in short, the distinction between series conceived as grounded in substance or considered a method.«⁵ In

many cases, identifying serial patterns and placing things into groupings of like or repeating phenomena can be a methodological choice, just like opting to use a specific serial format as a preferred mode of representation—for reporting the news, for publishing a short story, for depicting the different play of daylight and weather on haystacks, for presenting a television crime drama, etc.⁶ When the literary scholar Malika Maskarinec describes the series as »an epistemic practice that seeks to generate knowledge about the world and about itself,« she foregrounds the methodological affordances of seriality.⁷

Scholars across a variety of disciplines have argued that serial forms undergo significant expansion in the nineteenth century, an era, as Anderson notes, when the »logic of seriality« gives rise to »a new grammar of representation.«⁸ This scholarship includes media-historical accounts of reproduction processes and the mechanical production of multiple identical items, studies of the use of epistemological series in the natural sciences, and studies of aesthetic series in art and cultural history (e. g. Monet's haystacks).⁹ Scholars have explored how serial forms in journalism, scientific publication, public performance, and more are defining features of the nineteenth century, how they play central roles in creating a sense of newness, craft expectations for the future, and allow for reencounters with the recent or distant past.¹⁰ Such scholarship prompts speculation that the so-called *Sattelzeit* (of course, along with more recent

3 »[E]ine gesetzmäßige Wiederholung gleicher oder ähnlicher Dinge und Ereignisse—eine Wiederholung (Häufung) in der Zeit oder im Raume, deren Einzelfälle, soweit es nur sorgsame Untersuchung zu offenbaren vermag, nicht durch dieselbe, gemeinsam fortwirkende Ursache verknüpft sein können.« Paul Kammerer: *Das Gesetz der Serie: eine Lehre von den Wiederholungen im Lebens- und im Weltgeschehen*, Stuttgart 1919, p. 36; translations here and in the following, unless otherwise stated, S. F.

4 Benedict Anderson: »Nationalism, Identity, and the Logic of Seriality«, in: idem (ed.): *The Spectre of Comparisons: Nationalism, Southeast Asia, and the World*, London 1998, pp. 29–44, here p. 34.

5 Eva Geulen: »Serialization in Goethe's Morphology«, in: *Compar(a)ison 2* (2008), pp. 53–70, here p. 53.

6 As Frank Kelleter remarks in the context of cultural artifacts such as literary texts, »one and the same text can be regarded as simultaneously serial and non-serial, depending on the perspective from which it is seen—or, more properly, depending on the historical situation in which its textual activities are mobilized in one way or another.« Frank Kelleter: »Five Ways of Looking at Popular Seriality«, in: idem (ed.): *Media of Serial Narrative*, Columbus 2017, pp. 7–36, here p. 15.

7 Malika Maskarinec: »Introduction«, in: idem (ed.): *Truth in Serial Form: Serial Formats and the Form of the Series, 1850-1930*, Berlin 2023, pp. 1–22, here p. 6.

8 Anderson: »Nationalism, Identity, and the Logic of Seriality« (fn. 4), p. 29.

9 See Hartmut Winkler: »Technische Reproduktion und Serialität«, in: Günter Giesenfeld (ed.): *Endlose Geschichten. Serialität in den Medien*, Hildesheim 1994, pp. 38–45; Nick Hopwood/Simon Schaffer/Jim Secord: »Seriality and Scientific Objects in the Nineteenth Century«, in: *History of Science* 48 (2010), pp. 251–280; and Anabelle Girgen (ed.): *Monets Vermächtnis. Serie, Ordnung und Obsession*, Ostfildern 2001.

10 See Clare Pettitt: *Serial Forms: The Unfinished Project of Modernity, 1815–1848*, Oxford 2020; and Sean Franzel: *Writing Time: Studies in Serial Literature, 1780–1850*, Ithaca 2023.

eras) is an epoch characterized by the proliferation of and increased attunement to serial forms and their experiential, historiographical, and media applications.

In its nineteenth-century manifestations, print publication comes into view as both serial in substance and as a preferred method of organizing information and communication.¹¹ As Benedict Anderson famously observed, the daily, »almost precisely simultaneous consumption... of the newspaper« came to be an »extraordinary mass ceremony« of readers in the nineteenth century, and we can imagine and in many cases track in close detail the different periodicities and temporal patterns that substantially structure the circulation of serial print in increasingly mechanized and industrialized patterns.¹² Studies of nineteenth-century print have also explored how serialization affected the closed, »bound« structure of the novel and other self-contained narrative structures (with most novels first published in installments in journals and newspapers), and studies have also foregrounded the effects of serialization on other more »unbound« forms of cultural journalism such as ongoing correspondence reporting. Koselleck himself is quite aware of the place of serial forms in modernity, noting that serialized journalistic and contemporary-historical publications emerged for the first time as historical sources in the early nineteenth century.¹³ Scholars have likewise examined the media-based and technological preconditions of nineteenth-century literature and journalism, including the steam-powered rotary printing press (invented in 1843), advances in mechanized image reproduction, and the mass distribution of late-century family journals such as the *Gartenlaube*.¹⁴ This is also a time when writers and editors are tasked with a certain kind of accumulative collection and production of copy for journals and newspapers, which itself bears certain affinities to the *accumulatio* (*Häufung*) of Baroque rhetoric, a

technical term referring to the amassing of multiple related descriptors of a certain topic in a speech or text.

Seriality has also become an important conceptual lever in discussions of popular culture and media with the rise of so-called »prestige TV« and online streaming platforms, and many observers trace a renewed interest in long-form, serialized storytelling back to nineteenth-century narrative fiction first published in periodicals. Theories of twentieth- and twenty-first-century popular entertainment have described serial television and video in terms of ongoing, episodic storytelling based in the repetition and alteration of genre conventions. Umberto Eco's influential work finds serial patterns of repetition and variation in cross-historical genre systems, ranging from medieval romance to television, while Frank Kelleter's work on popular seriality examines factors conditioning the production of mass-market film and television series, including financial requirements, the recursive involvement of fan feedback, and more.¹⁵ In the digital age, serial forms are key tools for capturing and holding consumer attention.

II. STRUCTURES OF REPETITION

Koselleck was concerned throughout his career with identifying structures of repetition as they are manifested in the »substance« of given (frequently natural) phenomena in the world as well as in constructed media forms and formats, and it is worthwhile to consider the ways that the concept of seriality helps to elucidate these structures. Before turning to serial formats of history writing that are involved in the practical side (and »method«) of doing conceptual history, I would like to first consider temporal structures of repetition and the central role they play in his theory of history (*Historik*). Koselleck's interest in patterns of repetition spanned from his early writings to his late work—his last published essay is titled *What repeats (Was sich wiederholt)*.¹⁶ Across various essays, he describes how patterns of repetition make up our reality; as he puts it in a late essay »[i]f [...] everything were new or innovative, humankind would fall into a black hole from one day to the next, helpless and bare of all orientation.«¹⁷ Historical experience, including the pro-

11 See Mark W. Turner: »The Unruliness of Serials in the Nineteenth Century (and in the Digital Age)«, in: Thijs van den Berg/Rob Allen (eds.): *Serialization in Popular Culture*, London 2014, pp. 11–32.

12 Benedict Anderson: *Imagined Communities: Reflections on the Origins and Spread of Nationalism*, New York 1991, p. 35.

13 Cf. Reinhart Koselleck: »Constancy and Change of All Contemporary Histories: Conceptual-Historical Notes«, in: idem: *Sediments of Time: On Possible Histories*, transl. and ed. by Sean Franzel/Stefan-Ludwig Hoffmann, Stanford 2018, pp. 100–116, here p. 110.

14 See Helmut Müller-Sievers: *The Cylinder: Kinematics of the Nineteenth Century*, Berkeley, Calif. 2012; Claudia Stockinger: *An den Ursprüngen populärer Serialität: Das Familienblatt "Die Gartenlaube"*, Göttingen 2018.

15 See Eco: »Interpreting Serials« (fn. 1); and Kelleter (ed.): *Media of Serial Narrative* (fn. 6).

16 Reinhart Koselleck: »Was sich wiederholt«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 21.07.2005, p. 6.

17 Reinhart Koselleck: »Structures of Repetition in Language

cessing of new events that break with the old, takes place against a backdrop of structures of repeated actions, events, and occurrences: the delivery of mail, the change of seasons, election cycles, the school year, etc.

In an early essay from 1973 titled »History, Histories, and Formal Time Structures,« Koselleck identifies three forms of temporal experiences: 1) of the irreversible sequence of events following upon each other; 2) of the »repeatability of events, whether in the form of an imputed identity of events, the return of constellations, or a figurative or typological ordering of events;« and 3) of the simultaneity of the non-simultaneous (*Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen*).¹⁸ In the present context, I am especially concerned with the second item and with how Koselleck suggests that there are different possible ways that we experience and organize time structures generated by the repetition of similar events. In some cases, we can observe and record such events, while in others we are obliged to imagine or figurally impute such similarity through representation at varying levels of »figural« or »typological« abstraction. This spectrum between observation and figural imagination maps onto Geulen's distinction between seriality as structure and/or method: some forms of repetition are potentially more constructed, less given by the events under consideration. In a related essay from the same point in Koselleck's career, he makes the heuristic distinction between different modes of historical representation, with historians obliged to »narrate« historical events, and to more neutrally »describe« the deeper, more background natural and historical structures that allow these events to emerge (as examples of such structures he mentions constructions of space and geography, unconscious patterns of behavior connected to certain institutions, customs, systems of law, and more).¹⁹ Though Koselleck goes on to deconstruct this dichotomy—deep structures require narration, and one-off events also need descriptive treatment—what interests me here is his sense that structures of repetition can be described in more and less figural, more and less constructed or narrativized ways.

Though Koselleck was deeply concerned with how language shaped historical experience, he resisted reducing all experience and knowability of historical truths to how these truths are constructed in and through language, a key premise of the linguistic turn. Koselleck's engagement with the American historian Hayden White is instructive in this context. White famously argued that history writing adheres to certain genre conventions based in the literary tradition such as the tragedy, comedy, romance, novel, etc. While appreciative of White's theory of history and history writing, Koselleck was also critical, wanting to preserve at least some difference between history as what happens (*Geschichte*) and history writing (*Historie*) as the narrative thereof, between »being and saying, happening and recounting.«²⁰ Koselleck's attention to repetition structures is a potentially revealing case for tracking how historical events withhold themselves from narrativizing interventions based in literary genre systems. Certain regulated structures and patterns exist that cannot be subsumed into »bound« structures with beginnings, middles, and ends akin to literary genres, and these structures require other devices of observation, recording, description, and narrative. Of course, one might well experiment with expanding White's historiographical typology to include potentially unbound serial forms (history as tragedy or comedy, but also as *Netflix* dramedy or *YouTube* video channel), yet Koselleck's concern with repetition structures commits him to a descriptive vocabulary for serial patterning and recurrence that eschews the »bound« genres of White's historiographical narratology.²¹

In delineating the different kinds of time and repetition structures that make up human experience, Koselleck frequently distinguishes between three different layers of time, namely the mostly permanent time of nature; long-term social, cultural and political structures (what Braudel terms the *longue durée*); and the more fleeting events of the present.²² Part of the historian's job is to be aware of and identify patterns of repetition in each of these temporal frameworks. These structures

and History«, in: idem: *Sediments of Time* (fn. 13), pp. 158–176, here p. 160.

18 Reinhart Koselleck: »History, Histories, and Formal Time Structures«, in: idem: *Futures Past: On the Semantics of Historical Time*, transl. and ed. by Keith Tribe, New York 2004, pp. 93–104, here p. 95.

19 See Reinhart Koselleck: »Representation, Event, and Structure«, in: idem: *Futures Past* (fn. 18), pp. 105–114.

20 See Reinhart Koselleck: »Introduction to Hayden White's *Tropics of Discourse*«, in: *The Practice of Conceptual History: Timing History, Spacing Concepts*, Stanford 2002, pp. 38–45.

21 For an exploration of how certain literary tropes and genre conventions inform certain constructions of deep time, see Noah Heringman: *Deep Time: A Literary History*, Princeton 2023.

22 What Koselleck describes as »langfristige Dauer, mittelfristiger Wandel, momentaner Wechsel.« Cited in Hoffmann: *Der Riss in der Zeit* (fn. 2), p. 347; see also *ibid.*, p. 340 f.

of repetition are so important for Koselleck because they are the backdrop upon which unique events take place: as he writes in unpublished notes, »the recurring« (*das Wiederkehrende*) is the »condition of possible uniqueness and possible action« (*Bedingung möglicher Einmaligkeit and Bedingung möglichen Handelns*).²³ Recurrence allows for uniqueness and newness to be perceived as such, it organizes our experience of the natural world and human institutions, and it trains our horizons of experience and expectation. In this context, Koselleck frequently returns to several quasi-dialectical opposing terms in order to reference in a shorthand manner the interconnection of eventfulness and repetition structures; these include »constancy and change« (*Stetigkeit und Wandel*) and »repetition and innovation« (*Wiederholung und Innovation*).²⁴

In the process, Koselleck seeks to give these repetition structures partial shape and definition by delimiting certain anthropologically pregiven structures (*Vorgaben*) that organize and condition all human experience and, hence, all possible histories, returning repeatedly to the distinctions between sooner or later, inside and outside, and above and below.²⁵ »Sooner and later« pertains to facts of birth and death and of generational difference: both are anthropological constants, and the theme of finitude as a conditioning factor of historicity is familiar from Heidegger's *Being and Time*. »Inside and outside« refers to the drawing of territorial, spatial distinctions, of borders and boundaries, and adapts certain aspects of Carl Schmitt's concept of the political, with Koselleck sometimes formulating this in terms of »friend and foe« (*Freund und Feind*). And lastly, »above and below« pertains to social hierarchy (*Herr und Knecht*), and is intended as a provocation of utopian visions of total emancipation and equality—a critique of Hegel and Marx should resonate here. For Koselleck, each of these fundamental distinctions has an independent existence and is not exhausted in language, but is nonetheless dependent upon linguistic expression to take on a historical valence in any given historical situation.

There is much that speaks for bringing the concept of seriality to bear on the repetition structures envisioned by Koselleck. They take place according to different identifiable rules and governing principles—elsewhere he speaks of the »regularities of sequences of events« (*Regelmäßigkeiten von Ereignissequenzen*)²⁶ or of reference series (*Vergleichsreihen*)²⁷ of events—and they often unfold as processes of accumulation. Some of these structures are discontinued—closed, »bound« series, in other words—and belong to the past, such as the operations of an institution that no longer exists, the patterns forming the ecosystem of a lake that has dried up, the life cycle of a now extinct species, the seasons of a sports team that has moved to a different town, etc. These are what Koselleck refers to as »past pasts« (*vergangene Vergangenheiten*). Other repetition structures are more open-ended (»unbound«) and will continue into future (allowing us to predict »present futures«), while still others have more uncertain futures due to changes in the climate or changes in the social and political landscape (thus representing potential »future pasts« such as the predicted extinction of currently living species).

Another interesting aspect of Koselleck's discussion of repetition structures that pertains to the question of seriality is his repeated emphasis on the denaturalization of certain temporal structures, including historical ones. As he puts it in *Futures Past*, »Historical temporalities follow a sequence different from the temporal rhythms given in nature.«²⁸ He thus seeks to explore the unique times of human institutions, actions, media, and asks whether and to what extent the temporal structures and repetition structures of modernity can be seen as new on the basis of certain networks of human agents and technological affordances. As he notes, technology transforms relations of time and space and introduces different patterns of eventfulness and repetition that historians are obliged to take into consideration. Koselleck's interest in denaturalized, technology-driven temporal structures dovetails with media-historical accounts of time that seek to describe media times breaking with natural time and occurring beyond what humans can experience.²⁹

23 Cited in Hoffmann: *Der Riss in der Zeit* (fn. 2), p. 362.

24 One might also include here Hoffmann's emphasis on the metaphor of temporal crack, tear, or rupture (*Riss*) as a counterpoint to repetition structures (*Riss und Wiederholung*); cf. Hoffmann: *Der Riss in der Zeit* (fn. 2).

25 Hoffmann has glossed these distinctions as »repetition structures that occur[] historically in ever new and different forms.« Stefan-Ludwig Hoffmann: »Koselleck, Arendt, and the Anthropology of Historical Experience«, *History and Theory* 49 (2010), pp. 212–236, here p. 219.

26 Koselleck: »Constancy and Change« (fn. 13), p. 115.

27 Koselleck: »Was sich wiederholt« (fn. 16).

28 Koselleck: »History, Histories, and Formal Time Structures« (fn. 18), p. 96.

29 See, for example, the claim of the media theorist Wolfgang Ernst that electric and electronic media represent the end of »the anthropological narrative of time.« Wolfgang Ernst: *Chronopoetics: The Temporal Being and Operativity of Technological Media*, transl. and ed. by Anthony Enns, London 2016, p. 39.

Though he defines the structural pre-givens conditioning history as expressly anthropological in nature, the temporal structures affected by and indeed generated by technical media represent possible repetition structures that post-humanist media theorists are interested in, even if they seek to go beyond anthropologically driven theories of time. Even if Koselleck always reads such technology-driven time structures through the lens of human experience, these structures might well lend further proof for why the kinds of time structures he is concerned with resist the kinds of tropological historiographical models envisioned by Hayden White.

III. KOSELLECK'S CRITICAL VOCABULARY AND ITS INTERDISCIPLINARY RESONANCE

We have already begun to see how Koselleck uses language to describe a variety of time structures, and, as an historian and a theorist of history, he has come to be known for his understated, yet often suggestive terminological coinages. As Helge Jordheim has noted, Koselleck's sometimes metaphorical terminology plays a generative part in his theory of history and in historiographical discussions. For example, the so-called *Sattelzeit* has been much debated in the historiographical literature, and his term layers or sediments of time (*Zeitschichten*) has likewise spurred interesting debate.³⁰ As someone working in the field of conceptual history, he is quite aware of the effects of certain key concepts in shaping historical thought. Reflecting on the work of the historian at the intersection of historical narrative and description, Koselleck writes that concepts, too, are fundamental conditions for history writing: »Concepts that comprehend past states, relations, and processes become for the historian who employs them formal categories which are the conditions of possible histories.«³¹ The repeated usage of certain fundamental concepts over time—e. g. ›nation state,‹ ›democracy,‹ ›capitalism‹—manifests identifiable repetition structures that shape and condition historical experience in similar ways to recurring natural or cultural events.

In the context of my focus here on conceptions of seriality, it stands out that many of the central formal metahistorical concepts coined by Koselleck seek to visualize complex temporal processes via spatial imagery and carry implications of serial structures. These include »sediments of experience« (*Erfahrungsschichten*) and »sluices of memory« (*Erinnerungsschleusen*), both of which seek to visualize how flows of experience, events, and memories are shaped, regulated, or redirected and how these flows accumulate, solidify, or »sediment« into place. The term *Zeitschichten* likewise describes the coexistence of multiple time structures created by different kinds of patterns of repetition. Coined as a gloss or visualization of the idea of the simultaneity of the non-simultaneous (*Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen*), the term *Zeitschichten* enables the figural imagination of the coexistence of variously timed repetition structures—indeed, one might well say various processes of serial unfolding. The suggestiveness of this visual metaphor has occasioned scholars to consider how history writing might put this metaphor to use,³² how Koselleck's decidedly geological metaphor could be applicable to deep, pre-historical time,³³ and how this metaphor relates to the complex historical temporalities of viewing and display at work in museum exhibitions.³⁴ Just as we saw above that (serial) repetition structures are conditions of possible histories but are not the histories themselves, we might then also conclude that individual serial repetition structures are conditioning factors and composite elements of »layers of time,« but are not the composite layering itself. Koselleck thereby develops a theoretical language for centering repetition, different speeds of temporal sedimentation, and layering as structuring conditions of historical experience and history writing, and in the process, he decenters singular events, great personalities, or epistemic breaks.

Exploring Koselleck's critical vocabulary through the lens of seriality also reveals some of the interdisciplinary resonances and potential applications of that vocabulary. In particular, Koselleck's insight that series of actions, events, and linguistic usages have different temporalities and generate different ›layers‹

30 See Helge Jordheim: »Sattel, Schicht, Schwelle, Schleuse: Kosellecks paradoxe Sprachbildlichkeit der pluralen Zeiten«, in: Bettina Brandt/Britta Hochkirchen (eds.): *Reinhart Koselleck und das Bild*, Bielefeld 2021, pp. 217–244.

31 Koselleck: »Representation, Event, and Structure« (fn. 19), p. 112.

32 See John Zammito: »Drilling Down: Can Historians Operationalize Koselleck's Stratigraphical Times?«, in: *Configurations* 23 (2015), pp. 199–213.

33 See Helge Jordheim: »Natural Histories for the Anthropocene: Koselleck's Theories and the Possibility of a History of Lifetimes«, in: *History and Theory* 61 (2022), pp. 391–425.

34 See Kerstin Barndt: »Layers of Time: Industrial Ruins and Exhibitionary Temporalities«, in: *PMLA* 125 (2010), pp. 134–141.

has a strong affinity with the art historian Georg Kubler's concept of ›shapes‹ of time. Scholars have noted affinities between Koselleck's and Kubler's accounts of repetition structures and their varied temporalities; while scholarship on serial forms has considered Kubler's work extensively, a thorough exploration of Koselleck in this regard remains outstanding (something that this essay seeks to remedy).³⁵ As a historian of pre-modern art, Kubler was interested in forms of pottery, building styles, and more that tended to be stylistically consistent across multiple centuries.³⁶ Kubler proposed that we understand different series of similar material things—occurrences of particular styles of pottery, literary genres, architectural elements, or publishing rubrics produced across multiple decades or centuries—as generating different ›shapes‹ or forms of time. It is the work of the cultural historian to identify patterns of similarity that show repetition and variation and to develop hypotheses about why certain shapes of time last for longer or shorter time spans. Such series develop according to their own time patterns, which can cut across multiple generations or be condensed into bursts of transformative stylistic shifts. Viewed in this light, differently structured sequences can potentially operate simultaneously, again a notion that resonates with Koselleck's notion of layers of time. Koselleck's affinity with Kubler is based in part on the shared recognition that historical time takes on shape and structure through serial forms and patterns and condenses into recognizable ›temporal figures,‹ as Lucian Hölscher has recently put it.³⁷

Resonances between Koselleck and Kubler on the question of (serial) repetition structures point to ways in which Koselleck's work might be applied to other fields, including art history and archaeology, media history, as well as book and print history (in my own work, the opportunity to imagine the nineteenth-century print landscape as a multi-layered temporal structure has proved extremely helpful).³⁸ Indeed, Koselleck cites Kubler's attention to the inherent historicity of art objects as an example of art history's complementarity with the discipline of history proper. In the process, Koselleck notes Kubler's method

of approaching art objects as a series of ›works that follow upon each other‹ (*aufeinander folgende Kunstwerke*) rather than as stand-alone ›classic‹ works that are granted a certain privileged ahistorical timelessness.³⁹ The methodological choice to view artifacts, images, or textual units as elements of a series is just that: a choice,⁴⁰ and one that Koselleck is keenly aware of. As he puts it elsewhere, ›the researcher can concentrate on one concept, on one text, on a series of texts, or on the entire language. All of these decisions are equally legitimate, but they all preclude each other up to a certain point. Much depends upon the individual preferences and practical considerations of the person doing the research.‹⁴¹ Koselleck makes a related observation in an essay that he initially wrote for the interdisciplinary ›Poetik und Hermeneutik‹ research group, where he draws the analogy between the potential uniqueness of historical events and that of works of art. The more an event or a work is perceived as unique, the more it ›contains at the same time more and less than what was included in its predecessors.‹⁴² At the risk of overgeneralization, we might conclude that the assumption that a given thing, event, work, etc. stands in a sequence of like items is a fundamental logical figure that is one of the basic tools of all scholarship and science, and this is a tool that Koselleck repeatedly and insistently suggests we take seriously.

IV. SERIAL FORMS AND THE PRACTICES OF CONCEPTUAL HISTORY

Up to now, I have largely considered seriality and serial forms as ›substance‹ as elements of the world that can be described and represented through analysis and terminological devices. As I have already mentioned, this side of serial form as substance

35 On recent scholarship that has adapted Kubler's contributions to theorizing seriality, see Simon Rothöhler: *Theorien der Serie zur Einführung*, Hamburg 2020, pp. 92–101.

36 See George Kubler: *The Shape of Time: Remarks on the History of Things*, New Haven 1962.

37 Lucian Hölscher: *Zeitgärten. Zeitfiguren in der Geschichte der Neuzeit*, Göttingen 2020.

38 See Franzel: *Writing Time* (fn. 10).

39 ›Welche Analyse eines Kunstwerks kann—mit Kubler zu reden—davon abstrahieren, daß auch die vollkommenen Kunstwerke Probleme aufgeben, die erst durch die nachfolgenden Kunstwerke gelöst werden.‹ (Reinhart Koselleck: ›Wozu noch Historie?‹ in: idem: *Vom Sinn und Unsinn der Geschichte*, ed. by Carsten Dutt, Berlin 2014, pp. 32–51, here p. 36) For a thorough exploration of connections between Koselleck and Kubler, see Adriana Markantonatos: *Geschichtsdenken zwischen Bild und Text. Reinhart Kosellecks "Suche nach dem (...) Unsichtbaren"*, Dissertation, Marburg 2018.

40 See the quote above from Kelleter in fn 6.

41 Reinhart Koselleck: ›Hinweise auf die temporalen Strukturen begriffsgeschichtlichen Wandels‹, in: idem: *Begriffsgeschichten*, Berlin 2010, pp. 86–98, here p. 87.

42 Koselleck: ›Representation, Event, and Structure‹ (fn. 19), Note, p. 290.

applies in particular to linguistic usage, which Koselleck, in his conceptual-historical work, considers to be one of the most important historical repetition structures; through their repetitive use, concepts function as »formal categories that determine the conditions of possible history.«⁴³ If we understand seriality not merely as a substantial feature of certain phenomena but also as a material media format and representational practice—as ›method,‹ in Geulen’s terms—serial forms likewise come into view as specific conditioning factors that enable the practice of conceptual history. Looking at the source materials used by conceptual historians as well as at the historical writings they produce provides the foundation for what we might call a ›praxeology‹ of conceptual history, to draw on the terms of literary scholars Steffen Martus and Carlos Spoerhase.⁴⁴ Examining some of the practices of conceptual history reveals it to be a research method based in serial structures. Though work with and reliance on serial publication is not unique to conceptual history—indeed (and at the risk of yet more overgeneralization), praxeological studies would likely reveal traces of seriality as both substance and method at work in all sciences and scholarship because the form of the method corresponds to the substance it deals with (thereby fulfilling the scientific criterion of explanatory or descriptive adequacy)—the practices of conceptual history do arguably represent a compelling test case for how scholars are enmeshed in serial forms in the day-to-day, year-to-year carrying out of their research programs.

It is clear that conceptual-historical research involves itself with tracing the repetition structures of specific historical semantics; to this end, though, it must evaluate a variety of different source materials, including expressly serialized publications such as periodicals, pamphlets, and fliers alongside ›texts that contain sedimented knowledge of longer periods of time (lexicons, manuals, textbooks).«⁴⁵ Traces of this work with serial formats are visible in the preparatory work for entries for the *GG* lexicon that can be found in Koselleck’s estate (*Nachlass*) in Marbach, where he and his assistants copied certain pages from historical print matter of different sorts and highlighted specific linguistic usages. The reliance

on specifically serial sources is also apparent in the recent and ongoing Berlin-based project of writing the conceptual history of the twentieth century; as the editors of this dictionary project note, contributors rely significantly on daily and weekly newspapers of the twentieth century and the online databases that have preserved them.⁴⁶ Furthermore, the semantic and material conditions of conceptual-historical work become even more complicated with the consideration of digital sources that have different temporalities and patterns of repetition, such as the ›new online forms such as forums, chats, mailing lists, newsgroups, blogs, Twitter posts, social media posts, etc.« that are potentially available as sources for conceptual histories of the twentieth and twenty-first centuries.⁴⁷ Reflecting on shifts in source material and how we as scholars access it is an essential part of the ongoing practice of conceptual history.

Koselleck’s historical thinking and his working methods are revealing in this context. His ongoing attention to serial patterns of repetition and variation is visible in the various hand-written notes and marginalia in the books in his personal library where he tracked the repeated appearance of certain terms in books and essays, or in the preparatory work for entries for the *GG* lexicon done by him and his assistants and collaborators, which is itself a practice of compiling, collecting, accumulating, etc. As Hoffmann puts it, ›His method (*Herangehensweise*) always aimed at the comparison of countless supporting documents and findings, in order to recognize repeating structures and singular innovations amidst the serial accumulation (*in der seriellen Häufung*).«⁴⁸ Koselleck’s estate (*Nachlass*) thus has the potential for being an important source for studies on the practice of conceptual history and its engagement with serial sources and semantic repetition.

A sense for the importance of serial sources is also an essential part of the *GG* project. Koselleck makes a point of noting that it was possible for the *GG* lexicon to include the ›serial sources of the lexicons and numerous sources from everyday language« that were unavailable to nineteenth-century scholars such as the Grimms as they were compiling their

43 Koselleck: »*Begriffsgeschichte* and Social History«, in: idem: *Futures Past* (fn. 18), pp. 75–92, here p. 91.

44 Steffen Martus/Carlos Spoerhase: *Geistesarbeit. Eine Praxeologie der Geisteswissenschaften*, Berlin 2022.

45 Ernst Müller/Falko Schmieder: *Begriffsgeschichte zur Einführung*, Hamburg 2020, p. 146.

46 Cf. Ernst Müller/Barbara Picht/Falko Schmieder: »Das 20. Jahrhundert in Grundbegriffen. Einleitung«, Paragraph 22, <https://doi.org/10.31267/Grundbegriffe>.

47 Müller/Schmieder: *Begriffsgeschichte zur Einführung* (fn. 45), p. 173.

48 Hoffmann: *Der Riss in der Zeit* (fn. 2), p. 363.

dictionary.⁴⁹ Newer encyclopedias are perhaps better situated to process the serial, day-in, day-out sources of the past. At the same time they also lend themselves to being viewed as individual elements in a series of different lexicon projects; hence Koselleck's perhaps not entirely modest remark that the *GG* lexicon is »a real enrichment and supplement (*eine wirkliche Bereicherung und Ergänzung*) [of the Grimm dictionary].«⁵⁰ It is a methodological necessity of new lexicon projects to reflect on the merits and succession of different lexicon projects, including most recently the project of tracking the »basic concepts« of the twentieth and twenty-first centuries, which seeks to »work with« and »go beyond« Koselleck. Reflection on the sequence (and materiality) of lexicon projects likewise informs their critical reception: in 2006 Hans Ulrich Gumbrecht deemed the *GG* lexicon one of many bulky, monumental »pyramids of the spirit« that fill up bookshelves yet are seldom used.⁵¹

As we move into the mid-twenty-first century, Koselleck's work with and in series likewise reveals itself to be tied to a specific historical epoch since he and his colleagues often worked largely pre-digitally. One important indication that Koselleck's conceptual-historical work is a product of the pre-digital philological age is the fact that in 2024 the *GG* lexicon has yet to be digitized.⁵² Newer research methods that will necessarily be part of a continued conceptual history of more recent times requires new approaches to the manifestations of various types of series across different electronic media. We can see this necessity in the new conceptual history of the twentieth- and twenty-first-century project, which explicitly makes use of digital research practices such as »distant readings« and other digital search techniques.⁵³ It also stands out that this project is being published online, in an open access format that can be added to when new entries are complete. This, too, is evidence of an open, unbound serial structure.

V. HISTORY WRITING AS SERIAL FORM

Via the scholarly practices that went into the production of the *GG* lexicon, we have seen how the writing of history can be understood as an ongoing series of different attempts to describe, represent, narrate historical events and structures, with »series« meaning both loosely a set of multiple written products by different scholars as well as a formal distinction pertaining to the mediality of history writing that occurs in different serial formats: journals, multiple volumes of different lexicons, etc. In this context, I would like to close on the question of history writing and/as serial form.

Throughout his work, Koselleck distinguishes rather schematically between three different modes of history writing: an initial recording or »writing down« of historical events (*Aufschreiben*); the copying of previous histories, either as a kind of imitative retelling of previously told histories or as the application of preexisting interpretive templates from such already written histories (genres, narrative arcs, moral lessons, etc.) to new occurrences (*Abschreiben* and *Fortschreiben*); and »rewriting« histories on the basis of the recognition that previous historical templates cannot do justice to the events and structures under examination (*Umschreiben*).⁵⁴ Now, there are ways that the first two modes of history writing can be seen to have certain serial features. The chronicling of events as they unfold—what Koselleck describes as annalistics—can take on a serial, sequential structure as new events are written about as they unfold diachronically. Such history writing can likewise make use of serial formats that build upon each other, whether in the pre-print era of hand-written manuscripts or in the digital age of archiving online editions of newspapers and journals. The second form of history writing, »copying,« likewise bears important connections to seriality, also in the sense of Eco who describes repetition and variation as key features of serial genre systems. On Koselleck's telling, much of pre- and early-modern history writing depended on historiographical templates stemming from antiquity, where certain interpretive frameworks articulated by the leading history writers of antiquity were mimetically adapted to interpret and write about more recent events; the continued usability of these templates served as ongoing confirmation of their authority and accuracy. Taken from a position of historical remove that at least initially would pay less attention to the

49 Reinhart Koselleck: »Vorwort«, in: idem/Otto Brunner/Werner Conze (eds.): *Geschichtliche Grundbegriffe*, vol. 8.1: *Register*, Stuttgart 1997, p. vi.

50 Ibid., p. v.

51 Hans Ulrich Gumbrecht: *Dimensionen und Grenzen der Begriffsgeschichte*, München 2006, p. 7.

52 As Wolfgang Ernst puts it, »Erst wenn Begriffsgeschichte auch den »Stil des Sourcecodes« mit einbezieht (Wolfgang Hagen), ist Erich Rothackers Projekt von 1955 [in reference to the founding of the *Archiv für Begriffsgeschichte*] wieder auf der Höhe unserer Zeit.« Wolfgang Ernst: Review of Stefan Hoffmann: *Geschichte des Medienbegriffs*, in: *MEDI-ENwissenschaft* 19 (2002), pp. 461–464, here p. 464.

53 See Müller/Picht/Schmieder: »Das 20. Jahrhundert in Grundbegriffen. Einleitung« (fn. 46), Paragraphs 22–26.

54 See Koselleck: »Constancy and Change« (fn. 13).

formats in which such modes of ›copying‹ took place, the mimetic repetition and variation of certain interpretive templates—the succession of different constitutional forms theorized by Polybius, moralistic interpretations of just or unjust rulers, etc.—might well be viewed as a series of repetitive modes of history writing that spans multiple centuries.

That said, I have already mentioned that Koselleck makes a point of noting the rise of expressly serial formats in the context of trying to come to terms with and write about the late-eighteenth-century age of revolution: ›Beginning with the French Revolution, we can witness a boom in journal and book series that were to inform the reader about current events; these often contained over thirty volumes and appeared yearly.‹⁵⁵ As Koselleck notes, these formats in part participated in the ›project of traditional annalistics‹ of ›writing down‹ events as they are happening. At the same time, though, history writers also experimented with applying tropological models taken from earlier historians to the events of the revolution, viewing the tumultuous succession of different ruling structures in post-revolutionary France as an accelerated confirmation of Polybian doctrine, or generalizing ›the short-lived stages of the Revolution [to identify] a typological structure of constitutional succession that became applicable for all other forms of historical interpretation, regardless of the partisan perspective from which current events were viewed.‹⁵⁶ Such attempts find expression in historical maxims that are still with us today, such as Marx's dictum that (revolutionary) history occurs first as tragedy then as farce. Koselleck thus registers how certain repeatable interpretative templates, whether preexisting or newly created, circulate quasi-serially through patterns of repetition and variation.

Though I do not have time to go into much more detail about the recuperation of the concept of contemporary history writing that Koselleck pursues in this context,⁵⁷ it does stand out that Koselleck marks the early- and mid-nineteenth century as a time when more academic modes of history writing emerged (Leopold von Ranke et al.). On the one hand, this

form of history writing cast ›copying‹—the digest, commentary, and recirculation of accepted sources—into disrepute as a viable and productive historiographical mode. On the other hand, it increasingly rejected attempts to write the history of contemporary and recent historical events, as Koselleck notes

›the concept of *Zeitgeschichte* came to be displaced into the realm of journalism, of day-to-day scribbling (*Tagesschriftstellerei*). But this, too, had its distinguished representatives. We might recall the left Hegelians Bruno Bauer or Karl Marx, but also Heinrich Heine or Lorenz von Stein, Jules Michelet and Adolphe Thiers, whose writings on contemporary history remain required reading for any scholar seeking to reconsider the nineteenth century (an increasingly common undertaking in recent years)‹.⁵⁸

In effect, academic historians shied away from writing about the present and from doing so in more journalistic forms tied to the serial press; this represents a nonconfrontational (and usually conservative) approach to history writing that prefers to write about ›past pasts,‹ about historical constellations that can be regarded as completed rather than ›unbound‹ ongoing events with uncertain futures, and in formats that could adequately represent such ›bound‹ sequences of events (single-author books, etc.).⁵⁹ These academic approaches likewise tried to secure an idea of ›scientific‹ systematic coherence that ›bound‹ formats such as the book or book series could better depict.⁶⁰ I want to suggest in closing, then, that Koselleck's valorization of contemporary history writing and its use of journalistic format presents an opening for thinking about the complementarity between history writing and its media formats, an opening for further exploring the place of seriality in history writing across a variety of historiographical contexts that is not limited to the pursuit of conceptual history per se. Whether or not such exploration would do well to lean on Koselleck's suggestive attempt to recuperate the notion of *Zeitgeschichte* is a thought experiment for a different essay.

55 Koselleck: ›Constancy and Change‹ (fn. 13), p. 110.

56 Ibid.

57 On this topic see Ingrid Oesterle: ›Der ›Führungswechsel der Zeithorizonte‹ in der deutschen Literatur: Korrespondenzen aus Paris, der Hauptstadt der Menschheitsgeschichte, und die Ausbildung der geschichtlichen Zeit ›Gegenwart‹‹, in: Dirk Grathoff (ed.): *Studien zur Ästhetik und Literatur der Kunstperiode*, Frankfurt a. M. 1985, pp. 11–76.

58 Koselleck: ›Constancy and Change‹ (fn. 13), p. 110 f.

59 That said, for an exploration of Ranke's use of serial forms, see Mario Wimmer: ›World History in Six Installments: Epistemic Seriality and the Epistemology of Series‹, in: Maskarinec (ed.): *Truth in Serial Form* (fn. 7), pp. 55–82.

60 See Laurence Dickey: ›Philosophizing about History in the Nineteenth Century: *Zusammenhang* and the ›Progressive Method‹ in German Historical Scholarship‹, in: Allen W. Wood/Songsuk Susan Hahn (eds.): *The Cambridge History of Philosophy in the Nineteenth Century (1790–1870)*, Cambridge 2012, pp. 793–816.

SPLITTER UND SCHICHTEN DES VERTRAUENS

FUNDSTÜCKE UND KONTEXTE EINES GRUNDBEGRIFFS DES 14. UND 21. JAHRHUNDERTS

Maximilian Kinder

I.

Als Begriffshistoriker bin ich Flaneur. Aber anders als Baudelaire, anders auch als Benjamin, flaniere ich nicht über die Boulevards oder durch die Passagen von Paris oder einer anderen Metropole. Als Begriffshistoriker flaniere ich an den Ufern landschaftsprägender, bisweilen grenzziehender Flüsse. Dabei blicke ich weder stromauf- noch stromabwärts – Flüsse taugen bekanntlich wenig, um sich ein Bild von (der) Geschichte zu machen –, als Begriffshistoriker blicke ich entschieden zu Boden. Dieser Beitrag ist ein Spaziergang an den Ufern des Vertrauens. Jeder Kiesel und jedes Korn – mag es von der Strömung angespült oder aus der Wand eines das Tal definierenden Massivs herausgebrochen sein – entspricht dabei einem Moment konkreter Rede, einem historisch singulären Gebrauch von ›Vertrauen‹. Zwar bezeichnet hier also jeder Stein Vertrauen – allenfalls wurden einzelne Steine in andere Wortarten deriviert oder aus anderen Sprachräumen flussabwärts getragen –, und doch gleicht kein Stein in Form und mineralischer Zusammensetzung, in Bedeutung und Funktion, dem anderen. Im Ganzen bieten die Ufer solcher Flüsse ein erkenntnisreiches Bild jener Konfluenz von einmaligem Begriffsgebrauch und gewachsener Begriffseinheit, in deren Strudel jeder Begriff in jedem Moment seiner Geschichte steht.

Bevor ich das Bild meines begriffshistorischen Flanierens weiterzeichne, will ich gleich zu Beginn des Beitrags einige der Steine aufheben, über die ich jetzt unwillkürlich stolpere. Denn als Begriffshistoriker komme ich, wie der Flaneur oder auch der Geologe, erst in der Feldforschung eigentlich zu mir.¹

1 Dieses Selbstbild teilt etwa Petra Gehring: »Vom Begriff zur Metapher: Elemente einer Methode der historischen Metaphernforschung«, in: Günther Abel (Hg.): *Kreativität. Kolloquiums-Vorträge des XX. Deutschen Kongresses für Philosophie, TU-Berlin, September 2005*, Hamburg 2006,

Die oberste Schicht des Bodens an den Ufern des Vertrauens entspringt einem Felssturz, der sich erst kürzlich ereignet hat. Während das Inhaltsverzeichnis der *Geschichtlichen Grundbegriffe* ›Vertrauen‹ zu Recht nicht listet, ist es heute »in aller Munde. [...] Der Begriff wirkt wie eine Droge: Er vernebelt die Sinne und macht süchtig. Sein Klang ist so gut, dass niemand auf die Idee kommt, ihn auszutauschen oder zu variieren.«² Der in mineralischer Hinsicht einigermaßen homogene Schotter scheint größtenteils aus einem einzigen Sediment erodiert: Vom Vertrauen zu sprechen, gehört heute zum guten Ton insbesondere des demoskopischen Diskurses, der wiederum zu einem bedeutsamen Medium der demokratischen Öffentlichkeit geworden ist. Schon das verzweifelte Diktum des Bürgerrechtlers Werner Schulz – »Wir leben in einer Demokratie und nicht in einer Demoskopie.«³ –, lässt für jedes in diesem Kontext geäußerte Vertrauen weniger indikative als vielmehr faktive Funktion erwarten. So war bereits im Jahr 2005 die Vertrauensfrage keine Frage nach dem, was Vertrauen eigentlich ist. Die Vertrauensfrage des damaligen Bundeskanzlers war vielmehr der Versuch, öffentliche

S. 800–815, hier S. 801: »Es mag seinen Grund in der Kreativität schon der Verwendung von Begriffen haben – jener Verwendungskreativität, die sich in der Begriffsgeschichte beweist –, daß es keinen anderen Weg als denjenigen der geduldigen Materialarbeit gibt, um sich dem Phänomen des Begriffs anzunähern.«

- 2 Ute Frevert: »Vertrauen – eine historische Spurensuche«, in: dies. (Hg.): *Vertrauen. Historische Annäherungen*, Göttingen 2003, S. 7–66, hier S. 7–9. Zum Vertrauensbegriff der emotionalen Sprache vgl. dies.: *Vertrauensfragen. Eine Obsession der Moderne*, München 2013.
- 3 Werner Schulz: »Im Wortlaut. Persönliche Erklärung von Werner Schulz«, *Spiegel*, 01.07.2005, <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/im-wortlaut-persoelliche-erklaerung-von-werner-schulz-a-363213.html> (aufgerufen am 16.06.2024). Vgl. im *Spiegel* bereits Hans Magnus Enzensberger: »Orakel vom Bodensee«, *Spiegel*, 07.09.1965, www.spiegel.de/kultur/orakel-vom-bodensee-a-e24b791f-0002-0001-0000-000046274077?context=issue (aufgerufen am 16.06.2024).

Deutungsmacht wiederzuerlangen. Zwar wurde dem Kanzler das Misstrauen ausgesprochen. Gerhard Schröder verlor gar die anvisierte Neuwahl, seine umstrittenen Sozialreformen blieben aber bestehen. Bundeskanzlerin wurde mit Angela Merkel eine dezidierte Unterstützerin der schröderschen Agendapolitik.

Blickt man dennoch zunächst auf die indikativen Bedingungen des demoskopischen Vertrauensbegriffs der Gegenwart, erweisen sich die wesentlichen Stellschrauben seiner lexikalischen Semantik – Objekt, Reziprozität, Zeitlichkeit – als bemerkenswert instabil. So untersucht eine jüngst veröffentlichte Studie der Bertelsmann Stiftung das Vertrauen der deutschen Öffentlichkeit in nicht weniger als 15 »Institutionen«.⁴ Infrage steht das öffentliche Vertrauen in das Bildungssystem, die Wissenschaft, die Europäische Union, die Demokratie, die Rechtsordnung, die NATO, die Vereinten Nationen, aber auch in gewöhnliche Leute, Banken, Nichtregierungsorganisationen, in die Regierung, das Parlament, die Religion, die Medien sowie schließlich in multinationale Firmen. Während etwa die Europäische Union ein zwar transparent verfasster Staatenverbund ist, der gleichwohl maximal heterogene Interessen einigermaßen komplex organisiert und nur in der massenmedialen Verkürzung als Adressat einheitlicher Zukunftserwartungen erscheinen kann, wird die Definition von Religion den Befragten von vornherein selbst überlassen. Weil Religion – im Unterschied etwa zur Lippischen Landeskirche – keinen spezifischen Akteur bezeichnet, steht mit der Frage nach dem öffentlichen Vertrauen in Religion wohl ein je individuelles Bewusstsein religiöser Praxis und ihres Nutzens in Rede. Oder meint Religion den je jüngsten kirchlichen Skandalakteur? Das Vertrauen in die Medien wiederum scheint weniger von der Glaubwürdigkeit medial vermittelter Geschichten abzuhängen, als vielmehr vom medial vermittelten Bild bestimmter Medienhäuser – aber welcher?⁵ Die ganze Unbestimmtheit des demoskopi-

schen Vertrauensbegriffs konstituiert freilich eine gewissermaßen selbstverständliche Wahrheit desselben als eines vermeintlich vorsprachlichen, gleichwohl unantastbaren Phänomens.

Zwar könnte man die gemischte Vertrauensbilanz von Regierung und Parlament wohl auf den Umstand zurückführen, dass im Kontext demokratischer – nicht demoskopischer! – Öffentlichkeiten grundsätzlich von gemischten Gefühlen gegenüber politischen Kräften auszugehen ist. Doch durch die entschiedene Behauptung einer Einheit des demoskopischen Vertrauenssubjekts – das (mehrheitlich) eben misstraut – wird dies ausgeschlossen. Mit ihrem Fokus auf eine »junge« Öffentlichkeit deutet die Studie des Weiteren einen Zukunftshorizont des Vertrauens an, der mindestens in der Frage nach einer erwarteten »Verbesserung« von als problematisch vorausgesetzten Sachverhalten aufgeht. Während einige der infrage stehenden Sachverhalte politisch lösbare »Probleme« sein mögen – Klimawandel oder Einkommensungleichheit –, erscheint die körperliche Gesundheit der Befragten aber hochgradig kontingent. Wo schließlich auch der fehlende Optimismus in ein vertieftes »Vertrauen ineinander« konstatiert wird,⁶ wo nurmehr auf stabiles soziales Misstrauen gehofft werden darf, verschiebt sich das Objekt des öffentlichen Vertrauens unter der Hand auf die titelgebenden »kritischen« Demokrat:innen, die mit dem Verweis auf die Repräsentativität der Stichprobe selbstverständlich unhinterfragt bleiben.

Die semantischen Bedingungen dieses politisch-sozialen Vertrauensbegriffs zu rekonstruieren, scheitert letztlich daran, dass seine Funktion – entsprechend der Funktion des politischen Diskurses selbst – weniger indikativ als vielmehr faktiv ist. Obwohl sich die Bertelsmann Stiftung um den Anschein von Wissenschaftlichkeit bemüht, wird keine Erkenntnis, sondern eine Agenda kommuniziert; die Autorinnen resümieren:

»Es gilt, gezielt Maßnahmen umzusetzen, die das Vertrauen der Bevölkerung in politische Prozesse wiederherstellen. [...] Hier könnte die Politik auf die besonders großen Sorgen junger Menschen hinsichtlich Menschenrechtsverletzungen, Klimawandel und sexueller Belästigung reagieren. Die Entwick-

4 Vgl. Regina von Görtz/Anja Langness: *Jung. Kritisches. Demokratisch. Perspektiven junger Erwachsener auf die Herausforderungen unserer Zeit*, Gütersloh 2024, S. 6. Die Studie basiert auf einer internationalen Veröffentlichung der Bertelsmann Stiftung; vgl. Mash Muravina/Ismini Sarri/Panos Papadongonas u. a.: *The Next Generation in Germany. Perspectives on Building a Sustainable Tomorrow*, Gütersloh 2024. Etwa zeitgleich erscheint eine methodisch ähnliche Studie der Konrad-Adenauer-Stiftung; vgl. Sabine Pokorny: *Bäumchen wechsel dich? Politische Einstellungen im Wandel*, Berlin 2024.

5 Zur Begriffsgeschichte des Medienvertrauens vgl. Maximilian Kinder: »Wundersam, aber wahr. Historische Semantik der Selbstreferenz in illustrierten Flugblättern des 16. Jahrhunderts«, in: Pia Fuschlberger/Romana Kaske/Susanne

Reichlin (Hg.): *Seismographen der Krise. Vertrauen und Misstrauen in frühneuzeitlichen Flugblättern*, Stuttgart 2024, S. 183–198.

6 Görtz/Langness: *Jung. Kritisches. Demokratisch* (Anm. 4), S. 15.

lung von konkreten Maßnahmen zur Bewältigung dieser Themen könnte das Vertrauen der Jugend in politische Institutionen festigen«. ⁷

Die von der Bertelsmann Stiftung in den Fragebogen selbst eingebrachten und von den Befragten lediglich gewichteten Probleme sollen von Regierung und Parlament gelöst werden. ⁸ Der als Grundwert von Demokratie definierte Vertrauensbegriff genügt der Studie als Legitimation ihrer politischen Agenda: »In einer demokratischen Gesellschaft hängt die Legitimität der Regierung jedoch entscheidend davon ab, dass die Bürgerinnen und Bürger Vertrauen in die Fähigkeit der Politik haben, Probleme zu lösen.« ⁹

In *Die große Vertrauenskrise* – eine weitere Handvoll des Schotters, auf dem ich stehe – gebraucht auch der Publizist Sascha Lobo den Vertrauensbegriff als Medium von Politik. Die demoskopische Erkenntnis des öffentlichen Vertrauensverlustes bildet hier nur die Prämisse der weiterreichenden Erkenntnis einer krisenhaften ›VUCA-World‹:

»Die Anfangsbuchstaben stehen für die englische Übersetzung von Volatilität, Unsicherheit, Komplexität und Ambiguität. [...] Die große Vertrauenskrise ist auch die Kollision der alten, gewohnten Muster mit den neuen Herausforderungen einer Welt, in der die vier Ritter der Vertrauensapokalypse Volatilität, Unsicherheit, Komplexität und Ambiguität heißen.« ¹⁰

Bereits im Jahr 1968 bezeichnete Niklas Luhmann das Vertrauen als einen ›Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität‹ in der Moderne – im Unterschied zur ›Vertraulichkeit‹ der vermeintlich einfach gestrickten Vormoderne. ¹¹ Der Verdacht liegt nahe, dass Lobo ähnlich wie Luhmann ein Narrativ reproduziert, das weit älter ist als die Erfindung der ›VUCA-World‹ in den 1990er Jahren. Schon die Frühe Neuzeit in

Europa begreift sich als krisenhafte ›VUCA-World‹ – und (ge-)braucht den Vertrauensbegriff entsprechend häufig. ¹²

Die Bedeutung von Lobos Essay liegt ohnehin in seiner politischen Agenda. Wenngleich auch hier nicht definiert wird, was Vertrauen eigentlich ist, wird es doch zur *Conditio sine qua non* der demokratischen Gesellschaft erklärt: Für »eine funktionierende Demokratie ist [Vertrauen] essenziell, es ist das Fundament jeder offenen, liberalen Gesellschaft«. ¹³ Die Bedeutsamkeit des Vertrauens begründet nun seinen politischen Machtanspruch: Lobo propagiert einen ›Generationenvertrag‹, der die Angst der ›heutigen Jugend‹ vor dem Klimawandel etc. beruhigen soll. ¹⁴ Die Wiedereinführung der Wehrpflicht sei damit unvereinbar. Dass die ›Krise des Vertrauens‹ von anderer Seite auch als Argument für eine Wiedereinführung der Wehrpflicht gebraucht wird, sei hier dahingestellt. ¹⁵ Die beiden Hauptanliegen Lobos scheinen ohnehin digitale Transparenz und Kontrolle staatlicher Institutionen zu sein. Mit Transparenz und Kontrolle, so könnte man aber einwenden – oder beipflichten –, wäre eine Welt geschaffen, in der kein Vertrauen mehr gebraucht würde und von einer Krise desselben daher keine Rede sein könnte.

Ein schönes Beispiel des politisch-faktiven Gebrauchs von ›Vertrauen‹ bietet schließlich Angela Merkel. Denn ein während ihrer Amtszeit von der früheren Bundeskanzlerin ausgesprochenes Vertrauen musste in jedem Fall als dringender Hinweis auf Handlungsbedarf gelesen werden. Diversen in demoskopisch relevante Skandale verwickelten Minister:innen sprach Merkel ihr ›volles Vertrauen‹ zunächst zwar medienwirksam aus. Etwa Franz Josef Jung, Karl-Theodor zu Guttenberg oder Annette Schavan mussten in der Folge verpasster oder vergeblicher Handlungen aber dennoch zurücktreten. ¹⁶

7 Ebd., S. 18.

8 Zur demokratiethoretischen Kritik speziell an der Bertelsmann Stiftung vgl. etwa Jens Wernicke/Torsten Bultmann (Hg.): *Netzwerk der Macht – Bertelsmann. Der medial-politische Komplex aus Gütersloh*, Marburg 2007; Thomas Schuler: *Bertelsmannrepublik Deutschland. Eine Stiftung macht Politik*, Frankfurt a. M. 2010.

9 Görtz/Langness: *Jung. Kritisch. Demokratisch* (Anm. 4), S. 18.

10 Sascha Lobo: *Die große Vertrauenskrise. Ein Bewältigungskompass*, Köln 2023, S. 28 f.

11 Vgl. Niklas Luhmann: *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität*, Stuttgart ³1989, S. 17–23. Zu Luhmanns heuristischem Mittelalterbegriff vgl. Otto Gerhard Oexle: »Luhmanns Mittelalter«, in: *Rechtshistorisches Journal* 10 (1991), S. 53–66.

12 Vgl. Pia Fuschlberger/Romana Kaske/Susanne Reichlin: »Seismographen der Krise. Vertrauen und Misstrauen in frühneuzeitlichen Flugblättern«, in: dies. (Hg.): *Seismographen der Krise* (Anm. 5), S. 7–22, hier S. 7: »Gerade Krisen machen diese Diskurse um Vertrauen virulent und medial wahrnehmbar.«

13 Lobo: *Vertrauenskrise* (Anm. 10), S. 10.

14 Hier und im Folgenden vgl. ebd., S. 285–304.

15 Vgl. Patrick Keller: »(Wehr-)Dienst für Deutschland?! Eine Chance für Resilienz und gesellschaftlichen Zusammenhalt«, *Bundesakademie für Sicherheitspolitik*, www.baks.bund.de/sites/baks010/files/angebakst_20-6.pdf (aufgerufen am 16.06.2024).

16 Vgl. etwa Thorsten Denkler: »Das Grauen des Merkel'schen Vertrauens«, *Süddeutsche Zeitung*, 07.02.2013, www.sueddeutsche.de/politik/schavan-nach-titelentzug-das-grau-

Erst die Krise des Vertrauens – oder die Krise der Deutungsmacht – bringt das Vertrauen dem Begriff nach hervor. Die bisher beschriebenen Splitter des demoskopischen Vertrauensbegriffs sind zwar in ihrer mineralischen Zusammensetzung homogen, sie bilden einen ebenso einheitlichen wie unauffälligen Boden. Aber in seiner spezifischen Form, oder besser: in seiner politischen Stoßrichtung gleicht auch hier kein Stein dem anderen.

II.

Bevor ich meinen Spaziergang an den Ufern des Vertrauens fortsetze, treffe ich einen alten Freund am nahegelegenen Bergsee. Für unsere Begriffe müsste mindestens jede:r Wissenschaftler:in diesen See einmal im Leben umrundet haben. Jeder Stein bezeichnet hier den Begriffsbegriff selbst, der als Grundbegriff von Wissenschaft überhaupt begriffen werden darf: »Ohne Begriffe gibt es weder geschichtliche Erfahrung noch historische Erkenntnis.«¹⁷ Jede Forschung (ge-)braucht Begriffe und jede Forschung definiert durch ihren spezifischen Begriffsgebrauch, was Begriffe sind. Ob Begriffe etwa als Medien oder als Objekte der wissenschaftlichen Erkenntnis begriffen werden, verändert gleichermaßen Forschung wie Erkenntnis. Einen Begriff aber, den jede:r Teilnehmer:in eines Diskurses (ge-)braucht, der gleichwohl ein breites Bedeutungskontinuum behält und also zu einem Differenzmoment desselben Diskurses wird, begreife ich mit Reinhart Koselleck als einen Grundbegriff.¹⁸

Der Begriffsbegriff ist selbstverständlich auch Grundbegriff der begriffsgeschichtlichen Methode. Auch begriffsgeschichtlich informierte Wissenschaftler:innen definieren ihn nicht einhellig, sondern schlagen im Gegenteil höchst unterschiedliche Splitter aus dem

lexikalischen Massiv, in das dieser See eingelassen ist. Wie dem demoskopischen Vertrauensbegriff eignet dem begriffsgeschichtlichen Begriffsbegriff bisweilen eine gewisse Unbestimmtheit, die durchaus Kritik auf sich zieht.¹⁹ Gerade diese Unbestimmtheit aber will ich im Folgenden als exakte Bestimmung einer bestimmten begriffsgeschichtlichen Position begreifen. Bereits in Reinhart Kosellecks »Einleitung« der *Geschichtlichen Grundbegriffe* sehe ich diese Unbestimmtheit angelegt, wenngleich Koselleck sie nicht expliziert.²⁰ Erst Peter von Polenz unternimmt dies in seiner Rezension der *Geschichtlichen Grundbegriffe* für die erste Ausgabe der *Zeitschrift für Germanistische Linguistik*: »Begriffe« sind hier also durchaus eine spezielle Klasse von Wörtern als Einheiten der Ausdrucksseite der Sprache. [...] Andererseits ist ›Begriff‹ aber auch als Einheit der Inhaltsseite der Sprache oder als Produkt einer Aufhebung der Zweiseitigkeit des sprachlichen Zeichens definiert.«²¹ Dieser begriffsgeschichtliche – aber auch der alltagssprachliche²² – Begriffsbegriff bezeichnet sowohl Bezeichnendes als auch Bezeichnetes, sowohl Signifikant als auch Signifikat. Er hintergeht die konventionelle Unterscheidung eines sogenannten Inhalts von seinem sprachlichen Ausdruck. Dieser begriffsgeschichtliche Begriffsbegriff konzentriert das Diktum Ludwig Wittgensteins: »Man kann für eine große Klasse von Fällen der Benützung des Wortes ›Bedeutung‹ – wenn auch nicht für alle Fälle seiner

en-des-merkel-schen-vertrauens-1.1593572 (aufgerufen am 16.06.2024).

17 Vgl. Reinhart Koselleck: »Vorwort«, in: Otto Brunner/Werner Conze/ders. (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 7, Stuttgart 1992, S. V–VIII, hier S. V.

18 Ebd., S. VII: »In einen geschichtlichen Kontext eingerückt, läßt sich von einem Grundbegriff sprechen, sobald alle konfligierenden Schichten und Parteien gemeinsam auf ihn angewiesen bleiben, um ihre unterschiedlichen Erfahrungen, ihre schichtenspezifischen Interessen, ihre parteipolitischen Programme miteinander zu vermitteln. Grundbegriffe erheischen ihre Verwendung, weil sie jene minimalen Gemeinsamkeiten erfassen, ohne die überhaupt keine Erfahrungen zustande kämen, ohne die weder gestritten werden könnte noch Konsens zu finden wäre.«

19 Vgl. Dietrich Busse: *Historische Semantik. Analyse eines Programms*, Stuttgart 1987, S. 50–60, hier S. 72: »das Changieren des dort [Koselleck: »Einleitung« (Anm. 20)] angesetzten ›Begriffs‹ zwischen sprachlichem Zeichen und kognitiver Funktion wurde weder zu einem der Pole hin aufgelöst, noch wurden (was möglich wäre) sie in einem ausgearbeiteten Konzept sprachlicher Wissenskonstitution zueinander in eine geklärte Beziehung gesetzt.« Vgl. aber ders.: »Begriffsgeschichte oder Diskursgeschichte? Zu theoretischen Grundlagen und Methodenfragen einer historischen-semantischen Epistemologie«, in: Carsten Dutt (Hg.): *Herausforderungen der Begriffsgeschichte*, Heidelberg 2003, S. 17–38, hier S. 22: »Recht verstanden kann keine historische Diskursanalyse ohne Begriffsgeschichte in Kosellecks Sinne auskommen [...]«

20 Vgl. Reinhart Koselleck: »Einleitung«, in: Brunner/Conze/ders. (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe* (Anm. 17), Bd. 1, Stuttgart 1972, S. XIII–XXVII.

21 Peter von Polenz: [Rez.] »Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Hrsg. von Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck im Auftrag des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte e. V. Bd. 1 (A–D). Stuttgart: Klett 1972. XXVII, 948 s.«, in: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 1 (1973), S. 235–241, hier S. 237.

22 Vgl. »Begriff, der«, *Duden*, www.duden.de/rechtschreibung/Begriff (aufgerufen am 16.06.2024). In diesem Umstand liegt die wissenschaftskommunikative Chance der begriffsgeschichtlichen Methode begründet.

Benützung – dieses Wort so erklären: Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache.«²³ Dieser begriffsgeschichtliche Begriffsbegriff behauptet die Gleichzeitigkeit von Bezeichnendem und Bezeichnetem im Moment historisch konkreter Rede. Während dem Lexem zunächst ein ganzes Bedeutungskontinuum eignet, entsteht historisch konkrete Bedeutung in jedem Moment des Begriffsgebrauchs neu: »Erst durch den Kontext der Rede wird das ins Spiel gebrachte Bedeutungskontinuum zur Bedeutung verfestigt.«²⁴ Die stimmliche oder schriftliche Materialität des ›Wortkörpers‹ ist Möglichkeitsbedingung jenes semantischen Prozesses, in dem Bedeutungspotential aktuelle Bedeutung wird. Weil die Annahme, »daß vor dem Zeichen und außer ihm, unter Ausschluß jeglicher Spur und jeglicher *différence*, so etwas wie Bewußtsein möglich ist«,²⁵ weiterhin undenkbar bleibt, bleibt auch der Begriff nur denkbar im geschichtlichen Vollzug seiner selbst.

So erscheint dieser begriffsgeschichtliche Begriffsbegriff als bemerkenswertes Konzentrat eines sprachtheoretischen State of the Art und könnte diesem zu einiger Reichweite verhelfen. Denn für den begriffsgeschichtlichen Begriffsbegriff gilt, was für alle Begriffe gilt:

»Begriffe sind [...] nicht einzelne isolierte Wörter oder Wortverbindungen, sondern semantische Einheiten, in denen in Kurzform ganze Kontexte von Erfahrungen, theoretischen Annahmen, Problemen etc. zu einem sprachlichen Ausdruck zusammengefaltet sind. Sie können deshalb umgekehrt auch wieder zu Sätzen oder Satzfolgen auseinandergefaltet werden.«²⁶

Dennoch bleibt der Einfluss dieses begriffsgeschichtlichen Begriffsbegriffs bisher begrenzt, und auch dieser Umstand liegt in seiner Begrifflichkeit begründet. Während die Unbestimmtheit dieses begriffsgeschichtlichen Begriffsbegriffs einen Teil des Bedeutungskontinuums des deutschsprachigen

Lexems umfasst, ist dieselbe Unbestimmtheit kein Bestandteil des Bedeutungskontinuums irgendeines englischsprachigen Lexems. Die Unbestimmtheit dieses begriffsgeschichtlichen Begriffsbegriffs kann daher nicht adäquat in die Lingua franca der zeitgenössischen Wissenschaft übersetzt werden: Weder *word* noch *concept* bedeuten ›Begriff‹, der begriffsgeschichtliche Begriffsbegriff behauptet kühn deren prinzipielle Gleichzeitigkeit. Ganze Bedeutungskontinua aus der Praxis wissenschaftlichen Publizierens heraus zu verschieben, dem Lexem *word* etwa eine Unbestimmtheit zu geben, die in seinem Bedeutungskontinuum nicht schon angelegt ist, käme aber dem Versetzen von Bergen gleich.

Bevor ich wieder zur Geologie des Begriffsbegriffs komme, zunächst zurück zum Kontextbegriff. Weil Begriffe nur im historisch konkreten Kontext existieren, ist auch der Kontextbegriff ein Grundbegriff der begriffsgeschichtlichen Methode. Weil dem historisch konkreten Kontext eines historisch konkret gebrauchten Begriffs in jedem historisch konkreten Moment eine neue, singuläre Vielschichtigkeit eignet,²⁷ hängt auch seine Definition vom Kontext – vom Kontext des je untersuchten Begriffs – ab. Allgemein gilt nur: »Alles, was nicht Text ist, kann Kontext sein.«²⁸ Wobei aus begriffsgeschichtlicher Perspektive gar gilt: Alles, was nicht Begriff ist, kann Kontext sein. Wenngleich jede Begriffsgeschichte also die ganze kontextuelle Multikonditionalität eines Begriffs zu begreifen versuchen wird, lassen sich die verschiedenen begriffsgeschichtlichen Ansätze doch nach ihrem Fokus auf bestimmte kontextuelle Bedingungen unterscheiden. Eine dezidiert literaturwissenschaftliche Begriffsgeschichte etwa des Vaters wird zunächst das matthäische *Vaterunser* oder auch Franz Kafkas *Brief an den Vater* als wesentliche Kontexte begreifen.²⁹ Sie wird historisch gleichzeitige Vaterbegriffe vergleichend hinzuziehen, nur um die Singularität des matthäischen oder kafkaschen Begriffs und letztlich des matthäischen oder kafkaschen Textes zu erweisen. Sie wird die Wirklichkeitsmacht der

23 Ludwig Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen. Kritisch-genetische Edition*, hg. von Joachim Schulte, Frankfurt a. M. 2001, S. 771.

24 Karlheinz Stierle: »Historische Semantik und die Geschichte der Bedeutung«, in: Reinhart Koselleck (Hg.): *Historische Semantik und Begriffsgeschichte*, Stuttgart 1979, S. 154–189, hier S. 172.

25 Jacques Derrida: *Randgänge der Philosophie*, übers. von Günther R. Sigl u. a., Wien 1988 (frz. 1972), S. 42.

26 Ulrich Dierse: »Begriffsgeschichte – Ideengeschichte – Metapherngeschichte«, in: Riccardo Pozzo/Marco Sgarbi (Hg.): *Begriffs-, Ideen- und Problemgeschichte im 21. Jahrhundert*, Wiesbaden 2011, S. 57–67, hier S. 58.

27 Vgl. Stierle: »Historische Semantik« (Anm. 24), S. 170–177.

28 Dorothea Franck: »Kontext und Kotext«, in: Marcelo Dascal/Dietfried Gerhardus/Kuno Lorenz u. a. (Hg.): *Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, Berlin/New York 1996, S. 1323–1335. Dieselben Schichten des Kontextes, die Karlheinz Stierle systematisch unterscheidet (vgl. Anm. 27), werden bei Franck in forschungsgeschichtlicher Perspektive entfaltet.

29 Einen anderen Begriff literaturwissenschaftlicher Begriffsgeschichte gebraucht Carsten Dutt: »Begriffsgeschichte als Aufgabe der Literaturwissenschaft«, in: Christoph Strosetzki (Hg.): *Literaturwissenschaft als Begriffsgeschichte*, Hamburg 2010, S. 97–109.

untersuchten Vaterbegriffe auf alle folgenden Väter – mögen sie begrifflich oder unbegrifflich verfasst sein³⁰ – nachzuweisen versuchen. Eine dezidiert literaturwissenschaftliche Begriffsgeschichte wird zwar die unterschiedlichen Vaterbegriffe in der Diachronie der Texte beschreiben: Auch Satz und Nebensatz sind Kontexte eigenen Rechts.³¹ Aber eine dezidiert literaturwissenschaftliche Begriffsgeschichte wird letztlich den literarischen Text oder das literarische Werk als größeren Rahmen behaupten, in dem sich die unterschiedlichen Vaterbegriffe zu dem einen Vaterbegriff etwa des Evangelisten subsumieren lassen. Denn auch diese Konsequenz lässt sich aus den beschriebenen begriffsgeschichtlichen Grundsätzen ableiten: Je größer der kontextuelle Rahmen, je mehr gleichlautende Begriffe teilen ein durch diesen Rahmen schon eingeschränktes Bedeutungskontinuum. Auch diese Unbestimmtheit definiert diesen begriffsgeschichtlichen Begriffsbegriff: Zwar bleibt die begriffliche Singularität jedes einzelnen geschichtlichen Moments das Hauptinteresse des:r Begriffshistoriker:in. Gleichzeitig muss – allein wegen der bedeutungskonstitutiven Funktion des größeren Rahmens – auch gefragt werden: Welche »Wiederholungsstrukturen« umgeben den einzelnen Moment so fest,³² dass das Bedeutungskontinuum jedes Begriffs noch vor seiner Aussprache auf eine diskurspezifische Bedeutung eingeschränkt ist?

Einen Begriff als schichtsteinernes Massiv zu beschreiben, und damit als die Summe derjenigen Wiederholungsstrukturen, die ihn definieren, greift

demnach zu kurz. Ein Begriff ist gerade kein Massiv – kein Lexem mit dem Ganzen seines lexikalischen Bedeutungskontinuums. Einen Begriff begreife ich als ein aus diesem Massiv herausgehauenes Bruchstück, als einen in Form und mineralischer Zusammensetzung singulären Splitter.³³ Zwar werden sich manche Splitter bis hin zur Ununterscheidbarkeit ähneln, je nachdem, auf welche Weise sie aus dem Schichtgestein erodiert sind. Nie aber wird ein Stein dem anderen gleichen. Mein begriffsgeschichtlicher Begriffsbegriff ist also weniger durch jenen Gletscher zu veranschaulichen, der den Schutzumschlag der koselleckschen *Begriffsgeschichten* zielt.³⁴ Ein Begriff – konsequent historisch gedacht³⁵ – gleicht vielmehr einem bisweilen selbst konglomeratisch verfassten Splitter aus diesem Gletscher. Will man sich angesichts der rhizomatischen Struktur von Wissensbeständen dennoch an das einigermaßen geordnet anmutende Bild geologischer Schichten halten,³⁶ obwohl es die kontextuelle Vielschichtigkeit jedes Splitters tendenziell verschleiert, so sollten sich Begriffshistoriker:innen immerhin die Faszination am einzelnen Splitter erhalten, die der Flaneur ebenso teilt wie der Geologe. Aber freilich: Jede geologische Sammlung nimmt in der Hand des Sammlers Ordnung an, ob nach Äonen oder Epochen, ob nach mineralischen Bestandteilen oder Diskursen.

III.

Zurück an den Ufern des Vertrauens greife ich zur Hacke. Unter dem Schotter des demoskopischen Vertrauensbegriffs stechen einige Splitter von ganz anderer mineralischer Zusammensetzung hervor. Diese Splitter ähneln jener Molasse, die einst von der sogenannten Ur-Isar durchbrochen wurde, um das Flussbett der heutigen Isar zu erschließen. Diese

30 Hier ist eine weitere wesentliche Unbestimmtheit des begriffsgeschichtlichen Begriffsbegriffs berührt, nämlich die Gleichzeitigkeit seiner indikativen und faktiven Funktion; vgl. zunächst Rolf Reichardt: »Einleitung«, in: ders./Eberhard Schmitt/Jürgen Lüsebrink u. a. (Hg.): *Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich 1680–1820*, Bd. 1, München 1985, S. 39–148.

31 Vgl. Ernst Müller/Falko Schmieder: *Begriffsgeschichte zur Einführung*, Hamburg 2020, S. 95: »Synchronie im strengen Sinne liegt nie vor, weil Kommunikation sich immer in der Zeit vollzieht und auch synchrone Untersuchungen Zeiträume in den Blick nehmen – diese Zeiträume sind dann nur möglichst eng begrenzt.«

32 Reinhart Koselleck: »Einleitung«, in: ders.: *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt a. M. 2000, S. 9–16, hier S. 12 f.: »Entweder es handelt sich um geographisch oder biologisch einkreisbare Vorbedingungen, deren Dauer sich dem menschlichen Zugriff weitgehend entzieht. Oder aber es handelt sich um Wiederholungsstrukturen, die der Mensch bewußt aufnimmt, ritualisiert, kulturell anreichert und auf jene Stetigkeit einspielt, die seine jeweilige Gesellschaft stabilisieren hilft.« Beschreibt man solche Wiederholungsstrukturen mithilfe des Diskursbegriffs, müsste die Bewusstheit dieser kulturellen Wiederholungsstrukturen eingeschränkt werden.

33 Andere Kritikpunkte führen Müller/Schmieder: *Begriffsgeschichte* (Anm. 31), S. 97 an.

34 Vgl. Reinhart Koselleck: *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*, Frankfurt a. M. 2006, Schutzumschlag.

35 Nicht im Sinne jener »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen« (Koselleck: »Einleitung« [Anm. 20], S. XXI).

36 Vgl. Gilles Deleuze/Félix Guattari: *Rhizom*, übers. von Dagmar Berger, Berlin 1977 (frz. 1976). Die »rhizomatische« Struktur des Performativitätsbegriffs, der ebenfalls in das sprachtheoretische Konzentrat eingeht, das der Begriffsbegriff ist (vgl. Anm. 30), das hier allerdings ausgespart bleiben muss, beschreibt Klaus W. Hempfer: »Performance, Performanz, Performativität. Einige Unterscheidungen zur Ausdifferenzierung eines Theoriefeldes«, in: ders./Jörg Volbers (Hg.): *Theorien des Performativen. Sprache – Wissen – Praxis. Eine kritische Bestandsaufnahme*, Bielefeld 2011, S. 13–41.

Splitter zeugen also von einem Begriffereignis, bei dem aus dem einen Begriff – ›Treue‹ (Ur-Isar) – ein neuer Begriff – ›Vertrauen‹ (Isar) – hervorgegangen ist. In Mechthild von Magdeburgs *Das fließende Licht der Gottheit* – »das erste deutschsprachige Werk der Frauenmystik, dessen Gestaltungskraft und Empfindungstiefe in der Folgezeit nie wieder erreicht wurden«³⁷ – bezeichnen über 75 Prozent der zahlreichen Belege des Lexemclusters *triuwe*, *getriuwen* etc. die bedingungslose, weil wesensmäßige Treue Gottes. Weil dieser Begriff aber in den intimen Dialog mit Gott versetzt wird, der für das *Fließende Licht der Gottheit* wesentlich ist, stellt sich allenthalben die Frage nach einer adäquaten Antwort des Menschen. Um diese Antwort adäquat zu bezeichnen, (ge-)braucht Mechthild dasselbe Lexem: Die *triuwe* und das *getriuwen* des Menschen aber bedeuten bald mehr und anderes als die ursprüngliche *triuwe* Gottes. Im *Fließenden Licht der Gottheit* kann der sukzessive subjektbezogene Bedeutungswechsel der *triuwe* – zunächst die Treue Gottes, dann das Vertrauen des Menschen zu Gott – gewissermaßen *in corso* beobachtet werden. Dass das mittelhochdeutsche Lexemcluster *triuwe*, *getriuwen*, *getriuwunge* schließlich zum neuhochdeutschen ›Vertrauen‹ führt, zeigt die sprach- und begriffsgeschichtliche Linie zum Fiduzialglauben Martin Luthers, der diesen im Rückgriff auf Johannes Taulers Predigten – siehe unten – entwirft.³⁸

Ausgangspunkt eines der Dialoge zwischen Mensch und Gott ist eine gewissermaßen monologische Situation einer vermeintlich *ellenden sele*, einer verlassenen Seele. Gottes Treue bleibt zwar nicht eigentlich aus, aber sie erweist sich in einem sozusagen ungenießbaren Modus: »got [...] minte si mit grosser pine«.³⁹ Statt Liebesfreuden erfährt die Seele Einsamkeit und geistliches Leid. Weil die Seele sich an manchen Moment der Zweisamkeit noch erinnern kann, beschreibt sie sich als einen einst reichen, nun aber in Armut gefallenen Mann.⁴⁰ Entgegen ihrer Selbstbeschreibung antwortet Gott der Seele sofort. Nachdem Gott seine Nähe im Dialog allein durch die-

se direkte Rede erweist, aber auch inhaltlich aussagt, bleibt die Selbstbeschreibung der Seele dennoch negativ:

»Eya lieber, wie sprichest du mir so nahe! Joch getar ich niemer an dise wort vrölich gedenken, wand mir der tote hunt, min lichamen, ane underlas mit jamer zū stinket und ander mine viande so steteklich zū bremmen und ich, herre, an minen sinnen nit weis, wie es mir sölle ergan an minem ende«.⁴¹

Der Mensch befindet sich in einer Situation vielfältigen Leids, das körperliche und soziale Aspekte umfasst, das aber letztlich geistlich – als ein Leiden an der Distanz zu Gott – begriffen wird. Gott antwortet abermals und macht deutlich, dass er dieses Leid als Prüfung des menschlichen Vertrauens begreift. Christus selbst lieferte sich dieser Prüfung aus. Als Menschensohn blieb er seinem Vater auch am Kreuz treu und vertraute ihm durch die vermeintliche Verlassenheit hindurch:

»Ich was in ertrich dur dine liebi mit nōten bevangen / und mine viande trūgen minen tot vor minen ögen grimmeklich in iren handen / und ich leit mit schamme vil manig armüt; / dar über getrūwete ich minem vatter unzellicher gūti. / Hie nach richte din gemüte!«⁴²

Durch das Verbalderivat des Lexems *triuwe* wird das Bedeutungskontinuum der neuhochdeutschen ›Treue‹ am deutlichsten überschritten. Nicht nur Treue wird vom Menschensohn geleistet, sondern gerade auch Vertrauen. Das Vertrauen ergibt sich aus der Reziprozitätserwartung des Menschen: Die Seele kann Gott *getriuwen*, denn sie kennt seine *triuwe* und weiß, dass er ihre *triuwe* spätestens im Jenseits angemessen beantworten wird. Wo die *triuwe* also einen Menschen zum Subjekt hat, der zwischen erster und endgültiger Offenbarung, mithin im Moment der Bewährung seiner Treue, zu Gott steht, ist seither von ›Vertrauen‹ die Rede.

37 Mechthild von Magdeburg: *Das fließende Licht der Gottheit*, hg. von Gisela Vollmann-Profe, Frankfurt a. M. 2003, Klappentext.

38 Die Ausführungen zum Vertrauensbegriff des 14. Jahrhunderts basieren auf meiner Dissertation; vgl. Maximilian Kinder: *Vertrauen. Studien zur Entstehung eines mystischen Begriffs. Mechthild von Magdeburg und Johannes Tauler*, Diss. München 2023 (Druck in Vorbereitung).

39 Vgl. Mechthild von Magdeburg: *Das fließende Licht* (Anm. 37), S. 168: »Gott liebte sie durch großes Leid« (Übers. M. K.).

40 Vgl. ebd.

41 Ebd., S. 170; Übers. S. 171: »O Lieber, wie sprichst du so vertraut zu mir! Und doch wage ich es niemals, voller Freude an diese Worte zu denken, weil mir der tote Hund, mein Leib, ohne Unterlaß jämmerlich entgegenstinkt und mich auch andere Feinde so beständig anknurren und ich, Herr, mir mit meinem Verstand nicht ausdenken kann, wie es mir an meinem Ende ergehen wird.«

42 Ebd.: »Ich war auf Erden aus Liebe zu dir in beständiger Bedrängnis, / und meine Feinde trugen meinen Tod vor meinen Augen voller Ingrimm in ihren Händen, / und ich litt erniedrigt viele Entbehrungen; / trotz alldem vertraute ich auf die unendliche Güte meines Vaters. / Darauf richte deinen Sinn!«

In der Folge Mechthilds arbeitet der Straßburger Prediger Johannes Tauler (gest. 1361) am Vertrauensbegriff der spirituellen Sprache weiter. Johannes Tauler gehört jenem Basler Kreis sogenannter Gottesfreunde an, dem wir die Überlieferung des mechthildischen Textes verdanken: Nur in deren alemannischer Übersetzung liegt uns der ursprünglich wohl ostfälische Text im Ganzen vor. Nicht Bad Tölz, wie im Fall der Isar, sondern Basel ist also als Entstehungsort – wenn auch nicht als Quelle – des deutschsprachigen Vertrauens zu begreifen.⁴³ In den Predigten Taulers wird die diffizile subjektbezogene Differenz von *triuwe* Gottes und *triuwe* des Menschen nun entschieden in ein gegenseitiges Vertrauen aufgelöst. Der *triuwe*-Begriff, der in *Das fließende Licht der Gottheit* zunächst ein eher allgemeines Wesensmerkmal Gottes ist, auch weil er ein Grundbegriff des mittelalterlichen Rechtssystems sowie des mittelalterlichen Liebesdiskurses ist, wird bei Johannes Tauler ganz in den spirituellen Diskurs eingerückt. Die *triuwe* Gottes ist bei Tauler kein substituierbarer Begriff der göttlichen Selbstentäußerung mehr, die *triuwe* Gottes bezeichnet nurmehr die Gottesgabe jenes geistlichen Leids, das Vertrauen überhaupt ermöglicht und schließlich zum Medium ewiger Gottesnähe werden lässt.

Ein Beispiel gibt die Predigt zur Heilung am Teich Betesda: Jene Kranken und ihre Krankheiten werden zunächst konsequent allegorisch gedeutet; ist im Johannesevangelium noch von Blinden und Lahmen die Rede (vgl. Joh 5,3), bedeutet Krankheit hier Sünde, mithin Distanz zu Gott. Wo das Hindernis des Menschen auf seinem Weg zu Gott aber keine körperliche Behinderung mehr ist, wo die Erlösung des Menschen an keine physische Berührung von Heilwasser oder die physische Gegenwart des Gottessohnes gebunden ist, steht die diesseitige Erfahrbarkeit Gottes überhaupt infrage. Wo kein körperliches Hindernis besteht, das den Lahmen gegenüber den übrigen Besuchern der Kultstätte benachteiligt, wo jeder Mensch auf die Gnade Gottes einfach wartet, wird dieses Warten selbst fragwürdig: Weshalb muss überhaupt noch gewartet werden? Weshalb wird dem Jahre harrenden Mann die Nähe zu Gott verwehrt? Während das Johannesevangelium von einer Wun-

derheilung erzählt, erzählt die Tauler-Predigt von der Unausweichlichkeit geistlichen Leids im Diesseits, das schließlich aber positiv gewendet wird:

»Nu lies unser herre von grossen truwen die lúte underwilen fúr siech liegen, und sint sú doch genesen zúmole und enwissent es doch nút und hant alles ir leben fúr siech; wenne unser herre bekennet daz von in, wústent sú daz das sú also gantz genesen sint und gesunt sint worden, sú kertent uf sich selber mit behegenlicheit; und darumb von grosser trúwen so lies er sú alle ir tage in eime unwissende ston, in vorhten und in getrenge und in demútekeit [...]«. ⁴⁴

Es ist die Krankheit selbst – nicht die Heilung –, die Tauler als Erweis der *triuwe* Gottes begreift. Denn Krankheit ist selbst Heilung: Krankheit bedeutet all jenen Heilung, die ohne diese Krankheit allzu selbstbezogen wären und sich ihre Heilung zu eigen machen würden. Würde Gott den Menschen nicht auf Distanz halten, würde aus Liebe zu Gott Selbstliebe. Insbesondere in eschatologischer Perspektive erlangt die diesseitige Unsicherheit hinsichtlich des eigenen Gnadenstatus existentielle Funktion. Nur vor dem Hintergrund des geistlichen Leids kann der Mensch seine Selbstentäußerung, seine Demut und sein Vertrauen überhaupt erweisen. Geistliches Leid ist als *triuwe*-Gabe Gottes begriffen. Weil das Leid Möglichkeitsbedingung des Vertrauens ist, ermöglicht erst das Leid auch Erlösung: »Liebes kint, belibe bi disem: getruwe Gotte; ane allen zwivel er löset dich.« ⁴⁵

Im Untertitel der *Geschichtlichen Grundbegriffe* wird der Geltungsbereich der behandelten Begriffe bekanntlich mehrfach eingeschränkt. Grundbegriffe sind immer Grundbegriffe spezifischer Diskurse, welche deren womöglich umstrittenes, gleichwohl diskurspezifisch eingeschränktes Bedeutungskontinuum erst definieren. So ist auch der Vertrauensbegriff im Jahrhundert seiner Entstehung kein Grundbegriff per se, sondern ein Grundbegriff der spirituellen Sprache.

43 Auch in den ältesten Moskauer Fragmenten des *Fließenden Lichts* ist vom Vertrauen in all seinen wesentlichen Facetten bereits die Rede; vgl. Natalija Ganina/Catherine Squires: »Ein Textzeuge des ›Fließenden Lichts der Gottheit‹ von Mechthild von Magdeburg aus dem 13. Jahrhundert. Moskau, Bibl. der Lomonossow-Universität, Dokumentensammlung Gustav Schmidt, Fonds 40/1, Nr. 47«, in: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 139 (2010), S. 64–88.

44 Johannes Tauler: *Die Predigten Taulers aus der Engelberger und der Freiburger Handschrift sowie aus Schmidts Abschriften der ehemaligen Straßburger Handschriften*, hg. von Ferdinand Vetter, Berlin 1910, S. 38: »Nun ließ unser Gott aus großer Treue die Leute bisweilen wie krank daliegen, obwohl sie doch gesund sind und es doch nicht wissen und ihr ganzes Leben als krank ansehen. Denn unser Herr erkennt, dass sie sich, wenn sie um ihre völlige Genesung und Gesundheit wüssten, auf sich selbst mit Wohlgefallen verließen; deshalb ließ er sie aus großer Treue alle ihre Tage in Unwissen darüber, in Angst und in Bedrängnis und in Demut« (Übers. M. K.).

45 Ebd., S. 152: »Liebes Kind, bleibe dabei: Vertraue Gott! Ohne Zweifel wird er dich erlösen« (Übers. M. K.).

Der Vertrauensbegriff wird aber dabei nicht in gleicher Weise zum Grundbegriff wie oben beschrieben. Denn insofern das Vertrauen hier im Entstehen begriffen ist, wird es gerade nicht von allen Diskursteilnehmer:innen gebraucht. Nicht die spezifische Definition des Vertrauens durch einen individuellen Sprecher, sondern überhaupt sein Gebrauch wird zum Differenzmoment eines Diskurses, der bisher allzu undifferenziert beschrieben ist. Vor dem Hintergrund des Vertrauensbegriffs kann ›die‹ spätmittelalterliche Mystik in unterschiedliche mystische Spiritualitäten unterschieden werden: eine Spiritualität der Distanz und Vorwegnahme von Ewigkeit einerseits, eine Spiritualität der Gottesgegenwart und Identität – Meister Eckhart etwa (ge-)braucht für seine deutschsprachigen Predigten kein Vertrauen – andererseits.⁴⁶

IV.

Unterdessen spült mir die Strömung weitere Splitter, die jene Molasse des spirituellen Diskurses enthalten, vor die Füße. An einige der Splitter haben sich über die Zeit andere Mineralien angelagert. Wenn ich heute *trust* und *god* in die Suchmaschine der Videoplattform *Youtube* eingabe, geht es mir weniger um diese Anlagerungen als um jene Molasse, um jene Wiederholungsstrukturen also, die den Vertrauensbegriff der spirituellen Sprache durch die Jahrhunderte und über die Sprachräume hinweg vergleichbar, bisweilen gar verwechselbar machen. Der Algorithmus spielt mir nun den Song *Trust In God* der Band *Elevation Worship* auf meinen Bildschirm, wohl weil er nach nur einem Jahr knapp 27 Millionen Rezipient:innen zählt.⁴⁷ Solche ›geistliche Lyrik‹ ist das wesentliche Verkündigungsmedium sogenannter

Megachurches,⁴⁸ in denen solche Predigten, wie sie einst im Straßburger Dominikanerkonvent gehalten wurden, in gewisser Weise noch immer gegenwärtig sind.⁴⁹ Bedenkt man die soziale und politische Bedeutung dieser Kirchen, dürfte der spirituelle Vertrauensbegriff, auch vor dem gewandelten medialen Kontext, bisweilen neue Bedeutungsaspekte hinzugewinnen. Dennoch: Bedeutung und Funktion des Vertrauens bleiben im Rahmen der spirituellen Sprache über die Jahrhunderte und Sprachgrenzen hinweg bemerkenswert stabil.

Nachdem das E-Piano auf eine ebenso tiefgreifende wie mindestens in musikalischer Hinsicht völlig konsensfähige Botschaft eingestimmt hat, gibt die erste Strophe sogleich ein biblisches Bild des Vertrauens wieder: »Blessed assurance / Jesus is mine / He's been my fourth man in the fire / Time after time.«⁵⁰ Auch wenn der Bezug auf die *Hebräische Bibel* – einem unter Evangelikalen besonders geschätzten Text – durch Allegorese und durch die Worte ›time after time‹ ahistorisch wird, lohnt es, dem Zitat an dieser Stelle nachzugehen. Denn die hier gesammelten Splitter des Vertrauens scheinen deutlicher noch als im 14. Jahrhundert konglomeriert mit Mineralien eines vorchristlichen Diskurses. Im dritten Kapitel des Prophetenbuchs *Daniel* lässt Nebukadnezar eine goldene Statue errichten. »Wer aber nicht niederfällt und es verehrt, wird noch zur selben Stunde in den glühenden Feuerofen geworfen.« (Dan 3,6)⁵¹ Drei verschleppte Judäer verweigern die Anbetung des Götzen; Hananja, Mischaël und Asarja entgegnet dem fremden König: »Siehe, unser Gott, dem wir dienen, er kann uns retten. Aus dem glühenden Feuerofen und aus deiner Hand, König, wird er uns retten.« (Dan 3,17) Obwohl Nebukadnezar den Ofen weiter anheizen lässt, sodass selbst die Henker verbrennen, überleben die drei Judäer: »Aber der Engel des Herrn war zusammen mit Asarja und seinen Gefährten in den Ofen hinabgestiegen. Er trieb die Flammen des Feuers aus dem Ofen hinaus.« (Dan 3,49) Gott, dem die drei Judäer ihr »Vertrauen« (Dan 3,95) aussprechen, löst sein Versprechen ein und schickt jenen ›vierten Mann‹, der in *Trust in God* allegorisch

46 Vgl. Maximilian Kinder: »Basel bis Brabant. Vertrauen als Koordinatenbegriff spätmittelalterlicher Spiritualitätstopographie«, in: Freimut Löser/Regina D. Schiewer (Hg.): *Meister-Eckhart-Jahrbuch* 19, Stuttgart 2025 (in Vorbereitung).

47 Vgl. Elevation Worship: »Trust In God (feat. Chris Brown & Isaiah Templeton) | Elevation Worship«, *Youtube*, 28.04.2023, www.youtube.com/watch?v=QS04WbSnxok (aufgerufen am 16.06.2024). Noch einmal knapp 27 Millionen Hörer:innen zählt die Musikplattform *Spotify*. Die Reichweite des Liedes lässt sich vielleicht mit dem Hinweis auf die *Billboard*-Liste *Hot Christian Songs* am besten quantifizieren, in denen das Lied bisher 52 Wochen geführt wird; vgl. »Elevation Worship. Chart History«, *Billboard*, www.billboard.com/artist/elevation-worship/chart-history/ico/ (aufgerufen am 16.06.2024). Der begrifflichen Logik des Medienbegriffs ›Reichweite‹ sollte man dabei nicht verfallen: Es handelt sich um einen zwar bedeutsamen aber gerade nicht allgemeinen oder öffentlichen gesellschaftlichen Diskurs.

48 Zur Geschichte der *Contemporary Christian Music* vgl. etwa Bärbel Harju: *Rock & Religion. Eine Kulturgeschichte der christlichen Popmusik in den USA*, Bielefeld 2012.

49 Zur Geschichte des Evangelikalismus vgl. etwa Michael Hochgeschwender: *Amerikanische Religion. Evangelikalismus, Pfingstlerium und Fundamentalismus*, Frankfurt a. M./Leipzig 2007.

50 Alle Zitate aus Elevation Worship: »Trust In God« (Anm. 47).

51 Hier und im Folgenden vgl. *Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift*, Stuttgart 2016.

mit Jesus von Nazareth identifiziert wird. Bereits im *Tanach* ist die Bedeutung des Vertrauens also auf die für das 14. Jahrhundert beschriebenen Bedingungen festgelegt: Es ist Bestandteil einer dreigliedrigen Reziprozität, die mit dem Treueversprechen Gottes an Israel einsetzt und über die Bewährung der Treue seines Volkes – über dessen Vertrauen – zur ewigen Treue Gottes führt. Gottesferne, Sünde und Leid sind die Bedingungen dieses Vertrauens, denn nur vor diesem Hintergrund kann der eigene Gottesdienst erwiesen werden; Asarja betet zu Gott:

»Denn wir haben gesündigt und durch Treubruch gefrevelt und haben in allem gefehlt. [...] Alles, was du uns [...] getan hast, das hast du nach deiner gerechten Entscheidung getan. [...] Um deines Namens willen verwirf uns nicht für immer; löse deinen Bund nicht auf! [...] Du aber nimm uns an! Wir kommen mit zerknirschem Herzen und demütigem Sinn. Wie Brandopfer von Widdern und Stieren, wie Tausende fetter Lämmer, so gelte heute unser Opfer vor dir [...]. Denn wer dir vertraut, wird nicht beschämt.« (Dan 3,29–40)

Das Vertrauen in den ›vierten Mann‹ kann nur aufgrund jener göttlichen Treueklammer als *blessed assurance* bezeichnet werden. Nur aufgrund des vorausgesetzten Gottesbegriffs, dem die Treue wesentlich zugehört – lediglich das Vertrauen ist der Freiheit des Menschen überantwortet –, kann sich diese Sicherheit noch im Refrain von *Trust In God* behaupten: »I trust in God, my Savior, / The one who will never fail. / He will never fail.« Das Wort *fail* wird dabei in einer fallenden tonalen Sequenz verstetigt. Aber auch die Paraphrase von Psalm 34,5 wird auf Repeat gestellt: »I sought the Lord and He heard and He answered. / That's why I trust Him.« Nachdem die Chronologie der dreigliedrigen Reziprozität in Überblendung von Heils- und persönlicher Glaubensgeschichte vergegenwärtigt wurde, wird die 16-taktige Begründung des Vertrauens in der Erfahrung vergangener Antworten nun performativ prolongiert. Auf dreimal vier Takte ›I sought‹ etc. folgen vier Takte ›That's why I trust Him‹. Die Wiederholung der 16-taktigen Sequenz nimmt dabei die komplette zweite Hälfte des Songs, insgesamt also über vier Minuten, ein.

Der Co-Autor des Liedes, Steven Furtick, ist zugleich ›Senior Pastor‹ der Elevation Church mit Hauptsitz in Charlotte, North Carolina. Seine Predigt vom 30. April 2023, die an die Aufführung des Liedes *Trust In God* – das Furtick als Teil der Predigt begreift – unmittelbar anschließt, zählt immerhin knapp 1,8 Millionen

Zuschauer:innen.⁵² Furtick animiert nicht nur die Anwesenden – das Auditorium umfasst 1800 Plätze –, sondern auch die »e-fam«⁵³ zum Mitvollzug der Predigt, sei es durch Applaus oder Affirmation, sei es durch die gemeinsame Rezitation des im Lied zitierten Psalms: »Come on, don't watch me like I'm a movie, magnify Him with me! There's no popcorn here today. [...] This is a house of God.« Der gemeindliche Gottesdienst als Kontext des Gottvertrauens definiert dieses nicht zuletzt als sozialen Kohäsionsbegriff. Die propagierte Praxis, Gott in allen Lebenslagen zu »preisen« (Ps 34,2), wird an den Ort der Megachurch und ihren wöchentlichen *worship* gebunden. In Anspielung auf die simulierte ›Geisteskrankheit‹ Davids (vgl. 1Sam 21,14) – des vermeintlichen Psalmisten – schreit Furtick, während er mit der freien Hand die Anwesenden gestisch einkreist, ins Mikrofon:

»So, before you get ashamed of the fact that sometimes it feels like you're losing your mind, can we celebrate the fact that at least you're losing it in church? At least your losing it in a room with some other crazy Christians on a Sunday morning – when it was raining just enough to tell you ›I'm not going.‹ But you said ›No. I'm going. I'm not going crazy without God.‹«

Ort des Vertrauens ist also nicht nur die Gemeinde, der Ort des Vertrauens ist ein spirituelles Selbstbewusstsein; das Suchen des Psalmisten (›I sought the Lord‹ etc.) definiert Furtick als »a type of seeking God that doesn't have to do with going to a physical location but it's a particular state of mind«. Bei der gemeinsamen Rezitation von Psalm 34,4 betont er das Wort *fears*: »Everybody say fears!«

In diesem Kontext interpretiert Furtick nun die literarische Form des Psalms, der ein ›Akrostichon‹ des hebräischen Alphabets, genauer: ein Abecedarium ist. Aber die Form scheint dabei dem Inhalt zu widersprechen: »When you're going through stuff, you don't say it that fancy.« Weil die dreigliedrige Reziprozität des christlichen Vertrauens nur aufgrund von vergangener Heilsgeschichte glaubwürdig ist – Möglichkeitsbedingung des Vertrauens ist die Offenbarung –, schreibt Furtick dem Psalm eine Art Nachträglichkeit zu: Der Psalmist teile seine Erfah-

52 Vgl. Elevation Church: »Ugly Trust | Pastor Steven Furtick | Elevation Church«, *Youtube*, 30.04.2023, www.youtube.com/watch?v=rR3Ppl9d-Mk (aufgerufen am 16.06.2024); seine Predigt habe die Funktion, »[to] expound a little bit on what we were just preaching.«

53 Alle Zitate ebd.

rung in erbauender Absicht nachträglich mit: »So, if you are there today and it's not a pretty situation, the psalmist wants you to know that one of the most beautiful psalms in the bible came from one of the ugliest situations.« Diese Situation sei die Versöhnung König Sauls durch David (vgl. 1Sam 24,1–5): »Talk about ugly trust. You're in a cave with a king who is defecating while he is trying to decapitate you and you have the opportunity to kill him but you walk away.« Mit der schon angedeuteten Vielfalt des Leids – von psychischer Krankheit über Angst und moralische Dilemmata bis hin zur Exposition gegenüber Fäkalien – ist das breite Kontinuum jener Distanz zu Gott angesprochen, das bereits im 14. Jahrhundert als Kontext des Vertrauens gebraucht wird. Zum Ende der etwa 60 Minuten langen Predigt zitiert Furtick den ersten Petrusbrief: »Beugt euch also in Demut unter die mächtige Hand Gottes, damit er euch erhöht, wenn die Zeit gekommen ist!« (1Petr 5, 6) Und genau wie 700 Jahre zuvor Johannes Tauler ersetzt Furtick den biblischen Demutsbegriff durch den spirituellen Vertrauensbegriff, um dessen spirituelle Wirksamkeit zu beweisen.⁵⁴ Vertrauen ist die Bedingung dafür, dass Gott den Menschen »erhöht, wenn die Zeit dafür gekommen ist!« (1Petr 5,6) Die Kollokation »ugly trust«, die der Predigt ihren Titel gibt, entpuppt sich nun ebenfalls als »Akrostichon« oder genauer: als Akronym. *Ugly* will heißen: »until God lifts you«. Dieses *until* ist der prekäre Ort – aber auch die Sicherheit – des spirituellen Vertrauensbegriffs, damals wie heute.⁵⁵

Bereits Karlheinz Stierle sieht solche Kontinuitäten in der diachronen Perspektive bestimmter Kommunikationsgemeinschaften begründet.⁵⁶ Dass selbst Interlingualität und Intermedialität des spirituellen Vertrauensbegriffs der Gegenwart in dieser Hypothese aufzugehen scheinen, ist bemerkenswert. Dass der spirituelle Vertrauensbegriff des 14. Jahrhunderts weniger gemein hat mit dem scholastischen Diskurs desselben Jahrhunderts, der das Vertrauen nur einer der drei göttlichen Tugenden unterordnet, stattdessen

aber dem spirituellen Vertrauensbegriff der Gegenwart beinahe gleicht, zeigt schließlich, dass Begriffe weniger von einem differentiellen Sprachsystem definiert werden als vielmehr von der semantischen Struktur des Diskurses, in dem sie je gebraucht werden. Damals wie heute ist der Vertrauensbegriff ein Grundbegriff des spirituellen Diskurses: Sein Gebrauch oder seine Absenz ist ein signifikanter Hinweis auf die Spezifik der Spiritualität, aus der heraus gesprochen wird. Ein gegenwärtiges Beispiel jener Spiritualität der Gottesgegenwart und Identität, die den Vertrauensbegriff *nicht* (ge-)braucht, bietet – ebenfalls im Kontext evangelikalen *worships* – Steffany Gretzinger während der *Presence Night 2022*.⁵⁷ Dass Steffany Gretzinger hier aus einer Situation der Präsenz heraus spricht, wird bald deutlich. Der erste von vielen Tränenausbrüchen berührt nicht nur ihre etwa 7-jährige Tochter namens Wonder, die aufgefordert wird, ihrer Mutter ein Taschentuch zu reichen, er wird noch dazu begleitet von unverfügbaren scheinenden Gesten: Diejenige Hand, die nicht das Mikrofon hält, ruckt immer wieder in die Höhe. »One night we were around the table. We asked Wonder [...] to pray for us to thank the Lord for dinner. We held hands and she said: ›Jesus, we adore Your presence. And Jesus, we give You our presence.‹ So I just«, hier bricht die Stimme, Tränen beginnen zu fließen, »I just feel like taking a moment to give Him our presence. He so graciously poors Himself on us.« In solcher Gegenwart Gottes aber kann von Vertrauen keine Rede mehr sein.

54 Vgl. Tauler: *Predigten* (Anm. 44), S. 321–328.

55 Weitere Predigten zum Thema sind etwa Steven Furtick: »Trusting God In Uncertainty«, *Youtube*, 24.06.2021, www.youtube.com/watch?v=MoTihL9Cs90 (aufgerufen am 16.06.2024); Life.Church: »Trusting God When You Don't Understand«, *Youtube*, 03.03.2024, www.youtube.com/watch?v=3yZzPuVFuME&t=1569s (aufgerufen am 16.06.2024).

56 Vgl. Stierle: »Historische Semantik« (Anm. 24), S. 178: »Die synchrone Kommunikationsgemeinschaft ist hier an eine diachrone Kommunikationsgemeinschaft mit den noch immer ›sprechenden‹ Quellen der Diskurstradition gebunden.«

57 Vgl. Legacy Nashville: »Steffany Gretzinger – Presence Night 2022«, *Youtube*, 19.07.2022, www.youtube.com/watch?v=qAjKn98uExA&t=758s (aufgerufen am 16.06.2024).

DIE (IN-)VULNERABLEN ÜBERLEGUNGEN ZUR NEUEN KREATÜRLICHKEIT

Patricia Gwozdz

I. VULNERABILITÄT ALS ERWARTUNGSBEGRIFF NACH KOSELLECK: HINFÜHRUNG ZUR THESE

Wer sich geologisch vertiefend in die Zeit- und Begriffsschichten des Vulnerablen vorwagen möchte, der darf sich von der medial vermittelten Dominanz der Vulnerabilität und des epidemiologisch relevanten Begriffs der vulnerablen Gruppen oder Personen während der Covid-19-Pandemie nicht täuschen lassen. Zwar zeigen Google-Trend-Analysen der Websuche ein erhöhtes Aufkommen und eine häufigere Verwendung des Begriffs ›vulnerabel‹ mit der häufigsten Erwähnung jeweils zum Jahresende 2020 sowie 2021 und zu Beginn des Jahres 2022.¹ Man muss jedoch kein besonderes Geschick in diskursanalytischen Zusammenhängen besitzen, um herauszufinden, dass diese Daten mit denjenigen der Krankenhauseinweisungen in den Wintermonaten und der sogenannten Triage bei der Notaufnahmeverversorgung und Behandlungskapazität der jeweiligen Krankenhäuser und Kliniken korrelieren.² Sucht man

in diesen Diskursen nach dem Vulnerablen und seinen verschiedenen semantischen Variationen – meistens als Adjektiv –, wird schnell ersichtlich, dass der Begriff nicht in klinischen Diskursen aufzufinden ist, sondern in den sozioökonomischen. So kann man in *The Lancet* zu Beginn der Pandemie im April 2020 lesen:

»What does it mean to be vulnerable? Vulnerable groups of people are those that are disproportionately exposed to risk, but who is included in these groups can change dynamically. [...] Certainly, amid the COVID-19 pandemic, vulnerable groups are not only elderly people, those with ill health and comorbidities, or homeless or underhoused people, but also people from a gradient of socioeconomic groups that might struggle to cope financially, mentally, or physically with the crisis«.³

Allerdings stellt dies keine neue Definition des Begriffs dar. Es ruft lediglich eine alte Definition in Erinnerung, die westliche, wohlhabende Industrienationen vergessen haben, weil sie geopolitisch zu den Siegermächten kolonialer Ausbeutung gehören und ihr Blick für die Vulnerabilität von Entwicklungsländern durch ökonomische Handlungsfaktoren und eine reibungslose Agency in kapitalistischen Produktionsprozessen die selbsterlittene Vulnerabilität im eigenen sozioökonomischen Kosmos von Überleben und Sterben überblendet hat.⁴ Die Pandemie bewies das

1 *Google Trends* (aufgerufen im Zeitraum vom 29.12.2019 bis 23.07.2023), <https://trends.google.de/trends/explore?date=2020-01-02%202023-12-31&geo=DE&q=vulnerabel&hl=de> (aufgerufen am 06.05.2024).

2 Die »Triage« bezeichnet die »evidenzbasierte Ersteinschätzung der Behandlungsdringlichkeit«, die weltweit in verschiedenen Systemen der Notaufnahme eingesetzt wird, »um die Krankheitsschwere der Patienten abzuschätzen und eine Behandlungspriorisierung vorzunehmen«. Michael Christ/Florian Grossmann/ Daniela Winter u. a.: »Modern triage in the emergency department«, in: *Deutsches Ärzteblatt international* 107.50 (2010), S. 892–898, hier S. 892. Begriffe wie ›vulnerabel‹ oder ›Vulnerabilität‹ werden in diesem Kontext jedoch nicht verwendet, es wird stattdessen von »kritisch kranken Patienten« (ebd., S. 893) gesprochen. Während und nach der Pandemie wurden bereits weitere internationale Vergleiche und Empfehlungen unter ethischen Richtlinien der Patientenpriorisierung vorgenommen, vgl. hierzu Fahd Alhaidari/Abdullah Almuhaideb/Shika Alsunaidi u. a.: »E-Triage Systems for COVID-19 Outbreak: Review and Recommendations«, in: *Sensors* 21.8,

17.04.2021, <https://doi.org/10.3390/s21082845> (aufgerufen am 12.08.2024). Doch auch in diesem wissenschaftlichen Artikel tauchen semantische Varianten des Vulnerablen nicht auf.

3 [o. A.]: »Redefining vulnerability in the era of COVID-19«, in: *The Lancet* 395, 04.04.2020, [https://www.thelancet.com/journals/lancet/article/PIIS0140-6736\(20\)2930757-1/fulltext](https://www.thelancet.com/journals/lancet/article/PIIS0140-6736(20)2930757-1/fulltext) (aufgerufen am 06.05.2024).

4 Vgl. Greg Bankoff: »Remaking the world in our own image: vulnerability, resilience, and adaptation as historical discourses«, in: *Disasters* 43.2 (2019), S. 221–239.

Gegenteil: Ein tödliches Virus kennt den Unterschied zwischen arm und reich nicht, es sucht sich einen Wirt, um sich in diesem Organismus, seinem neuen Habitat, zu vermehren und sein eigenes Überleben zu sichern, sicherlich auch auf Kosten des Wirts und unter Ausbeutung seiner lebenserhaltenden Ressourcen. Die mikrobiologische Ebene interveniert mit der makropolitischen, denn während sich die Reichen an dem einen Ende des sozioökonomischen Spektrums besser gegen unvorbereitete Risiken wappnen können, sind die Armen am anderen Ende des Spektrums diesen Risiken hilflos ausgeliefert.

Piers Blaikie und seine Co-Autoren Terry Cannon, Ian Davis and Ben Wisner haben in den 1990er Jahren in ihrem Buch *At Risk. Natural hazards, people's vulnerability, and disasters* eine recht simple Formel beziehungsweise ein Modell (*Disaster Pressure and Release Model*) für die Messbarkeit von Vulnerabilität im globalen Maßstab entworfen (von Naturkatastrophen und Hungersnöten bis zu endemischen und pandemischen Krankheitsausbrüchen wie HIV): »Expressed schematically, our view is that the risk faced by people must be considered as a complex combination of vulnerability and hazard. Disasters are a result of the interaction of both; there is no risk if there are hazards but vulnerability is nil, or if there is a vulnerable population but no hazard event.«⁵ »Vulnerabilität« ist demnach ein Begriff, der nur in Korrelation zum Begriff der potentiellen Gefährdung in einer bestimmten geographischen Region zu einem bestimmten Zeitpunkt definiert werden kann. Als »disaster« werden derartige extreme Ereignisse (»extreme events«) erst dann bezeichnet, wenn eine signifikante Anzahl von vulnerablen Menschen diese Gefährdung erlebt und erleidet, die eine Zerstörung und/oder Unterbrechung der Existenzgrundlage zur Folge hat, und keine Hilfsmaßnahmen zur Wiederherstellung der Lebensgrundlagen selbstständig initiiert werden können. Kurz: »By »recovery« we mean the psychological and physical recovery of the victims, the replacement of physical resources and the social relations required to use them.«⁶ Vulnerabilität zu reduzieren und damit den Druck der (natürlichen) Gefährdung zu lösen (*release*), ist Aufgabe der *Disaster Studies*, ein Verbund interdisziplinär Forschender auf unterschiedlichen Gebieten der Soziologie, Ökonomie, der Politikwissenschaften und Development Studies.⁷

In dieser konstatierten *Sozialität des Verwundbaren* verbergen sich tiefe Schichten, die in eine religiöse Vergangenheit führen: Die Erfahrbarkeit der eigenen Sterblichkeit und die individuelle oder kollektive Widerstandsfähigkeit weisen auf den Begriff des Kreatürlichen zurück.⁸ Die Genealogie der Kreatur entwickelt sich aus dem Schoße zweier Religionen zum säkularen Zeichen einer profanen Vulnerabilität, die man mit Hannah Arendt als ultimates Zeichen der eigenen Gefahr absoluter Auslöschung lesen kann, denn in der zusammen geteilten Vergangenheit eröffnet der Blick auf den Nächsten ein epistemologisches Novum: ein »Sich-Zusammen-in-einer-Gefahr-Wissen«.⁹ »Kreatürlichkeit« und »Vulnerabilität« teilen sich in ihrer begrifflichen Ko-Evolution gleich mehrere semantische Felder, allerdings besitzen sie keinen gemeinsamen Ursprung. Was sie vereint, ist die potentielle Verwundbarkeit allen Lebens, es ist die Sterblichkeit, die sie verbindet. Was sie trennt, das ist der göttliche Ursprung. Die Kreatur hat einen Schöpfer, von dem sie abstammt und auf den sie »vermittelt göttlicher Offenbarungstätigkeit« hinzielt,¹⁰ die Vulnerablen sind Geschöpfe ohne Schöpfer, oder wie Donna Haraway in ihrer affirmativen Geste der Biologin sagen würde: »I am a creature of the mud, not the sky.«¹¹ Haraways *Kinship-Topos* geteilter Vulnerabilität vom Bakterium bis zum menschlichen Organismus und der Maschine ist der postmoderne Höhepunkt einer Prosa, die darauf abzielt, das Kreatürliche nicht generell abzuschaffen, sondern es ohne Schöpfer zu denken.¹² Die »critters« sind biotechnologische Figurationen des Kreatürlichen in *statu nascendi* einer gesteigerten Vulnerabilitätsempfindung,¹³ wie sie bereits Simone Weil in ihrer marxistisch-katholisch-mystischen Praxis der *Arbeit als passio* in Form eines Selbstexperiments in der Metallfabrik leiblich

»A review of socio-economic vulnerability: The emergence of its theoretical concepts, models and methodologies«, in: *Natural Hazards Research* 3 (2023), S. 563–571.

8 Für eine ausführliche Betrachtung des Theorievergleichs zum Kreatürlichen vgl. Patricia A. Gwozdz: *Ecce figura. Lektüren eines Konzepts in Konstellationen (100 v. Chr.–1946)*, Berlin/Boston 2023.

9 Hannah Arendt: *Der Liebesbegriff bei Augustin. Versuch einer philosophischen Interpretation*, Berlin 1929, S. 84.

10 Johann Heinrich Kurtz: *Lehrbuch der heiligen Geschichte: Ein Wegweiser zum Verständniß des göttl. Heilsplanes nach seiner geschichtl. Entwicklung*, Königsberg 1855, S. 2.

11 Donna Haraway: *When Species Meet*, London/Minneapolis 2008, S. 209.

12 Vgl. Jacques Derrida: *The Beast and the Sovereign*, 2 Bde., hg. von Michel Luise/Marie-Louise Mallet/Ginette Michaud, übers. von Geoffrey Bennington, Chicago u. a. 2011 (frz. 2008/2010).

13 Haraway: *When Species Meet* (Anm. 11), S. 27.

5 Piers Blaikie/Terry Cannon/Ian Davis u. a.: *At Risk. Natural hazards, people's vulnerability, and disasters*, London u. a. 1994, S. 21.

6 Ebd.

7 Ebd., S. 22. Vgl. hierzu auch Sneha Biswas/Sunil Nautiyal:

erleidet und erduldet, um zu wissen, wie viel Schmerz die Kreatur im kapitalistischen Produktionsprozess erträgt.¹⁴

Aus den aktuellen Vulnerabilitätsdiskursen wird das Religiöse allerdings weggedacht und durch etwas Wirkmächtigeres ersetzt: das Recht. Eingedenk der religiösen Überreste einer noch unverdauten Kreatürlichkeit werden in diesem Aufsatz die verschlungenen Pfade von *vulnerabilis* nachgezeichnet, die von einer konkreten, medizinischen Definition der Wunde zu einem abstrakten Konzept von Verwundbarkeit im rechtswissenschaftlichen Diskurs führen. Reinhart Kosellecks Verständnis von Erwartungsbegriffen wird dabei theorieleitend sein. Koselleck ist ein Denker des Zukünftigen, der sich durch postmoderne Zeichen- und Texttheorien nicht verunsichern lässt.¹⁵ Die Erfahrung wird durch Zeichen nicht überschrieben oder verschoben, sondern entwickelt sich neben ihnen her, mal schneller, mal langsamer. In unterschiedlichen Geschwindigkeiten überholen sich Begriff und Erfahrung, sodass sich die Strata ihrer Geschichten wechselseitig beeinflussen, irritieren, überlagern, aber niemals gänzlich auslöschen. Begriffe besitzen eine »diachrone Schubkraft«, die Zeitschichten mobil machen, sie antreiben und durch ihre »zeitliche Binnenstruktur« sogar Ereignisse auslösen können.¹⁶ Koselleck bemerkt dabei, dass es ohne Begriffe keine Erfahrung gibt und ohne Erfahrung keine Begriffe.¹⁷ Das also, was begriffen werden muss, liegt außerhalb der sprachlich verfassten und normierten Wirklichkeitserfahrung.¹⁸ Begriffe können Erfahrungen registrieren und sie können Erfahrungen stiften und dadurch zu Erwartungsbegriffen werden, weil sie auf das Utopisch-Zukünftige hin geöffnet sind (z. B. »ismus«-Verbindungen).¹⁹ Sie besitzen Innovationspotential. Ich gehe von Kosellecks These aus, dass der tatsächliche Erfahrungsgehalt des Erwartungsbegriffs, das heißt sein Kontakt mit der

Wirklichkeit, so gering wie möglich sein muss, damit er ins Utopische hineinwirken kann. Je kleiner sein Erfahrungsradius im Gegenwärtigen, desto weiter erstreckt sich sein Wirkungsradius im Zukünftigen. Es wird Aufgabe dieses Aufsatzes sein, zu zeigen, dass der Begriff der Vulnerabilität diese Fernwirkung gerade dadurch entfaltet, dass er die Erfahrung durch seinen intensiven Kontakt mit ihr auslöscht, um neue Erfahrungen zu ermöglichen. Koselleck betont, dass innovationsträchtige Begriffe einen eher geringen Erfahrungsgehalt haben, weshalb sie umso größere Erwartungen wecken und mobilisieren können.²⁰ Erwartungsbegriffe müssen im Grunde noch recht form- und inhaltslos sein, damit die gestaltgebende Kraft des Zukünftigen auf sie wirken kann, um ihre volle Bedeutung zu erfüllen (und zu enthüllen). Sie haben sensible Fühler für das noch Kommende. Diese besondere Fühlung setzt jedoch ein bestimmtes Wissen des Gegenwärtigen voraus. Das Kommende zu erfühlen, gelingt nur dort, wo man tief genug in den Zeitschichten des Gegenwärtigen gräbt, um die Konstellation zwischen Vergangenheit und Zukunft zu lesen.²¹ Daher wird in Erweiterung von Koselleck die Frage aufgeworfen, ob es nicht im Gegenteil der starke Kontakt mit der gegenwärtigen Erfahrung ist, der die Wirklichkeit der Erfahrung quasi dialektisch aufhebt, um sie als Begriff neu zu erschaffen, sodass er überhaupt in die Zukunft wirken kann – unabhängig von der konkreten Erfahrung –, um neue Erwartungen zu erschließen.

II. PFADE, SPUREN, KREUZUNGEN: ›VULNERABILIS‹ DAMALS UND HEUTE

Das Konzept der ›Vulnerabilität‹, das im 20. Jahrhundert nach und nach zu einer wichtigen politischen Beschreibungskategorie für komplexe sozioökonomische Prozesse wird, lenkt den Blick auf eine Kreatürlichkeit, die nicht durch Gott, sondern durch Naturkatastrophen, den Menschen, seine Lebensweise, seine Technologien und die durch sie modifizierten klimatischen Verhältnissen und die damit verbundenen globalen Krankheiten bedingt ist. In gegenwärtigen philosophischen und auch juristischen Diskursen wird häufig auf die lateinische Etymologie von ›vulnus‹ und ausdrücklich auf das Adjektiv ›vulnerabilis‹ verwiesen.²² Eine kontinuierliche Tradierung des

14 Vgl. Simone Weil: »Fabrikstagebuch«, in: dies. (Hg.): *Fabrikstagebuch und andere Schriften zum Industriesystem*, übers. und mit einer Einleitung von Heinz Abosch, Berlin 2019, S. 43–122.

15 Vgl. Reinhart Koselleck: *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*, Frankfurt a. M. 2006, S. 61.

16 Ebd., S. 45.

17 Vgl. ebd., S. 62.

18 Auf die Komplexität und schwierige Verbindung der sprachlichen Verfasstheit von Ereignissen und ihrer außersprachlichen Wirklichkeit haben zusammenfassend auch hingewiesen Ernst Müller/Falko Schmieder: *Begriffsgeschichte und historische Semantik. Ein kritisches Kompendium*, Berlin 2019, S. 310–312.

19 Koselleck: *Begriffsgeschichten* (Anm. 15), S. 68 f.

20 Vgl. ebd., S. 69.

21 Zum Vergleich der Begriffsgeschichte als Methode bei Benjamin, Auerbach, Koselleck und Blumenberg vgl. auch Gwozdz: *Ecce figura* (Anm. 8), S. 23–37.

22 Vgl. hierzu das erst kürzlich erschienene Buch von Miguel

letzteren Begriffs lässt sich allerdings nur in Sprüngen nachweisen. Es sind verschlungene Pfade mit Auslassungen, Verschiebungen und Ersetzungen, die die Geschichte von ›vulnerabilis‹ kennzeichnen. An dieser Stelle kann keine vollständige Erhebung von Lexika, Wörterbüchern und Enzyklopädien erfolgen. Es soll dennoch versucht werden, stichprobenartig einige Wege und Umwege offenzulegen, die den Begriff bis ins 20. Jahrhundert geführt haben.

II.1 LEXIKALISCHE QUERVERBINDUNGEN VON DER FRÜHEN NEUZEIT BIS IN DIE MODERNE

Die Erweiterung um das Suffix »-barkeit«²³ in den deutschsprachigen Substantivierungen von ›verwund(bar)‹ oder auch ›verletz(lich)‹ wird im Grimm-Wörterbuch auf die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zurückdatiert, wobei der Hinweis eingefügt worden ist, dass sich das Substantiv ›Verwundbarkeit‹ oder auch ›vulnerabilitas‹ in der ökonomisch-techno-

logischen Enzyklopädie von Johann Georg Krünitz finden lässt und sich dort, aus dem Englischen und Französischen hergeleitet, auch auf ganze Volkswirtschaften beziehen kann.²⁴ Zwar ist hier wohl der frühe sozioökonomische Beleg für den Begriff gegeben, dennoch verweist Krünitz nicht auf den ökonomischen Diskurs, sondern die Medizin und erklärt den Begriff der ›Verwundbarkeit‹ damit, dass manche Individuen eine eigene Beschaffenheit und Reizbarkeit oder Empfindlichkeit des Hautorgans haben, die zu bestimmten Krankheitsbildern führt.²⁵

In den französischen Lexika zur Ökonomie des 18. Jahrhunderts gibt es keine entsprechende Referenz wie bei Krünitz.²⁶ In der *Encyclopédie* von Diderot und d'Alembert wird hingegen der Bezug zu antiken Figuren, insbesondere Achill, deutlich. Helden und Götter zeichnen sich durch eine gewisse Vulnerabilität aus, deren außerordentliche Größe im Sinne der Bedeutsamkeit von der Tatsache abhängt, dass sie verwundet werden können, egal wie weit sie die menschliche Existenzweise übersteigen.²⁷ ›Vulnerabel‹ verweist nicht auf die vorhandene Wunde oder eine Verwundung, die in der Vergangenheit liegt, sondern auf die Potentialität des Verwundet-werden-Könnens, das in einer Aufmerksamkeit auf das Zukünftige liegt.²⁸

Seguró Mendlewicz: *On Vulnerability. A Philosophical Anthropology*, London 2024, wobei der Autor keinerlei begriffshistorische Referenzen einfügt. Zur Diskussion in der Geschichte und Philosophie des Rechts vgl. Alfredo Marcos: »Vulnerability as a Part of Human Nature«, in: Aniceto Masferrer/Emilio García-Sánchez (Hg.): *Human Dignity of the Vulnerable in the Age of Rights. Interdisciplinary Perspective*, Basel 2016, S. 29–44, hier S. 34. In den etymologischen Wörterbüchern der lateinischen Sprache mit Vergleich des Griechischen und Deutschen sind ›vulnerabilis‹ (verwundend) und ›invulnerabilis‹ (unverwundlich) als Adjektive unter dem Lemma ›vulnus‹ belegt. Dennoch meint ›vulnerabilis‹ hier nicht die Möglichkeit der Verwundung, sondern die aktuelle Wunde, die einem zugefügt worden ist. Daher verwenden die Philologen hier stets die Übersetzung ›verwundend‹ und nicht ›verwundbar‹. Vgl. Johann Konrad Schwenck: *Etymologisches Wörterbuch der lateinischen Sprache, mit Vergleichung der griechischen und deutschen*, Frankfurt a. M. 1827, S. 944 f. Im Abgleich dazu vgl. auch Alois Vaniček: *Etymologisches Wörterbuch der lateinischen Sprache*, Leipzig 1874, S. 164. In der lateinischen Dichtkunst wird diese Form allerdings nicht gebraucht, z. B. beschreibt Vergil im dritten Buch der *Georgica*, wie sich eine »bildschöne Jungkuh« mit ihren Hörnern kämpfend verwundet (›vulneribus‹, S. 196) oder wie die Wächter im Krieg zum Schutze des Königs durch Wunden sterben (›per vulneram mortem‹, S. 230), Publius Vergilius Maro: *Hirtengedichte/Bucolica, Landwirtschaft/Georgica*. Lateinisch-Deutsch, hg. und übers. von Niklas Holzberg, Berlin u. a. 2016. Auch in der epischen Kampfdichtung der Aeneis wird von der Verwundung zahlloser Körper berichtet (›volnera‹, ›volneris‹, ›volnere‹), aber selbst der verwundbare Held Achill wird nicht als verwundbar im Sinne von ›vulnerabilis‹ oder ›invulnerabilis‹ beschrieben. Vgl. Publius Vergilius Maro: *Aeneis*. Lateinisch-deutsch, in Zusammenarbeit mit Maria Götte hg. und übers. von Johannes Götte, Zürich 1994.

23 Vgl. den Eintrag zu ›vulnus‹ in Karl Ernst Georges: *Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch*, Bd. 2, Hannover 1918 (Nachdruck Darmstadt 1998), Sp. 3562–3563.

24 Jacob Grimm/Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/23, Bd. 25, Sp. 2358, <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=V06536> (aufgerufen am 20.05.2024).

25 Johann Georg Krünitz: *Oeconomische Encyclopädie oder allgemeines System der Land-, Haus- und Staats-Wirtschaft: in alphabetischer Ordnung*, Bd. 1–242, Berlin 1773–1858, hier Bd. 219, S. 358, <https://www.kruenitz1.uni-trier.de/> (abgerufen am 12.08.2024).

26 Zum Abgleich durchgesehen in *Encyclopédie oeconomique ou Système général: 1° d'économie rustique... 2° d'économie domestique... 3° d'économie politique. Tome 16 / ... Ouvrage extrait des meilleurs livres... par quelques membres de la Société économique de Berne*, Paris 1770–1771.

27 Denis Diderot: »Vulnerable«, in: ders./Jean le Rond d'Alembert (Hg.): *Encyclopédie, ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers, etc.*, University of Chicago: ARTFL Encyclopédie Project, <https://artflsrv04.uchicago.edu/philologic4.7/encyclopedie0922/navigate/17/1984> (aufgerufen am 12.08.2024).

28 Zur Definition und weiteren Deutungen des Vulnerablen in der antiken Literatur und Philosophie vgl. Marina McCoy: *Wounded Heroes. Vulnerability as a Virtue in Ancient Greek Literature and Philosophy*, Oxford 2013, S. vii. Problematisch ist hier allerdings, dass nicht auf die philologische Genauigkeit in der Verwendung von Wörtern zur Beschreibung der Wunden geachtet wird, denn wortwörtlich gibt es in den griechischen und lateinischen Werken keinen Anhaltspunkt dafür, dass von ›Vulnerabilität‹ im modernen Sinne Gebrauch gemacht wird. Es scheint sich eher um eine anachronistisch-inhaltliche Analyse zu handeln, die den Vulnerabilitätsbegriff anthropologisch-literarisch und

In englischsprachigen Lexika ist »to be wounded«²⁹ oder »that may be wounded«³⁰ für »vulnerable« in der frühen Neuzeit belegt, in späteren auch etymologischen Lexika kommen weitere Wortformen hinzu wie das Substantiv »vulnerableness«, verstanden als »capableness of being wounded«.³¹ Allen gemeinsam ist der medizinische Referenzrahmen für das Zufügen und/oder Erleiden und die Heilung von Wunden.³² Auch in Albrecht von Hallers *Onomatologia medica completa* (1736) findet man lediglich den Bezug zu dem griechischen Ursprung von »troma« (oder auch später »Trauma«) mit dem Vermerk auf »eine von außen hergebrachte Wunde«.³³ In dem französischen Werk von Pierre Hubert Nysten und Émile Littré zur medizinischen Nomenklatur wird Wunde von »vulnus« abgeleitet und mit »blessure« oder »plaie« übersetzt, durch äußere Gewalt zugefügte Läsionen.³⁴ Letztere sind die Wunden, die auf eine mechanische Wirkursache zurückverfolgt werden können und von denen direkt berichtet werden kann, woher sie stammen und wie sie zugefügt worden sind. Auch in den medizinischen Lexika des 19. Jahrhunderts fehlen im Französischen und Deutschen entsprechende Vermerke für das Lemma »vulnérable« beziehungsweise »verwundbar«.³⁵ In dem Standardwerk für Mediziner des 19.

Jahrhunderts, dem *Dictionnaire encyclopédique des sciences médicales* von Amédée Dechambre, das auch in Deutschland Nachfolger gefunden hat, wird die Semantik der Wunde und Verwundung mit einem umfangreichen Artikel unter dem Lemma »traumatisme« geführt und in die medizinische Fachterminologie eingepflegt (neben »la blessure, le blessé, le milieu« des geschädigten Gewebes), wobei dort ausgehend von der zugefügten Wunde die Entstehung und Klassifizierung von Krankheiten thematisiert werden.³⁶ »Trauma« und »traumatisme« werden jedoch nicht synonym verstanden: Während der erste Begriff sich auf eine lokal begrenzte Läsion bezieht, bezeichnet der zweite einen allgemeinen Zustand des Organismus, unter dessen Bedingungen eine Wunde (»blessure«) diesem Organismus großen Schaden zufügen kann. Die Prädisposition des Organismus wird in eine physiologische Unordnung gebracht, die über eine Verkettung mehrerer Ursache-Wirkungs-Relationen zu verschiedenen Krankheiten führt. »Traumatisme« bezeichnet also die Evolution eines Traumas von seiner Entstehung (»origin«) bis zu seinem Ende (»terminaison«).³⁷ Damit ist Galens medizinische Definition im 439. Eintrag »Was ist eine Wunde«? (Τί ἐστὶ τραύμα), worunter er eine »frische Verletzung an einem Körper« versteht, »die sowohl an der Seelen- als auch an der Lebenskraft Anteil hat«,³⁸ für die medizinische Nomenklatur bis weit in das 19. Jahrhundert leitend.

Medizinisch wird der Begriff der Vulnerabilität erst in den klinischen Wörterbüchern um 1900 relevant. In Otto Dornblüths begründetem *Klinischen Wörterbuch*, das er 1894 für Studierende der Medizin und praktizierende Ärzte in Leipzig veröffentlichte und das noch heute unter dem Namen *Pschyrembel* als Marke für das medizinische Nachschlagewerk bei Walter de Gruyter bekannt ist, wird das Lemma »Disvulnerabilität« aufgeführt mit Verweis auf »vulnus« und der Erklärung, dass es sich dabei um eine »geringere Empfindlichkeit gegen Verletzungen« handle, insbesondere bei epileptischen Anfällen.³⁹ Der Begriff

philosophisch zurückverlängern möchte.

29 John Florio: *Queen Anna's New World of Words*, London 1611, S. 612.

30 Benjamin Norton Defoe: *A New English Dictionary*, Westminster 1735, Sp. VU.

31 Nathan Bailey: *Dictionarium Britannicum: Or a More Complete Universal Etymological English*, London 1736, Sp. UX.

32 Verglichen wurden hier Bartolomeo Castelli *Lexicon Medicum Graeco-Latinum*, in dem »vulnus« auf die griechische Nomenklatur von Galen zurückgeführt wird (»troma«) und eine schwere Läsion bezeichnet (»accipientes pro omni laesione gravi«), zugefügt durch eine äußere Kraft (»causa externa violenta facta«, Bartolomeo Castelli: *Lexicon Medicum Graeco-Latinum*, Leipzig 1713, S. 752), und Blankaarts *Lexicon medicum renovatum*, wobei auch hier in Bezug auf verschiedene anatomische Eigenschaften und chirurgische Eingriffe »vulnus« in der Bedeutung von aktueller, akuter Wunde verwendet, der Begriff jedoch nicht als eigenständiges Lemma geführt wird (vgl. Blankaart: *Lexicon medicum renovatum*, Bern 1754). Auch das *Medicum* von Blankaart referiert auf das griechische Wort »trauma«/»troma« oder »traumatica«. »Traumatica« bezeichnet dementsprechend ein Medikament zur Schmerzstillung oder Heilung (lat. »vulneraria«, »Wundarznei), ebd., S. 867.

33 Albrecht von Haller: *Onomatologia medica completa oder Medicinisches Lexicon das alle Benennungen und Kunstwörter welche der Arzneywissenschaft und Apotheckerkunst eigen sind deutlich und vollständig erklärt*, Ulm 1755, Sp. 1295.

34 Pierre Hubert Nysten/Émile Littré: *Dictionnaire de médecine, de chirurgie, de pharmacie, des sciences*, Paris 121865, S. 469, 4474.

35 Vergleichend durchgesehen wurden hier Charles Louis Fleury Panckoucke: *Dictionnaire des sciences médicales*,

Bd. 58, Paris 1822; Jean-Eugène Dezeimeris: *Dictionnaire historique de la médecine ancienne et moderne*, Paris 1828–1839, und das groß angelegte, hundertbändige und für die Medizin des 19. Jahrhunderts wichtigste Werk von Amédée Dechambre: *Dictionnaire encyclopédique des sciences médicales*, Bd. 18, Paris 1885.

36 Ebd., S. S. 39 f.

37 Ebd., S. 40.

38 Galen: *Medizinische Definitionen*, hg. und übers. von Jutta Kollesch, Berlin 2023, S. 147.

39 Otto Dornblüth: *Wörterbuch der klinischen Kunstausdrücke. Für Studierende und Ärzte*, Leipzig 1894, S. 69.

bewegt sich innerhalb eines Spektrums zwischen ›mehr‹ und ›weniger‹, ›hoch‹ und ›gering‹. Er setzt also Vergleichbarkeit voraus. Aus medizinischer Sicht wäre ein Begriff wie ›Vulnerabilität‹ viel zu unspezifisch, um als Fachvokabular zu dienen, denn alle lebenden Wesen sind sterblich und folglich verwundbar. Die medizinisch relevante Frage besteht gerade darin, in welchem Grad sich die potentielle Verwundbarkeit zwischen den Patienten unterscheidet und wie sie von diesen wahrgenommen wird. Allerdings verschwindet diese Bezeichnung aus den späteren Auflagen, stattdessen taucht ›Vulnerabilität‹ auf, aber ohne eine entsprechend genaue Definition, verwiesen wird nur auf die deutsche Entsprechung der ›Verletzbarkeit‹.⁴⁰ Im deutsch-französisch-englischen *Medizinischen Wörterbuch* von Veillon und Nobel wird das Lemma seit den 1970er Jahren tradiert,⁴¹ im *Medizinischen Wörterbuch der deutschen und englischen Sprache* von Dieter Werner Unselde wird »vulnerability«/»vulnerable« erst in späteren Auflagen des 20. Jahrhunderts aufgeführt.⁴² In den *Psychyrembel*-Auflagen der 1990er Jahre wird schließlich eine klare Definition des Begriffs mit Bezug zur Psychologie gegeben: Gemeint ist eine

»durch genetische, organische, biochemische, psychische u. soziale Faktoren bedingte individuelle Disposition, auf Belastungen überdurchschnittl. stark mit Spannung, Angst, Verwirrung bis hin zu psychot. Dekompensationen zu reagieren. Wesentlich für die V. scheint eine reduzierte affektiv-kognitive Belastbarkeit i.S. einer Störung der Fähigkeit zu adäquater Informationsverarbeitung zu sein«.⁴³

Erklärbar ist diese Neuinterpretation als psychische Disposition durch das ansteigende Interesse an der Erforschung von Stressbewältigung seit Richard Lazarus' Theorien und Modellen Mitte der 1960er Jahre und durch die medizinsoziologische Relevanz in dem Modell der *Salutogenese* (Entstehung

von Gesundheit) nach Aaron Antonovsky.⁴⁴ Schon in Lazarus' und Folkmans klassisch gewordener Arbeit *Stress, Appraisal, and Coping* (1984) wird das Konzept der ›vulnerability‹ aus der Kinder- und Jugendpsychologie entlehnt und in einem breiten Sinne von psychologischen Stressfaktoren und daran erfolgende Anpassung verwendet, wobei die Autoren den Begriff im Hinblick auf die Verfügbarkeit von Ressourcen zur Bewältigung von Stress spezifizieren.⁴⁵ Vulnerabilität von Personen bemisst sich nur graduell anhand bestimmter Situationen, in denen sie nicht mehr der jeweiligen Situation gemäß handeln können. Zwischenmenschliche Relationen und Verhaltensmuster spielen eine besondere Rolle, gerade weil es darum geht, Bedrohung und Gefährdung der eigenen Handlungsfähigkeit abzuwehren.⁴⁶

II.2 VOR DEM GESETZ: DIE SUCHE NACH DEM VULNERABLEN SUBJEKT

Die medizinisch-klinische Definition wird entscheidend, wenn sie sich mit dem rechtswissenschaftlichen Diskurs kreuzt. Der sozioökonomische Pfad des Makrokosmos auf der politisch-geographischen Landkarte verbindet sich mit dem Mikrokosmos des Individuellen. Auf den Aspekt dieser Kreuzung hat bereits Johann Heinrich Zedler verwiesen, allerdings mit ganz anderen Begriffskombinationen. In Zedlers *Universal-Lexicon* gibt es eine lange Aufzählung an unterschiedlichen Wunden (inklusive der Wunden Christi), allerdings kein Adjektiv, das die Möglichkeit der Verletzung bezeichnet. Formen wie »unverbrüchlich«, »unverletzlich« oder »unversehrlich« kann man hingegen auf Personen und Sachen anwenden, Gebrauch finden sie jedoch am meisten in der Gesetzgebung und werden auf das Lateinische »santus« und »inviolabilis« zurückgeführt, also dasjenige, dem keine Gewalt zugefügt werden kann, ohne dass man Strafe erleidet.⁴⁷ Zedler verweist auf die juristische Gesetzgebung und ihre Unantastbarkeit oder Heiligkeit, die auch auf Personen und/oder Sachen im juristischen Sinne übertragen werden kann. Das ist die wohl wichtigste semantische Spur, die Roberto Esposito in seiner Herleitung des Personen-Begriffs aus dem römischen Recht geltend gemacht hat, wenn

40 Vgl. Willibald Psychyrembel: *Klinisches Wörterbuch mit klinischen Syndromen*, 252., durchgesehene und verbesserte Aufl. mit 2293 Abb., Berlin u. a. 1975, S. 1300.

41 Vgl. Emmanuel Veillon/Albert Nobel: *Medizinisches Wörterbuch, Dictionnaire Médical, Medical Dictionary*, Bern u. a. 1977 (Nachdruck 1989), S. 805.

42 Dieter Werner Unselde: *Medizinisches Wörterbuch der deutschen und englischen Sprache*. Zwei Teile in einem Band, Stuttgart ¹⁰1991, S. 343.

43 Willibald Psychyrembel: *Klinisches Wörterbuch*, 258., neu bearb. Auflage mit 2052 Abb. und 250 Tabellen, Berlin u. a. 1998, S. 1676. Der Begriff wird hier insbesondere mit dem Krankheits- oder Symptombild der Schizophrenie zusammengebracht (vgl. ebd., S. 1419).

44 Vgl. Aaron Antonovsky: *Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit*, hg. und übers. von Alexa Franke/Nicola Schulte, Tübingen 1997 (engl.1987).

45 Vgl. Richard Lazarus/Susan Folkman: *Stress, Appraisal, and Coping*, New York 1984, S. 50 f.

46 Ebd., S. 51.

47 Johann Heinrich Zedler: *Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste*, Bd. 49 (Vit-Vin), Halle/Leipzig 1746, Sp. 2342.

er sagt: »Thus, while the person is always vulnerable to becoming a thing, the thing always remains subject to the domination of the person.«⁴⁸

Das Personsein wird als ein Zustand betrachtet, der anfällig (*vulnerable*) dafür ist, dass die Person als Person ihren (rechtlichen) Zustand verlieren und zum bloßen Objekt der Unterwerfung degradiert werden kann. Verwundbarkeit im rechtlichen Sinne setzt also dort ein, wo die Person mit all ihren historisch erkämpften Rechten zum Ding unter Dingen wird, die der Herrschaft der *hazards* unterliegen. Die *Unversehrlichen* sind die *Unantastbaren*, die unter dem Schutze einer bestimmten Rechtsprechung stehen. Sie sind die *Invulnerablen* im juristischen Sinne, von denen sich die *Vulnerablen* im sozioökonomischen und medizinischen Sinne trennen. Am *unantastbaren* ist jedoch das Gesetz selbst. Daher lassen sich die semantischen Schichten des Begriffs *vulnerabilis* innerhalb der Rechtsgeschichte nur sehr mühsam nachverfolgen. Weil der Begriff mit den Menschenrechten und der Würde des Menschen im Allgemeinen verwoben ist, kann er nicht isoliert betrachtet werden, sondern wird meist im Kontext ebendieser Begriffe gelesen, verstanden und in den rechtlichen Diskurs über interdisziplinäre Schnittstellen (von der Bioethik bis zu Ökonomie und Ökologie) eingefügt.⁴⁹ Dass hier Vulnerabilität nicht ohne eine bestimmte Form souveräner Macht betrachtet werden kann, versteht sich von selbst. Schon für Thomas Hobbes gab es *invulnerable* Körper nur als Engelwesen im theologischen Sinne, doch der Mensch kann in seiner Angst, körperlich verletzt zu werden (»the fear onely of corporeall hurt, which we call *Bodily Fear*«⁵⁰), in vielen Fällen nicht darauf warten, vom Gesetz Hilfe zu erhalten, und muss sich daher selbst verteidigen, auch auf die Gefahr hin, ein mögliches Verbrechen zu begehen.

Dementsprechend vollzieht sich die juristische Konstituierung von *vulnerabilis* in Gesetzestexten immer als ein Kampf mit und gegen die Rechtsprechung, denn mit ihr muss das Paradigma eines neuen Subjekts ge-

setzt werden.⁵¹ Für die US-amerikanische Rechtswissenschaftlerin und feministische Theoretikerin Martha Fineman steht fest, dass das autonome, unabhängige Subjekt der liberalen Tradition dem neuen vulnerablen Subjekt weichen muss.⁵² Gefordert wird ein responsiver Staat, der auf diese Vulnerabilität angemessen reagiert und sie in seine legislative und exekutive Struktur des Rechts integriert. Vulnerabilität wird als »conceptual tool« verstanden,⁵³ dem das Potential zugesprochen wird, staatliche Regelungen zu ändern, um eine Sicherung und Neuverteilung von Ressourcen zum Schutz der Bevölkerung zu initiieren. Der Begriff zielt nicht auf neue Formen der Abhängigkeit, der Unterdrückung und Diskriminierung ab, sondern will auf das gemeinsame Band der Zugehörigkeit und Teilhabe im *Zusammen-sich-verletzt-Wissen* aufmerksam machen, denn: »vulnerability cannot be hidden.«⁵⁴ In Anlehnung an Fineman wird auf internationaler Ebene diskutiert, wie Vulnerabilität als (i) universelles Prinzip der *conditio humana* gesetzt und (ii) zugleich in all seinen unterschiedlichen Varianten, bedingt durch das jeweilige Verhältnis von Risiko, Schutz und Ressourcen zur Handlungsfähigkeit, identifiziert und verhandelt werden kann.⁵⁵

Zwar feiern wir in diesem Jahr in Deutschland den 75. Geburtstag des Grundgesetzes und der rechtlich verankerten Unantastbarkeit der Menschenwürde sowie die unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechte, doch längst steht fest, dass die staatliche Verpflichtung zum Schutze dieser Unantastbarkeit ein festgesetztes Ideal oder gar ein »Dogma« ist und dass der Schutz dieser Unantastbarkeit nicht überall und zu jeder Zeit – der internationale Vergleich dieses

48 Roberto Esposito: *Persons and Things. From the Body's Point of View*, übers. von Zakiya Hanafi, Cambridge 2015, S. 65.

49 Vgl. Aniceto Masferrer/Emilio García-Sánchez (Hg.): *Human Dignity of the Vulnerable in the Age of Rights. Interdisciplinary Perspective*, Basel 2016.

50 Thomas Hobbes: *Leviathan, or the Matter, Forme, & Power of a Common-Wealth Ecclesiasticall and Civill*, London 1651, S. 155. Die Erwähnung der »invulnerable Angels« findet sich auf S. 318.

51 Vgl. Martha Albertson Fineman: »The Vulnerable Subject: Anchoring Equality in the Human Condition«, in: *The Yale Journal of Law and Feminism* 20.1 (2008), S. 1–23. Vgl.

hierzu auch Mariano Longo/Vicenzo Lorubbio: »Vulnerability. From the Paradigmatic Subject to a New Paradigm of the Human Condition? An Introduction«, in: *International Journal Semiotics of Law* 36 (2023), S. 1359–1369.

52 Fineman: »The Vulnerable Subject« (Anm. 51), S. 2.

53 Ebd., S. 9.

54 Ebd., S. 11. Entscheidend ist dabei, dass die gemeinsam geteilte Vulnerabilität, die diesem neuen Subjekt inhärent ist, zeitlich variieren kann und unterschiedliche Phasen des Vulnerabelseins durchläuft. Veränderung ist Teil dieser Teilhabe. Angemessene staatliche Schutzvorrichtungen müssen daher institutionell auf diese Veränderungen reagieren können (vgl. ebd., S. 12).

55 Vgl. Longo/Lorubbio: »Vulnerability« (Anm. 51), S. 1362. Dabei sollte das ontologische Konzept dieses vulnerablen Subjekts als eine Art von Brennglas gesehen werden, welches es erlaubt, die jeweiligen Situationen, unter denen Vulnerabilität besonders hoch ist, zu vergrößern und dementsprechend im Einzelfall zu entscheiden, welche Maßnahmen ergriffen werden müssen (vgl. ebd., S. 1363).

Rechts macht dies besonders deutlich – gewährleistet werden kann,⁵⁶ wie es Hobbes bereits geltend gemacht und Giorgio Agamben in den modernen Figurationen des *Homo sacer* für das 20. Jahrhundert nachgezeichnet hat, wobei Letzterer überaus zutreffend kritisiert, dass die Menschenrechte dem Menschen nur in dem Maß zugeschrieben werden, »als er das unmittelbar wieder verschwindende (oder vielmehr gar nie als solches ans Licht tretende) Fundament des Bürgers abgibt.«⁵⁷ Weil der Mensch verwundbar ist – und einige Gesellschaften, Gruppen oder Individuen mehr als andere –, bedarf es eines besonderen Schutzes je nach Grad der Vulnerabilität und der Verfügbarkeit von Ressourcen zur Risikobewältigung. Vor dieser Aufgabe steht gerade die nationale und mehr noch die internationale Rechtsprechung.⁵⁸ Der European Court of Human Rights verwendet ›Vulnerabilität‹ als ein recht vages, allgemeines Konzept, das in dem jeweiligen Einzelfall vor Gericht unterschiedlich interpretiert und als ›Trigger‹ genutzt wird, um den Rechtsschutz zu verbessern.⁵⁹ Im Zuge der zyklischen Wiederkehr von Krisen veränderten sich auch die Bedingungen des Risikos gesellschaftlicher Exklusion, die eine »evolutionary interpretation« der Rechtslage bedingt.⁶⁰ Der zeitliche Faktor, die Stärke und die Dauer des Vulnerabelseins können dabei so stark variieren, dass sich der europäische Gerichtshof weit weniger an einer allgemeinen Taxonomie von Vulnerabilitätsfaktoren orientiert als vielmehr an den jeweiligen individuellen Umständen der Menschen innerhalb einer bestimmten Gesellschaft und zwischen Gesellschaften.⁶¹ Entscheidend ist dabei, ähnlich wie bei Fineman, Vulnerabilität nicht mit Stigmatisierung oder Diskriminierung gleichzusetzen, sondern den »non-discrimination«-Act auszuweiten und zu spezifizieren.⁶² Die Durchlässigkeit des Vulnerabilitäts-Begriffs beruht auf den unterschiedlichen Anwendungsarten in dem jeweiligen Kontext des juristischen Systems und seiner Prozessstruktur.⁶³

Diese Durchlässigkeit wird jedoch nicht als Problem der Diskursivierung oder konzeptuellen Schwäche betrachtet, sondern gerade als Chance zur besseren Kontextualisierung und Konturierung der Rechtsprechung gewertet. Durch die Wahl der »non-categorization ex ante« und der »qualification of vulnerable situations ex post« filtert das Recht graduelle Unterschiede heraus, die Menschen durch unterschiedliche Lebensbedingungen und -erfahrungen betreffen.⁶⁴ Vulnerabilität befindet sich in einer semantischen Zone der »legal creativity« und in diese Sphäre ist das mögliche Scheitern von Begriffen als soziales Kommunikations- und Verhandlungsmittel zwischen Stabilisierung und Veränderung von Rechtsformen eingeschlossen,⁶⁵ was bedeutet, dass der Begriff gerade dadurch ein sozial verändernder Motor der Gesellschaft bleibt, solange er nicht Teil des formal-juristischen Systems ist, sondern »as the triumph of non-formalistic juridication« aufgefasst wird.⁶⁶

In diesem Sinne wirkt die begriffliche Kraft der Vulnerabilität in die Zukunft voraus, weil sie die Entwicklung des Rechts hin auf neue Wege sozialer Veränderung ebnet, anstatt sie auf taxonomische Eindeutigkeiten oder rhetorisch-philosophische Vorläufer zu reduzieren. Damit bestätigt sich auch die hier vorgestellte These der ›Vulnerabilität‹ als Erwartungsbegriff zumindest in einem rechtsphilosophischen Sinne und erweitert Kosellecks Annahme von der Erfahrungferne dieses Begriffstypus: Weil *vulnerabilis* damals wie heute kein aktualisiertes, sondern ein potentielles In-Kraft-Treten eines Ereignisses und einer Erfahrung meint, kann sie nur ex post greifen, weil sie als ex ante nur unter bestimmten Bedingungen auf ein mögliches Erscheinen verweist. Im Grunde verweilt im Vulnerablen ein zutiefst transzendentes Moment, weil es vor jeglicher Erfahrung liegt, obwohl es zutiefst in der leiblichen Erfahrung gründet, nämlich Schmerz zu empfinden und Wunden zu erfahren. Eine phänomenologische Analyse des Vulnerablen zu schreiben, steht dann noch aus und ist auch mit Lévinas' Verwundbarkeitsformel »avoir-été-offert-sans-retenu«, eine absolute Form der Passivität, die sich rückhaltlos (sans retenue) im Modus des Angeboten-Worden-Seins (avoir-été-offert) zeigt und damit als Voraussetzung von Schutz und Schutzlosigkeit gilt, nicht beendet.⁶⁷

56 Vgl. Rolf Gröschner/Oliver W. Lembcke (Hg.): *Das Dogma der Unantastbarkeit. Eine Auseinandersetzung mit dem Absolutheitsanspruch der Würde*, Tübingen 2009.

57 Giorgio Agamben: *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*, Frankfurt a. M. 2002, S. 137.

58 Maria Vittoria Catanzariti: »The juridification of vulnerability in the European legal culture«, in: *Oñati Socio-Legal Series* 12.6 (2022), S. 1391–1416.

59 Ebd., S. 1395.

60 Ebd., S. 1397.

61 Vgl. ebd., S. 1401.

62 Vgl. ebd., S. 1402. In diesem speziellen Fall wurde auf verschiedene Rechtsprechungen bezüglich des Rechtsstatus, der Vulnerabilität und der Lebensstile der Roma in der EU verwiesen.

63 Vgl. ebd., S. 1405.

64 Ebd., S. 1410.

65 Ebd.

66 Ebd., S. 1411.

67 Das vollständige Zitat lautet: »Avoir-été-offert-sans-retenu, comme si la sensibilité était précisément ce que toute protection et toute absence de protection supposent déjà:

Jüngst hat die deutsche Rechtswissenschaftlerin Frauke Rostalski auf eine »Ausweitung der Risikozone« aufmerksam gemacht und behandelt damit auch die Fragen nach der Aushandlung demokratischer (Un-)Freiheiten, staatlicher Interventionen und Macht/Ohnmacht-Relationen institutioneller Agenten, die sich mit der »Ausgesetztheit des Menschen gegenüber Risiken« beschäftigen müssen, denn: »Vulnerable Gesellschaften sind nicht bloß besonders *risikoavers*, sondern neigen außerdem dazu, die Aufgabe der Risikobewältigung in staatliche Hände zu legen und diesen Vorgang immer weiter auszudehnen.«⁶⁸ Allerdings sieht Rostalski diese Ausweitung als kritisch an: Anhand zahlreicher aktueller Beispiele von der Corona-Pandemie über Sexualstraftatdelikte bis zum Ukraine-Krieg thematisiert sie unterschiedliche Grade der Ausweitung, die nicht zu einer Neuvermessung von Freiheiten führt, sondern zu einer Beschneidung von Freiheiten für alle Individuen, während es im Gegenzug der Staat ist, der immer mehr an Freiheiten gewinnt. Das ist das Paradoxon des ›resilienten Rechts‹, verstanden als »ein Instrument, um Vulnerabilität durch staatliche Maßnahmen und damit (aus der Perspektive von Individuen betrachtet) von außen auszugleichen. Gestärkt wird der Staat durch Ausdehnung seiner Handlungsbefugnisse – nicht das individuelle Subjekt.«⁶⁹ Die ›Ausweitung der Risikozone‹ reproduziert die Risiken als Ursache von Schmerzen, denn »[p]otenzielles Leid definiert potenzielle Risiken.«⁷⁰ Die Ausdehnung berühre den schmerz erfüllten und schmerzreproduzierenden Diskurs selbst, ein Phänomen, das Rostalski als »Diskursvulnerabilität« bezeichnet, womit sie die deutsche Debattenkultur anspricht, die zu einer Verschlechterung des Diskursklimas geführt habe, gerade weil sich Akteure ad personam angegriffen fühlen, Angst haben, verletzt zu werden, und dementsprechend mit emotionalen Gegenangriffen antworten.⁷¹ Auch hier zeige sich ein Paradoxon, denn die vermeintliche Rücksicht im Diskurs führe im Gegenzug zu einer Verrohung, anstatt im Rahmen eines offenen Miteinanders auszuhandeln, ob die »staatlich abgesicherte Wohlfühlzone« ausgeweitet werden soll, und wenn ja,

bis zu welchem Grad.⁷² Rostalski beruft sich auf die nüchterne Betrachtung des Rechts und plädiert dafür, die »inwohnende Steigerungslogik« von »Vulnerabilitätszuschreibungen« in der Debatte sichtbar zu machen, denn »[g]esellschaftliche Debatten dürfen wehtun, manchmal müssen sie es sogar.«⁷³

Dies wird sicherlich nicht das letzte Wort gewesen sein, das gesprochen wurde, um den Begriff der Vulnerabilität kritisch zu hinterfragen. Gerade ein begriffshistorischer Vergleich in der Zurückverlängerung von Diskursen, Disziplinen, ihren Akteuren und sozialen Feldern könnte darüber Aufschluss geben, warum *vulnerabilis* im 20. Jahrhundert einen Paradigmenwechsel des Subjekt-Begriffs einläutet und der Rechtsdiskurs als letzte Bastion gilt, die gestürmt werden muss, um eine neue Kreativität im Angesicht ihrer planetarischen Auslöschung auszurufen.

Der Begriff der ›Vulnerabilität‹ entwickelt sich von einer konkreten, empirischen Erfahrung, nämlich dem Erleiden von Schmerz durch Wunden, hin zu einem abstrakteren Konzept, das allerdings das ontologische Menschsein als solches bezeichnen soll und damit auch zu einem neuen ethisch-moralischen, anthropologischen Subjekt führt, dessen Konstitution zur allgemeinen Grundlage und damit Paradigma eines juristischen Systems wird, das gezielt angewendet werden kann. Dieses jedoch muss in den jeweiligen Einzelfällen greifen können und daher gemäß bestimmter Kriterien von der Abstraktion zur individuellen *vulnerabilis* führen. Die objektive Messbarkeit soll eine differenzierte Bewertung des Vulnerablen gewährleisten.

Utopische Erwartungsbegriffe lassen sich allerdings nur schwer an die konkrete Erfahrungswelt zurückbinden, besonders dann, wenn sie die Bedingungen der Möglichkeit eines bestimmten Zustandes beschreiben, aber keinen aktuell gegebenen und wirksamen meinen. Sie müssen im Grunde mobil bleiben und anderen Begriffen Vorschub leisten, die sich eindeutiger und unzweifelhafter in Definitionen fügen lassen. Erwartungsbegriffe sind und bleiben transzendente Zwitterfiguren *vor* und *nach* jeder Erfahrung, in der sie mit der Wirklichkeit kollidieren: Nichts ist uns so nah wie die Erfahrung der offenen Wunde, die daran erinnert, dass wir verwundet worden sind und dass, auch wenn wir heilen, Wunden wiederkehren. Die Erfindung des Begriffs der Vulnerabilität zeigt uns

la vulnérabilité même.« Emmanuel Lévinas: *Autrement qu'être ou au-delà de l'essence* (Reihe: Phaenomenologica. Collection publiée sous le patronage des centre d'archives-Husserl, Bd. 54). Den Haag 1974, S. 94.

68 Frauke Rostalski: *Die vulnerable Gesellschaft. Die neue Verletzlichkeit als Herausforderung der Freiheit*, München 2024, S. 27.

69 Ebd., S. 36 f.

70 Ebd., S. 34.

71 Ebd., S. 107.

72 Ebd., S. 158.

73 Ebd., S. 165 f.

unsere neue Kreatürlichkeit an, die zugleich vergangenheits- und zukunftsorientiert ist, wobei ihr Ursprungsort nur im *Hier und Jetzt* existiert. Sie markiert in der Gegenwart die Erwartung als eine sich selbst wiederöffnende Wunde: die Wunde als Wiederkehr der Erfahrung der eigenen Verwundbarkeit.